

blanvalet

JEFFERY DEAVER

schreibt als William Jefferies

EIN EINFACHER MORD



Jeffery Deaver

Ein einfacher Mord

Inhaltsangabe

Eigentlich ist John Pellam nur nach Maddox gefahren, um Bier und Chips für eine gemütliche Pokerrunde zu besorgen. Doch dann wird der Filmemacher aus Hollywood unvermutet Zeuge eines eiskalten Doppelmords. Und damit fangen seine Schwierigkeiten erst so richtig an: Die Staatsanwaltschaft nimmt John in die Zange, weil sie fälschlicherweise glaubt, er könne den Auftraggeber des brutalen Verbrechens identifizieren. Die Polizei setzt seine Freundin unter Druck, und die örtlichen Behörden drohen sogar, die Dreharbeiten zu seinem aktuellen Film zu verbieten. Während John noch verzweifelt versucht, den Staatsanwalt hinzuhalten und die Bosse des Filmstudios zu besänftigen, muss er bald erkennen, in welcher Gefahr er wirklich schwebt: Aufgeschreckt durch die hektischen Aktivitäten der Polizei, sind auch ein paar skrupellose Killer der Mafia auf ihn aufmerksam geworden. Und so steckt John Pellam in einer nahezu ausweglosen Zwickmühle, denn Schweigen ist bei einem so grausamen Verbrechen bestimmt nicht Gold, aber Reden wäre sein sicherer Tod ...

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Bloody River Blues«
bei Pocket Books, Simon & Schuster, Inc. New York.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Oktober 2009
bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 1993 by Jeffery Deaver
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: © HildenDesign unter Verwendung von
Motiven von Victor Newman / Shutterstock; Florin C / Shutterstock
UH • RF
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37391-8
www.blanvalet.de

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder
chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ©

Für Monica Derham

»Für einen Film braucht man nur
eine Waffe und eine Frau.«

Jean-Luc Godard

... Eins

Alles, was er wollte, war ein Kasten Bier.
Aber es sah so aus, als müsste er ihn selbst besorgen.

»Ich kann wohl kaum einen Kasten Labatts hinten auf einer Yamaha transportieren«, erklärte Stile.

»Schon in Ordnung«, erwiderte Pellam ins Mobiltelefon.

»Wenn du einen Sechserpack willst, das würde gehen. Aber der Gepäckträger ist locker. Den bin ich dir ja wohl schuldig. Den Gepäckträger, meine ich. Tut mir Leid.«

Das Motorrad gehörte der Filmgesellschaft, war aber Pellam zur Benutzung überlassen worden, der es wiederum Stile geliehen hatte. Stile war Stuntman. Pellam dachte lieber nicht darüber nach, was Stile getan hatte, um den Gepäckträger zu demolieren.

»Ist schon in Ordnung«, wiederholte Pellam. »Ich werde selbst einen Kasten besorgen.«

Er drückte auf die Austaste und holte seine braune Bomberjacke aus dem vorderen Schrank des Winnebago, während er überlegte, wo er den Getränkeladen gesehen hatte. Bis zum Riverfront Deli war es nicht weit, anders als das Datum seines nächsten Gehaltsschecks, so dass Pellam keine Lust hatte, 26,50 Dollar für einen Kasten zu bezahlen, auch wenn er von Kanada importiert und bis hierher transportiert worden war.

Er ging in die Kochnische seines Wohnwagens, rührte das Chili um und legte das Brot zum Aufbacken in den kleinen Herd. Er hatte überlegt, zur Abwechslung mal etwas anderes zu kochen. Niemand schien bemerkt zu haben, dass es immer Chili gab, wenn sich die Poker-Runde bei ihm traf. Mal servierte er es mit Hot Dogs, mal auf Reis, aber es war und blieb Chili. Und Austern-Cracker. Viel mehr konnte er nicht kochen.

Er überlegte, auf einen ganzen Kasten Bier zu verzichten und Stille noch einmal anzurufen und zu sagen: Ja, bring einfach ein Sechserpack mit. Aber er rechnete schnell nach und wusste, dass sie einen ganzen Kasten brauchten. Zu fünft würden sie sechs Stunden lang spielen, was bedeutete, dass sogar ein ganzer Kasten fast zu knapp war. Er würde, wenn es so weit war, den Mescal und den Wild Turkey rausrücken müssen.

Pellam trat nach draußen, schloss die Wohnwagentür ab und ging die Straße am grauen Missouri River entlang. Es war gerade erst dunkel geworden, ein trüber Wochentag im Herbst, und eigentlich müsste jetzt Stoßverkehr herrschen. Aber die Straße hob und senkte sich vor ihm, ohne dass irgendwo ein Auto zu sehen war. Er zog den Reißverschluss seiner Jacke bis oben hin zu. Pellam war groß und dünn. An diesem Abend trug er Jeans und ein Arbeiterhemd, das früher schwarz gewesen, jetzt aber grau gefleckt war. Die Absätze seiner Cowboy-Stiefel kratzten laut über den nassen Asphalt. Hätte er doch nur seine Lakers-Mütze oder seinen Stetson aufgesetzt. Vom Fluss wehte ein kalter Wind herüber, und mit ihm der Geruch nach Salz und Fisch. Pellams Augen brannten, und seine Ohren taten weh.

Er ging schnell. Er befürchtete, dass Danny, der Drehbuchautor des Films, der gerade gedreht wurde, zu früh kommen könnte. Pellam hatte neulich einen fünf Kilo schweren Wels in der Badewanne von Dannys Hotelzimmer zurückgelassen, und Danny hatte gedroht, zur Vergeltung die Winnebago-Tür zuzuschweißen.

Der vierte Poker-Spieler war aus San Diego und ein Helfer des Kameramanns, der immer noch aussah wie der Matrose von der Handelsmarine, was er früher tatsächlich einmal gewesen war. Auch die Tätowierungen fehlten nicht. Der Fünfte im Bunde war ein Anwalt aus St. Louis, ein Kerl mit Adlernase und Hängebacken. Die Filmgesellschaft in L.A. hatte ihn engagiert, um vor Ort die Eigentumsrechte und Verträge mit den Ortsansässigen auszuhandeln. Er redete ununterbrochen über die Politik in Washington, als hätte er sich als Präsidentschaftskandidat beworben, wäre aber abgelehnt worden, weil er der einzige ehrliche Kandidat im Rennen war. Sein Gequassel war eine

Qual, aber beim Pokern war er einfach klasse – er setzte hoch und wusste zu verlieren.

Die Hände in den Taschen, bog Pellam in die Adams Street ein und entfernte sich vom Fluss, während er das gespenstische, verlassene Gebäude aus rotem Backstein von Maddox Ironworks betrachtete.

Ganz schön feuchte Luft, dachte er. Könnte noch regnen.

Würde der Zeitplan für die Dreharbeiten in dieser verdammten Stadt sehr überzogen werden?

Würde das Chili anbrennen, oder hatte er die Flamme herunter gedreht?

Und über allem schwebte der Gedanke an einen Kasten Bier.

»In Ordnung, Gaudia geht die Third Street runter, okay? Er arbeitet meistens bis sechs oder halb sieben, aber heute Abend geht er mit einer Frau was trinken, ich weiß aber nicht, mit welcher.«

»Warum ist er in Maddox?«, wollte Philip Lombro von Ralph Bales wissen.

»Das habe ich doch gerade gesagt. Er geht ins Jolly Rogue, um da was zu trinken. Kennst du das Jolly Rogue? Dann geht er ins Callaghan, ein Steak essen.«

Während Philip Lombro zuhörte, senkte er den Kopf und berührte seine Wange mit zwei zu einem V gespreizten Fingern. Sein Gesicht hatte schon viel Sonne gesehen, aber bronzefarben war es deswegen noch lange nicht; Lombros Gesichtsfarbe tendierte eher in Richtung Silber oder Platin, was zu seiner weißen Haarpracht passte, die sorgfältig in Form gesprüht war. »Was ist mit Gaudias Leibwächter?«, fragte er.

»Er wird nicht mitkommen. Gaudia glaubt, Maddox sei ein sicheres Pflaster. Gut, er hat also für halb acht reserviert. Es sind fünf Minuten zu Fuß – ich hab's überprüft –, und sie werden um Viertel nach sieben losgehen.«

Ralph Bales saß auf dem Vordersitz des marineblauen Lincoln und

schaute geradeaus, während er mit Lombro sprach. Ralph Bales war neununddreißig, muskulös und überall behaart außer auf dem Kopf. Sein Gesicht war unverhältnismäßig dick, als würde er eine Latexmaske für Spezialeffekte tragen. Er war nicht hässlich, hatte aber ein Mondgesicht. An diesem Abend trug er ein schwarz-rot gestreiftes Rugby-Hemd, blaue Jeans und eine Lederjacke. »Er ist auf der Third, ja? Von dort geht eine Gasse Richtung Westen. Da ist es richtig dunkel. Stevie wird da sein und den Stadstreicher mimen.«

»Stadstreicher? In Maddox gibt es keine Stadstreicher.«

»Dann eben einen Gammler. Gammler gibt's in Maddox«, entgegnete Ralph Bales.

»In Ordnung.«

»Er hat eine kleine Beretta, eine .22, bei der ein Schalldämpfer nicht nötig ist. Ich habe die Ruger. Stevie ruft ihn, er bleibt stehen und dreht sich um. Stevie pustet ihn aus der Nähe um. Ich bin hinter ihm, nur für den Notfall. Zack, schon sind wir in Stevies Wagen, über den Fluss rüber und nicht mehr zu sehen.«

»Ich werde vorne an der Gasse sein«, meinte Lombro. »Auf der Third.«

Ralph Bales schwieg einen Moment, hielt seinen Blick aber auf Lombro gerichtet. Er sah eine Hakennase, freundliche Augen und einen schicken Anzug mit Paisley-Krawatte. Es war komisch, aber mehr als das konnte man nicht sehen. Man würde meinen, sein silbergrau-es Haar, die auf Hochglanz polierten, oxsenblutfarbenen Mokassins mit Troddeln und die abgenutzte Rolex würden alles über Philip Lombro sagen. Nein, mehr war nicht. Nur die Einzelteile und nichts als die Einzelteile. Wie auf einem Foto im *Peoples Magazine*.

Lombro erwiderte gelassen Ralph Bales Blick. »Ja?«, fragte er. »Hast du ein Problem damit?«

Ralph Bales dachte, er könnte den Blickwettbewerb gewinnen, wenn er nur wollte, und betrachtete den üppigen Haarwuchs auf seinem Handrücken. »Gut, ich glaube nicht, dass es eine gute Idee ist, wenn du da bist. Aber das habe ich dir ja schon gesagt.«

»Ja, das hast du.«

»Gut, ich glaube immer noch, dass es keine gute Idee ist.«

»Ich will sehen, wie er stirbt.«

»Du wirst die Fotos sehen. Im *Post-Dispatch* werden Bilder sein. Im *Reporter* werden Fotos sein. In Farbe.«

»Ich werde ab Viertel nach sieben da sein.«

Ralph Bales trommelte mit den Fingern auf den Ledersitz des Lincoln. »Es geht auch um meinen Arsch.«

Lombro blickte auf seine Uhr. Das Glas war zerkratzt und vergilbt. Zehn vor sieben. »Ich kann mir jemand anderen suchen, der die Arbeit erledigt.«

Ralph Bales wartete einen Moment. »Das ist nicht nötig. Wenn du dabei sein willst, ist das deine Sache.«

»Genau, das ist meine Sache.«

Ohne weiter darauf einzugehen, öffnete Ralph Bales die Wagentür.

In diesem Augenblick passierte es.

Verdammt ...

Ein Schlag, das Geräusch von Glas, das auf Glas trifft, und ein paar dumpfe Explosionen. Ralph Bales sah zu diesem Mann auf – einem dünnen Kerl in brauner Lederjacke. Er stand einfach da, blickte ihn an, ein Lächeln auf den Lippen, das sagte, ich wusste, dass so was in der Art passieren würde. Bier schäumte aus dem Boden des Pappkartons, der auf dem Bürgersteig stand.

Der Mann blickte Ralph Bales an und dann an ihm vorbei in den Wagen. Ralph Bales knallte die Wagentür zu und ging fort.

»Hey, mein Bier«, sagte der Mann mit dem wehmütigen Lächeln.

Ralph Bales beachtete ihn nicht und ging die Adams Street weiter.

»Hey, mein Bier!«

Ralph Bales beachtete ihn immer noch nicht.

Der Mann ging hinter ihm her. »Ich rede mit Ihnen. Hallo!«

»Leck mich«, erwiderte Ralph Bales und bog um die Ecke.

Der große Mann starrte ihm entrüstet und mit verzerrtem Mund einen Moment hinterher, dann beugte er sich hinunter und blickte durchs Fenster des Lincoln. Er wölbte seine Hände und klopfte ans Fenster. »Hallo, euer Kumpel ... hallo.« Wieder klopfte er. Lombro leg-

te den Gang ein und fuhr los. Der Mann sprang zurück und blickte dem Lincoln hinterher. Er kniete sich neben seinen ramponierten Karton, aus dem das Bier in den Rinnstein floss wie aus einem undichten Hydranten.

Donald Buffett vom Maddox Police Department beobachtete, wie der letzte Rest des Biers auf die Straße sickerte, und dachte, wenn das in den Cabrini-Projekten im Westen der Stadt passiert wäre, würde es ein Dutzend Typen auflecken oder sich wegen der nicht zerbrochenen Flaschen gegenseitig abstechen.

Buffett lehnte an einer Backsteinmauer und beobachtete den Kerl – Buffett dachte, er sehe aus wie ein Cowboy –, der den Karton aufriss und rettete, was noch zu retten war. Wie ein Kind, das in seinen Spielsachen kramt. Der Cowboy stand auf und zählte die vielleicht unbeschädigten Flaschen. Der Karton war durchgeweicht und löste sich auf.

Buffett hatte erwartet, dass der Kerl auf den Mann losgehen würde, der aus dem Lincoln gestiegen war. Es gab eine Zeit, noch vor der Akademie und vor dem Polizeidienst, in der Buffett in so einem Fall seinem Gegenüber das Fell über die Ohren gezogen hätte. Aber der Cowboy hier reihte nur die unbeschädigten Flaschen im Schatten des Neuman-Möbelladens auf, um sie dort zu verstecken. Er schien noch einmal in den Getränk Laden gehen zu wollen. Den Karton stopfte er in einen Müllcontainer und wischte seine Hände an der Hose ab.

Buffett stieß sich von der Wand ab und überquerte die Straße.

»n' Abend, Sir«, grüßte er.

Der Cowboy blickte auf und schüttelte den Kopf. »Haben Sie das gesehen?«, fragte er. »Nicht zu glauben, oder?«

»Ich behalte sie im Auge, wenn Sie sich eine Tasche oder so was besorgen wollen«, bot Buffett an.

»Echt?«

»Klar.«

»Danke.« Er verschwand die leere Straße hinunter.

Zehn Minuten später kam der Cowboy mit einer Plastiktüte mit zwei Sixpack zurück. Die kleine Papiertüte, die er noch dabei hatte, reichte er Buffett.

»Ich würde Ihnen ja ein Labatts anbieten, aber ich denke, es gibt Vorschriften bei Polizisten im Dienst. Deswegen kriegen Sie einen Kaffee und einen Doughnut. Zucker ist auch in der Tüte.«

»Vielen Dank, Sir.« Buffett war peinlich berührt und fragte sich, warum eigentlich. »Das wäre nicht nötig gewesen.«

Der Cowboy hob die Bierflaschen auf und packte sie in die Einkaufstüte. Buffett bot ihm nicht an zu helfen. Schließlich erhob sich der Cowboy wieder und stellte sich vor. »John Pellam.«

»Donnie Buffett.«

Sie nickten einander zu, reichten sich aber nicht die Hände.

Buffett hob den Kaffeebecher hoch, als würde er Pellam zuprosten, und ging. Hinter ihm klimpernten Bierflaschen, als sich der Mann auf den Weg Richtung Fluss machte.

Um zwanzig nach sieben an diesem Abend blickte Vincent Gaudia an dem kurzen, weißen Kleid seiner blonden Begleiterin hinunter. »Es ist Zeit, zu essen«, sagte er.

»Und woran hast du gedacht?« Sie atmete tief durch, und bei ihrem Lächeln bildeten sich kleine Krähenfüße in ihrem Make-up, das sie ein wenig zu dick aufgetragen hatte.

Gaudia stand auf solche Frauen. Auch wenn sie für ihn ein Gebrauchsartikel waren, versuchte er, nicht herablassend zu sein. Einige seiner Begleiterinnen waren sehr intelligent, einige spirituell veranlagt, andere opferten freiwillig viele Stunden im Dienste irgendeiner guten Sache. Und obwohl ihm ihre Gedanken, ihre Seelen und ihr Bewusstsein egal waren, hörte er ihnen begeistert und mit echter Neugier zu, wenn sie von ihren Interessen erzählten.

Aber eigentlich war er nur darauf aus, diese Frau hier mit in seinen

Laden zu nehmen, wo er ihr sagen könnte, dass sie endlich mit ihren geistigen Führern aufhören und sich hinknien sollte, damit er sich an ihren Strapsen wie an Zügeln festhalten konnte. Er drückte seinen Ellbogen zwischen ihre Brüste. »Im Moment rede ich vom Abendessen«, sagte er.

Sie kicherte.

Sie verließen das Jolly Rogue, überquerten die River Road und gingen die Third Street Richtung Innenstadt von Maddox entlang, vorbei an Büros, schmutzigen Stehcafés und düsteren Läden, die voll gestellt waren mit fleckigen, abgenutzten Gebrauchtmeubeln. Die Frau drückte sich an ihn, um sich zu wärmen. Die kalte Luft erinnerte Gaudia an seine Kindheit in Cape Girardeau, als er von der Schule nach Hause gegangen war und das Laub mit seinen zweifarbigem Schuhen aufwirbelte, in dem er einen Apfel mit aufgeweichter Zuckerglasur oder eine Süßigkeit von Halloween vor sich hergekickt hatte.

An Halloween hatte er ein paar wahnsinnige Dinger gedreht, und immer, wenn er kalte Herbstluft roch, wurden die angenehmen Erinnerungen daran in ihm wach. »Was hast du an Halloween gemacht?«, fragte Gaudia. »Als Kind, meine ich.«

Sie blinzelte, dann dachte sie nach. »Na ja, wir hatten viel Spaß, weißt du. Ich habe mich meistens als Prinzessin oder so was verkleidet. Einmal war ich auch eine Hexe.«

»Eine Hexe? Unmöglich. Selbst wenn du es versuchen würdest, wärst du keine.«

»Du bist lieb. Dann haben wir tonnenweise Süßigkeiten gesammelt. Ich meine wirklich tonnenweise. Ich mochte Babe Ruths, ach nein, ha, ha, Baby Ruths am liebsten, und manchmal habe ich extra ein Haus gesucht, in dem es die Dinger gab. Dann bin ich immer wieder hingegangen. Einmal habe ich zwölf Baby Ruths bekommen. Aber ich musste aufpassen. Als Kind hatte ich eine Menge Pickel.«

»Heute ziehen die Kinder an Halloween nicht mehr los. Es ist gefährlich. Hast du von dem Typen gehört, der Nadeln in Äpfel gesteckt hat?«

»Äpfel mochte ich nie. Nur Schokoriegel.«

»Baby Ruths«, erinnerte sich Gaudia.

»Wohin gehen wir? Hier ist's ja richtig gruselig.«

»Wir sind in einer gruseligen Stadt. Aber hier gibt's das beste Steakhaus im Staat außerhalb von Kansas City. Das Callaghan's. Magst du Steak?«

»Ja, Steak mag ich. Und Steak mit Fisch ... aber das ist teuer«, fügte sie bescheiden hinzu.

»Ich glaube, dort gibt es Steak mit Fisch. Wenn du das willst, bestelle ich es dir. Du kannst alles haben, was du willst.«

Ralph Bales stand an der Straßenecke in der Nische der Missouri National Bank und beobachtete das Paar im schwachen Schein der Straßenlaterne, bei der drei von vier Birnen durchgebrannt waren. Das Mädchen schien an seinem Arm zu kleben, was wahrscheinlich eher ein Vorteil war, weil sie Gaudias Schießhand blockierte, falls er eine Waffe dabei hatte.

Philip Lombros dunkler Lincoln Town Car, kastenförmig wie ein Flugzeugträger, stand auf der anderen Straßenseite. Auspuffgas stieg in die kalte Luft. Ralph Bales betrachtete die perfekte Karosserie mit dem makellosen Chrom, dann Lombros Silhouette hinter dem Steuer. Dieser Mann war wahnsinnig. Ralph Bales konnte nicht verstehen, warum er bei der Schießerei zuschauen wollte. Er wusste, dass manchen Typen einer abgeht, wenn sie Leute umlegen. Und das schon fast im sexuellen Sinn. Allerdings hatte Ralph Bales den Eindruck, dass dies etwas war, was Lombro glaubte, tun zu müssen, aber nicht unbedingt tun wollte.

Eine Stimme ertönte in der kühlen Luft – Stevie Flom, Ralph Bales Partner, spielte den Stadstreicher. »O Mann, ja genau, ja, das war's! Ich hab's in der Zeitung gelesen ... in der Zeitung, ich hab's gelesen, vergessen, was ihr gelesen habt, vergessen, was ihr gelesen habt ...«

Dann dachte Ralph Bales, er hätte gehört, wie Stevie den Schlitten auf der Beretta zurückzog, auch wenn er sich das vielleicht nur einge-

bildet hatte. In solchen Momenten hört man Geräusche und sieht Dinge, die eigentlich nicht da sind. Seine Nerven vibrierten wie ein Dragster, der ungeduldig an einer roten Ampel wartete. Er wünschte, er wäre nicht so nervös.

Klappernde Ledersohlen auf Beton. Das Geräusch wirkte übertrieben laut. Klappernde und schlurfende Schritte auf dem nassen, leeren Bürgersteig.

Kichern.

Klappern.

Licht spiegelte sich in Gaudias Schuhen. Ralph Bales kannte Gaudias Schwäche für Mode. Vermutlich trug er gerade Schuhe für fünfhundert Dollar. Auf Ralph Bales Schuhe stand ›Kunstleder‹, und die Menschen, die diese Kunst beherrschten, wohnten in Taiwan.

Aus sieben Metern Entfernung hallten Schritte.

Der Auspuff des Lincoln brummte vor sich hin.

Ralph Bales Herz pochte.

Stevie redete wie ein durchgeknallter Säufer. Stritt mit sich selbst.

Die Blonde kicherte.

»Hätten Sie vielleicht ein bisschen Kleingeld, Mister?«, fragte Stevie schließlich.

Gaudia wäre ein Dreckskerl, wenn er nicht stehen bleiben und einen Geldschein aus der Tasche ziehen würde.

Ralph Bales rannte mit der geladenen Ruger über die Straße. Die Waffe lag schwer in seiner Hand. Dann der schrille Schrei der Frau, eine rasche Bewegung, als Gaudia sie herumwirbelte und als Schutzschild zwischen sich und Stevie benutzte. Ein Schuss, dann ein zweiter. Die Blonde sackte zusammen.

Gaudia rannte weg. Schnell. Versuchte zu fliehen.

Heilige Mutter Gottes ...

Ralph Bales hob die schwere Waffe und schoss zwei Mal. Er traf Gaudia mindestens ein Mal. Im Genick, dachte er. Gaudia fiel auf den Bürgersteig, hob kurz eine Hand und blieb reglos liegen.

Lombro ließ den Motor des Lincoln laut aufheulen, dann jagte er davon.

Einen Moment herrschte Stille.

Ralph Bales ging auf Gaudia zu.

»Stehen bleiben!«

Der Schrei kam aus einer Entfernung von nur eineinhalb Metern hinter ihm. Bales musste vor Schreck fast kotzen, und so, wie sein Herz raste, fragte er sich, ob er einen Infarkt bekommen würde.

»Ja, Sie meine ich, Mister.«

Ralph Bales Hand senkte sich, die Waffe zeigte nach unten. Er keuchte abgehackt und schluckte.

»Waffe fallen lassen!« Die Stimme schnappte über vor kaum zu bändigender Hysterie.

»Ich lasse sie fallen.« Das tat Ralph Bales dann auch. Er schielte, als die Waffe auf den Boden fiel. Sie ging nicht los.

»Und jetzt auf den Boden legen!« Der Polizist sank in die Hocke, hielt aber seine Waffe immer auf Ralph Bales' Kopf gerichtet.

»In Ordnung!«, sagte Ralph Bales. »Tun Sie nichts. Ich lege mich jetzt hin.«

»Sofort!«

»Ich mach ja schon! Ich lege mich ja schon hin!« Ralph Bales sank auf die Knie, dann legte er sich auf den Bauch. Die Straße roch nach Öl und Hundepisse.

Der Polizist ging um ihn herum, kickte die Ruger zur Seite und sprach in sein Funksprechgerät. »Hier ist Buffett. Ich bin in der Innenstadt von Maddox. Code 10-13. Es wurden Schüsse abgegeben, zwei Personen getroffen. Ich brauche einen Krankenwagen und Verstärkung in der ...«

Genauer konnte der Mitarbeiter in der Funkzentrale der Polizei und Feuerwehr von Maddox nicht in Erfahrung bringen, wohin Donnie Buffett die Verstärkung und den Krankenwagen bestellen wollte – zumindest im Moment noch nicht. Der Funkspruch des Beamten wurde abrupt unterbrochen, als Stevie Flom aus der Gasse trat und das Magazin seiner Beretta in dessen Rücken entlud.

Buffett stöhnte, fiel auf die Knie und versuchte, hinter sich zu greifen. Dann stürzte er nach vorne.

Ralph Bales stand auf, griff zu seiner Ruger, ging zum bewusstlosen Polizisten und hielt die Mündung seiner Pistole an dessen Kopf. Er spannte den Hahn.

Langsam wühlte sich der schwere, blaue Lauf durch das schweißnasse Haar des Polizisten. Ralph Bales legte seine linke Hand über seine Augen. Sein Herz schlug acht Mal. Seine Hand erstarrte und entspannte sich wieder. Er trat zurück, wandte sich von dem Polizisten ab und begnügte sich damit, Gaudia und der Blondine jeweils einen Kopfschuss zu verpassen.

Dann gingen Ralph Bales und Stevie Flomforsch wie zwei Fans, die gerade von einem Basketballspiel kamen und sich ein paar Bier genehmigen wollten, auf einen gestohlenen schwarzen TransAm mit einem sportlichen roten Streifen auf der Seite zu. Stevie startete den Motor, während sich Ralph Bales in den bequemen Schalensitz sinken ließ. Er hob seinen tauben Zeigefinger an die Oberlippe und roch Schießpulver und den Rauch vom Zündhütchen. Während sie langsam Richtung Fluss fuhren, blickte Ralph Bales in das im Süden schimmernde Licht von St. Louis und dachte, dass er sich jetzt nur noch um den Zeugen kümmern müsste – den Typen mit dem Bier –, dann wäre alles erledigt.

... Zwei

Gelbes Licht leuchtet auf und verblasst wieder, wird schwarz und wieder gelb, es bewegt sich was, jemand ruft, dann wird wieder alles schwarz, der Schmerz ist kaum auszuhalten, zu atmen und zu schlucken ist nicht möglich ... Flackerndes gelbes Licht. Da gehen sie, schleichen sich fort ... Lasst mich nicht allein, lasst mich nicht allein ...

Donnie Buffett blickte kurz in Pennys entsetztes, blasses und von

schwarzem Haar umrahmtes Gesicht. Die Angst, die er darin sah, erschreckte ihn. Er griff nach Pennys Hand und verlor das Bewusstsein.

Als er die Augen wieder öffnete, war seine Frau fort, und das Zimmer lag im Dunkeln. Noch nie war er so erschöpft gewesen.

Oder so durstig.

Nach ein paar Minuten wurde ihm langsam klar, dass auf ihn geschossen worden war. Und im gleichen Augenblick, in dem er das dachte, vergaß er alles – Penny, das widerliche Gefühl in seinem Rücken und seinen Eingeweiden, seinen Durst – und strengte sich an, um sich zu erinnern. An ein Wort. Ein kurzes Wort. Dieses eine Wort, das seinem ganzen Leben einen Sinn gab.

Das Wort. Wie hieß das Wort? Wieder wurde er ohnmächtig. Als er aufwachte, sah er eine philippinische Krankenschwester.

»Wasser«, flüsterte er.

»Mund ausspülen und wieder ausspucken«, sagte sie.

»Durst.«

»Spülen und ausspucken.« Sie ließ Wasser aus einer Plastikflasche in seinen Mund laufen. »Nicht schlucken.«

Er schluckte. Und kotzte.

Die Krankenschwester seufzte laut und wischte ihn ab.

»Ich spüre meine Beine nicht. Hat man mir die Beine abgeschnitten?«

»Nein. Sie sind müde.«

»Oh.«

Das Wort. Verdammt, wie hieß das Wort doch nur? Bitte, Heilige Mutter Gottes, mach, dass es mir wieder einfällt ...

Er schlief ein bei dem Versuch, sich an das Wort zu erinnern, und als er kurz darauf wieder aufwachte, überlegte er immer noch. Seitlich des Bettes standen zwei Männer in zerknitterten Anzügen. Als er sie ansah, musste er lächeln.

»Hey, er lächelt.« Der Mann, der das gesagt hatte, war blond und hatte einen kantigen Unterkiefer.

»Na, Donnie?«, meinte der andere. »Ich will gar nicht fragen, wie's dir geht, weil ich die Antwort schon weiß: ›Was für eine Scheiß-Fra-

ge, mir geht's beschissen.« Er war dunkel im Gesicht und hatte kurzes, glänzendes Haar. Sein Blick, der auf Buffett lag, war voller Zuneigung, als er nach dessen Hand griff.

»Sie haben mich von hinten angeschossen. Hinter mir war noch einer.«

»Der Bürgermeister kommt dich besuchen«, fuhr Bob Gianno fort, der Detective mit dem dunklen Teint. »Er will dir viel Glück wünschen.«

Glück? Wozu brauche ich Glück? Ich habe doch schon Glück gehabt. Ich brauche keines mehr. Ich will nur raus aus diesem Bett.

Buffetts Lippen öffneten und schlossen sich.

»Was ist das?« Richard Hagedorn, der blonde Detective, beugte sich vor.

»Warum kann ich ...« Er schüttelte den Kopf. »Ich hatte doch meine kugelsichere Weste an«, sagte er entrüstet.

»Er hat dich weiter unten erwischt. Das hat man zumindest auf der Pressekonferenz gesagt.«

»Oh.« Pressekonferenz? Es gab eine Pressekonferenz über mich?

»Wir haben deine Frau kennen gelernt, Donnie«, meinte Gianno. »Sie ist echt hübsch.«

Buffett nickte ausdruckslos.

»Ich denke, du weißt, warum wir hier sind«, fuhr Gianno fort. »Was kannst du uns über den Vorfall sagen?«

Der äußere Rand seines Blickfeldes verschwamm wieder, löste sich zu einer Million schwarzer Punkte auf. Gelbes und weißes Licht. Seine Organe schienen sich zu bewegen. Zu fließen. Er spürte einen starken Schmerz, der um so erschreckender war, weil er nicht weh zu tun schien. Er versuchte, sich an das Wort zu erinnern. *Das Wort. Das WORT. Die Antwort liegt in dem Wort.*

»Ich ...« Seine Stimme erstickte in einem Röcheln, als er nach Luft schnappen musste.

»Vielleicht sollten wir ...«, begann Hagedorn, doch Buffett wischte sich mit dem Laken den Schweiß aus dem Gesicht und sagte: »Ah, ich habe nur einen Gauner gesehen. Ein Weißer, angehende Glatze,

dunkles Haar. Mit dem Rücken zu mir, Gesicht habe ich nicht gesehen. Vielleicht fünfunddreißig.« Pause. Luft zischte über seine trockenen Lippen und brannte wie Alkohol auf einer Wunde. »Einsachtundsiebzig, einsachtzig groß. Fünfundachtzig Kilo. Dunkle Jacke, Hemd und Jeans, glaube ich. Ich erinnere mich nicht. Hatte eine große Waffe.«

»Eine .44.«

»Eine Vierundvierziger«, wiederholte Buffett langsam. »Der andere, der mich angeschossen hat ...«

»Hast du ihn erkannt?«

Buffett schüttelte den Kopf. »Wer war das Opfer?«, fragte er.

»Vince Gaudia und irgendein Aufriss.«

»Mann«, flüsterte Buffett ehrfurchtsvoll. »Gaudia.« Er schloss die Augen und schüttelte den Kopf. »Peterson wird Blut spucken.«

»Zum Teufel mit Peterson«, schimpfte Hagedorn. »Wir werden uns den Arsch schnappen, der dich fertig machen wollte, Donnie.«

»Den Dritten habe ich auch nicht gesehen«, meinte Buffett.

»Den Dritten?«, vergewisserte sich Hagedorn. Er sah zu Gianno hinüber.

»Den Typen im Lincoln.«

»Was für ein Lincoln?« Gianno machte sich Notizen.

»Dunkler Lincoln. Er stand auf der anderen Straßenseite. Autonummer oder Modell habe ich nicht erkannt.« Buffett hustete. »Ich möchte etwas Wasser.«

Hagedorn ging zur Toilette und holte ein Glas, das er Buffett reichte.

Buffett zögerte. »Könnte sein, dass es wieder rauskommt«, entschuldigte er sich.

»Ich habe schon Schlimmeres als kotzende Polizisten gesehen.«

Buffett musste aber nicht kotzen, sondern gab Hagedorn triumphierend das leere Glas zurück. »Das Beste, was ich je in meinem Mund hatte.«

Die Männer lachten; es war nicht nötig, irgendeine der drei Pointen laut auszusprechen, die sich gleichzeitig in drei verschiedenen Köpfen gebildet hatten.

»Der Typ im Lincoln – hat er sich aus dem Staub gemacht?«, wollte Gianni wissen.

»Nein, er ist einfach weggefahren. Vielleicht musste er das Opfer nur dem anderen Typen zeigen.«

»Nein«, widersprach Gianni. »Jeder weiß, wie Gaudia aussieht. Er ist ein Titelheld. Hm, zumindest war er das.«

»Vielleicht war der Typ im Lincoln derjenige, der den Glatzkopf engagiert hat«, überlegte Buffett.

»Irgendein großer Fisch? Könnte sein. Donnie, hast du eine Ahnung, wer im Wagen saß?«

»Nein, aber ich habe einen Mann gesehen.«

»Es gibt einen Zeugen?«

Buffett erzählte ihnen von dem Vorfall mit dem Bier. »Dieser Kerl hat mit dem Fahrer geredet.«

»Phantastisch.« Hagedorn lächelte.

Gianni blätterte zu einer leeren Seite in seinem Notizbuch um. »Wie sieht er aus?«

Als Buffett ihnen die Beschreibung geben wollte, fiel ihm das Wort plötzlich wieder ein. Das magische Wort.

Buffetts Augen funkelten. »Pellam«, flüsterte er.

»Bitte?« Gianni blickte stirnrunzelnd zu Hagedorn.

»Er heißt Pellam.« Buffetts Lächeln wurde immer breiter.

»Du weißt seinen Namen?« Gianni nickte begeistert. »Wohnt er hier in der Gegend?«

»Weiß nicht.« Buffett zuckte mit den Schultern, was einen stechenden Schmerz in seinem Genick verursachte. Einen Moment blieb er stocksteif liegen, bis der Schmerz langsam nachließ.

»Wir werden ihn finden«, meinte Gianni ehrfurchtsvoll.

Das Lächeln auf Buffetts Gesicht verblasste, als er vergeblich versuchte, sein Bein zu bewegen. Das Laken hatte sich wohl zu fest herumgewickelt, dachte er. Geistesabwesend zog er daran und klopfte auf seine Hüfte. »Ich muss den Kreislauf in Schwung bringen. Liege schon zu lange hier rum.«

»Wir werden diesen Kerl finden, Donnie.« Gianni schlug sein Notizbuch zu.

»Eine Sache noch«, hielt Buffett sie auf. »Ihr wisst, wie das bei einer solchen Schießerei mit Zeugen ist. Er wird unter Gedächtnisschwund leiden. Darauf wette ich.«

Gianno schnaubte. »Oh, keine Sorge, Donnie. Er wird schon reden.«

Offenbar stimmte was mit dem Chili nicht.

Bier und Whiskey waren vollständig aufgebraucht, aber der Topf mit dem Chili war kaum angerührt worden.

Danny und Stile waren noch im Wohnwagen geblieben, um Pellam beim Aufräumen zu helfen, nachdem die anderen Pokerspieler gegangen waren. Danny war neunundzwanzig Jahre alt und ähnelte mit der dicken Nase, dem glatten Gesicht und dem schulterlangen, schwarzen Haar einem Navajo-Krieger.

»Was hast du nur mit dem Chili gemacht?«, fragte er Pellam und rümpfte die Nase, bevor er die Aschenbecher leerte. Obwohl er seinen Mitmenschen auch unangenehme Wahrheiten ins Gesicht sagte, waren sie selten beleidigt.

Das Chili?

Stile packte die leeren Labatt-Flaschen in eine andere Tüte und zwirbelte seinen buschigen Schnurrbart. Auch wenn Pellam der Nachfahre eines echten Revolverhelden war, wie die Familienlegende erzählte, dachte er, dass eher Stile wie ein Doppelgänger seines Vorfahren Wild Bill Hickok aussah. Stile war schlaksig, und sein hängender Vietnam-Veteranen-Schnurrbart war genauso dunkelblond wie sein Haar. »Da fällt mir doch dieser Western ein, an dem ich einmal gearbeitet habe«, erinnerte er sich. »Hab aber vergessen, von wem der war. Ich bin eine Klippe runtergestürzt. Ich glaube, es ging fünfundzwanzig Meter runter ... und der Kompressor war ausgefallen, so dass man den Luftsack nicht so dick aufpumpen konnte, wie es der Regisseur wollte.«

»Hm«, machte Pellam und ging in die Kochnische, um sich sein Chili anzuschauen. Er hatte zwei Schüsseln voll gegessen und noch Zwie-

beln und amerikanischen Käse darüber gestreut. War doch ganz in Ordnung.

»Nein«, überlegte Stile weiter. »Die Klippe war über vierzig Meter hoch.«

»Komm zum Punkt«, verlangte Danny, der sich langweilte. Danny, ein für den Oskar nominierter Drehbuchautor, saß gewöhnlich in Luxushotelsuiten vor einem Laptop und schrieb Szenen, in denen er Leute wie Stile vierzig Meter hohe Klippen hinunterstürzen ließ. Er war nicht beeindruckt.

»O Mann, wir waren mitten in der Wüste und kamen uns wie echte Indianer vor, wenn ihr wisst, was ich meine«, fuhr Stile fort.

Was stimmte mit dem Chili nicht?

Pellam probierte einen Löffel voll. Oh, war das scharf. erinnerte ihn an Scotch, den rauchigen. Aber falsch war daran noch lange nichts. Könnte fast Absicht gewesen sein, als hätte er ein neues Rezept ausprobiert. Würde es zum Beispiel nach Mesquite schmecken, hätte niemand was gesagt, außer vielleicht »Hmm, verdammt lecker, dein Chili, Pellam«.

Er stapelte die Teller in das winzige Waschbecken und spülte sie unter dem schwachen Wasserstrahl ab.

»Als ich unten angekommen bin, gab der Luftsack so schnell nach, dass meine Gürtelschlaufen einen Abdruck in der Erde unter dem Luftsack hinterlassen haben.«

»Puh. So was passiert manchmal«, meinte Danny lethargisch.

Um den Wohnwagen zu lüften, öffnete Pellam die Tür. Der Chili-Geruch hatte nur zum Teil für die schlechte Luft gesorgt. Den Rest hatte der Anwalt aus St. Louis besorgt, der sich eine Zigarette nach der anderen angesteckt hatte. Pellam hatte festgestellt, dass die Leute aus dem mittleren Westen offenbar noch nicht mitbekommen haben, dass diese Angewohnheit ungesund war.

Danny und Stile stritten darüber, wer den riskanteren Beruf hatte – Stile, der sich hohe Klippen hinunterstürzen musste, oder Danny, der seine Geschichten bei Produzenten und den Leuten von der Projektentwicklung durchdrücken musste. Stile meinte, das sei ein blö-

der Witz, und versuchte Danny davon zu überzeugen, einmal mit ihm zum Springtraining zu gehen.

»*Leben und Sterben in LA.*«, flüsterte Stile ehrfurchtsvoll. »Wahnsinnige Szene, dieser Sprung von der Brücke.«

Pellam, der immer noch an der Tür stand, kniff die Augen zusammen. Er sah einen großen, kastenförmigen Schatten im Gras, nicht weit von seinem Wohnwagen entfernt. Was war das? Er kniff die Augen noch einmal zusammen, was aber nichts half. Er hatte dieses Feld schon bei Tageslicht gesehen – es wuchs nur Unkraut darauf. Was konnte das sein, das sich so spät in der Nacht mitten in diesem kümmerlichen Feld befand? Komisch, der Schatten sah aus wie ...

Der Schatten begann zu brummen.

... ein Wagen.

Er beschleunigte schnell, wirbelte Erde und Steine auf, schob die Schnauze aus dem Gras und kratzte mit dem Unterboden über die Erde, als er den steilen Abhang hinauf zum Highway fuhr.

Vielleicht ein Liebespaar, dachte Pellam. Beim Knutschen. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann er das letzte Mal geknutscht hatte. Tat man das immer noch? Vielleicht im mittleren Westen. Pellam lebte in Los Angeles, und dort hatte noch nie eine Frau, mit der er verabredet war, mit ihm geknutscht.

Erst als sich Pellam wieder umdrehte, wurde ihm klar, dass der Wagen ein ganzes Stück die River Road entlang ohne Licht gefahren war. Deswegen war auch das Nummernschild nicht beleuchtet, solange es noch zu erkennen gewesen wäre. Eigenartig ...

»Den hätte ich gerne gesehen«, meinte Danny mitfühlend.

»War nur ein Auto«, murmelte Pellam und blickte den immer kleiner werdenden Rücklichtern hinterher.

Die anderen beiden starrten ihn an.

»Ich meinte den Sprung von der Brücke«, erklärte Danny.

»Oh.«

Danny dankte Pellam für das Spiel und die Gesellschaft, aber nicht für das Chili. Nachdem er gegangen war, kam Stile in die Küche zurück und begann abzuwaschen.

»Das brauchst du nicht zu tun.«

»Kein Problem.«

Er wusch alles ab – außer den Chili-Topf.

»O Mann, angebranntes Chili. Darauf bleibst du jetzt sitzen, Junge.«

»Ich wurde auf dem Rückweg vom Laden aufgehalten.«

»Wie lange wirst du noch in diesem Kaff bleiben?«, fragte Stile.

»Bis die Dreharbeiten vorbei sind. Tony dreht jede zweite Szene noch einmal.«

»Ja, genau, das macht er. Also, wenn wir nächste Woche hier sind, kommst du ins Quality Inn zum Spielen. Ich habe eine Herdplatte, auf der mache ich dann Philly Cheese Steaks. Mit Zwiebeln. Ach, übrigens kriege ich morgen den Wagen von Hertz. Dann kannst du dein Motorrad wieder haben.«

Stile war seit drei Wochen in der Stadt und hatte schon die Antriebswelle seines Mietwagens zerbrochen. Autovermietungen sollten sich nach dem Beruf erkundigen und keine Fahrzeuge an einen Stuntman rausrücken.

Pellam brachte ihn zur Tür. »Als du hergekommen bist, hast du da hinten einen Wagen stehen sehen?«

»Wo? Da hinten? Da ist doch bloß Unkraut, Pellam. Warum sollte da jemand parken?«

Stile ging nach draußen und atmete tief ein. Er piffte ein Lied von Stevie Wonder durch seinen Revolverhelden-Schnurrbart, während er mit langen Schritten zu der verbeulten Yamaha ging, auf der der Gepäckträger gefährlich vom hinteren Schutzblech herunterhing.

»War er es?«

»Kann ich nicht sagen.«

»Hat er den Wagen gesehen?«

»Wenn ich nicht sagen kann, ob er es war, wie soll ich dann wissen, ob er den Wagen gesehen hat? Und wenn durch dich das Getriebe kaputt gegangen ist, Junge, musst du es bezahlen. Verstanden?« Ralph

Bales redete mit Stevie Flom. Sie hatten den Pontiac stehen lassen und saßen in Ralph Bales' Cadillac. Stevie fuhr.

Flom war fünfundzwanzig Jahre alt. Er war blond wie ein Norditaliener und hatte prächtige Muskeln und babyglatte Haut. Sein rundes Gesicht war nie von einem Pickel entstellt gewesen. Er hatte mit 338 Frauen geschlafen. Er war Umschlagarbeiter am Hafen, wo er aber oft krank feierte. Um richtiges Geld zu verdienen, schloss er illegale Wetten ab und erledigte seltsame Aufträge für Männer, die seltsame Aufträge vergaben, die nur wenige erledigen wollten. Er war verheiratet und hatte drei Freundinnen. Er verdiente etwa sechzigtausend Dollar im Jahr, von denen er etwa dreißigtausend in Reno und beim Pokern in East St. Louis und Memphis verlor.

»Fahr los«, befahl Ralph Bales, der zum Wohnwagen schaute. »Ich glaube, er sieht zu uns her.«

»Hm, tut er das?«

»Was?«

»Zu uns her sehen?«

»Fahr einfach.«

Die Nacht war klar. Links von ihnen floss der Missouri River langsam Richtung Südosten. Gestern, als sie den Mord geplant hatten, hatte das Wasser schlammig und schwarz ausgesehen. Heute leuchtete es goldfarben von den Sicherheitsscheinwerfern einer kleinen Fabrik am Südufer.

Ralph Bales hatte gedacht, es würde einfach sein, den Zeugen ausfindig zu machen. Er müsste nur den Laden suchen, in dem er das Bier gekauft hatte, und von dort aus die Spur verfolgen.

Aber er hatte vergessen, dass er sich in Maddox in Missouri befand, wo die Einheimischen nicht viel zu tun hatten, außer zur Arbeit zu gehen und den lieben, langen Tag zu trinken, die Muskeln für Maddox Riverfront Services zu stählen oder mit krummem Rücken für Farmer zu arbeiten und die ganze Nacht zu trinken. In den Gelben Seiten hatte Ralph Bales zwei Dutzend Getränkeläden ausfindig gemacht, die von der Stelle aus, wo er beim Aussteigen aus dem Wagen mit dem Zeugen zusammengestoßen war, zu Fuß zu erreichen waren.

Also hatten sie den TransAm irgendwo abgestellt und die Ruger fünfzehn Meter tief unter die aufgewühlte Oberfläche des Missouri zu ihrer letzten Ruhestätte versenkt. Dann waren sie nach Hause geeilt, um sich umzuziehen und mit Ralph Bales' eigenem Wagen zurückzukommen. Er hatte sich den Schnurrbart abrasiert, eine Brille mit Fensterglas aufgesetzt und eine verknitterte irische Tweedmütze aufgesetzt und ein blaues, gebügeltes und am Kragen offenes Hemd und eine Jacke im Fischgrätmuster angezogen. Indem er vorgab, der Anwalt einer Versicherungsgesellschaft zu sein und den Polizisten zu vertreten, der erschossen worden war, ging er von einem Laden zum anderen, bis er schließlich einen Verkäufer fand, der sich daran erinnerte, gegen sieben Uhr an diesem Abend einen Kasten Bier an einen dünnen Mann in Bomberjacke verkauft zu haben.

»Er hat gesagt, er würde mit seinem Wohnwagen drüben am Bide-A-Wee stehen.«

»Ist es ... Was ist das?«, fragte Ralph Bales.

»Der Campingplatz – kennen Sie den nicht? Neben dem Betonwerk? Eines kann ich Ihnen aber sagen«, hatte ihn der Verkäufer mit ernster Stimme noch gewarnt. »Fragen Sie ihn nicht nach einer Rolle im Film. Darauf steht er nicht.«

Film?

Ralph Bales und Stevie waren zum Fluss hinuntergefahren und hatten im Unkrautfeld vor Bell's Bide-A-Wee geparkt. Sie hatten durch die kleinen Fenster des Wohnwagens gespäht, aber Ralph Bales hatte nicht eindeutig erkennen können, ob es der Biermann war oder nicht. Dann war die Tür geöffnet worden. Stevie hatte Angst gehabt, dass der Typ die Polizei anruft und die Beschreibung des Wagens durchgibt, weswegen er sich aus dem Staub machen wollte. Ralph Bales hatte geschrien: »Pass auf das Getriebegehäuse auf!«, was Stevie Flom aber nicht beeindruckt hatte.

Jetzt fuhren sie mit gleichmäßigen neunzig Stundenkilometern raus aus Maddox.

»Morgen früh statten wir ihm einen Besuch ab.«

»Aber vielleicht gibt er heute Nacht noch eine Beschreibung von dir an die Polizei.«

Ralph Bales dachte darüber nach und schüttelte den Kopf. »Er weiß doch gar nichts von dem Mord. Er hat heute Nacht gefeiert. Jemand, der Zeuge eines Mordes wird, feiert keine Party. Oder was denkst du?«

Stevie meinte, Ralph habe wohl Recht, und legte eine Metallica-Kassette ein.

Um sieben Uhr am nächsten Morgen pochte jemand mit dem Vorschlaghammer gegen die Wohnwagentür.

Pellam wurde aus einem Traum gerissen, in dem altmodische Autos langsam um ein Filmset herumkreisten. Immer wieder fragte jemand Pellam, ob er mitfahren wolle, aber derjenige, der ihn fragte, hielt nie lange genug an, um ihn einsteigen zu lassen. Pellam fand es auf Dauer langweilig, auf einen Wagen zu warten, der ihn mitnahm.

Es war kein toller Traum, aber zumindest hatte er geschlafen, solange er geträumt hatte, und als die Sache mit dem Vorschlaghammer losging, wachte er auf. Pellam kam hoch und schwang die Beine über die Bettkante. Er suchte nach der Uhr. Er war schon oft um sieben Uhr wach gewesen, aber nur selten geweckt worden. Das war ein großer Unterschied.

Der Hammer pochte.

Pellam stand auf und zog sich seine Jeans und ein schwarzes T-Shirt an. Ein Blick in den Spiegel: Er hatte die ganze Nacht in einer Position geschlafen – auf dem Bauch wie ein Baby –, und sein schwarzes Haar stand in alle Richtungen ab. Er glättete es und rieb über die Falten, die das zerknitterte Laken auf seinem Gesicht hinterlassen hatte. Dann ging er zur Tür, um zu sehen, wer dort mit dem Hammer zugegangen war.

»He, Kumpel«, grüßte Stile und ging an Pellam vorbei in die Küche. »Ich soll dich abholen.«

Pellam stellte den Wasserkessel auf. Stile stand neben dem winzigen Esstisch, auf dem immer noch die Karten und Pellams magerer Gewinn lagen. Er blickte in den Chili-Topf und klopfte mit dem Finger-

nagel auf die schwarze Kruste am Boden. Dann öffnete er den Mini-kühlschrank. »Da ist ja absolut nichts zu essen drin.«

»Warum bist du hier?«, murmelte Pellam.

»Dein Telefon. Es ist nicht eingeschaltet.« Stile fand einen alten Bagel und teilte ihn in zwei Hälften. Eine davon hielt er Pellam hin, der nur den Kopf schüttelte und zwei Löffel löslichen Kaffee in einen Styroporbecher schaufelte. »Kaffee?«, fragte er Stile.

»Nein. Ich habe meine Karre dabei. Du kannst dein Motorrad haben. Es steht auf der Ladefläche. Auf dem Schutzblech ist eine winzige Beule. Ansonsten ist es in perfektem Zustand. Ach ja, es ist voller Matsch. Äh, und der Gepäckträger natürlich.«

Pellam goss Wasser in den Becher und ließ sich auf die Bank fallen. Stile sagte, sein Haar stehe in alle Richtungen ab.

»Was machst du hier?«, fragte Pellam noch einmal, während er versuchte, sein Haar zu glätten.

»Tony braucht dich. Er kriegt schon fast einen Schlaganfall, und du schaltest dein Telefon aus.«

»Weil ich ein bisschen länger als bis sieben Uhr schlafen wollte.«

»Ich bin schon eine Stunde auf.« Stile machte im Morgengrauen Tai-Chi. In Gedanken versunken, aß er seinen Bagel. »Weißt du, John, ich muss zugeben, dass ich ein bisschen neugierig war, warum du für Tony arbeitest.«

Pellam nahm drei Schlucke von dem kochend heißen Kaffee. Das war das Gute an löslichem Kaffee – er schmeckte zwar furchtbar, aber er war von Anfang an heiß und blieb es auch. Pellam rieb Daumen und Zeigefinger aneinander – das Zeichen für Geld und seine Antwort auf Stiles Frage.

Stile deutete ein Schulterzucken an, als vermutete er, dass noch mehr dahinter steckte. Andererseits war Stile ein erfahrener, gewerkschaftlich organisierter Stuntman, und selbst mit dem vertraglichen Mindestsatz der Screen Actors Guild würde man ihn gut bezahlen. Aber er war auch das Double für einen der Hauptdarsteller, und deswegen – und aufgrund seiner Erfahrung – hatte sein Agent dafür gesorgt, dass er übertariflich bezahlt wurde. Er wusste über die Gründe Bescheid,

wegen derer man für ein Projekt mit großem Budget engagiert wurde.

»Nun, mein lieber Herr Eisenstein hat dich zu sich bestellt, und ich bin hier, um dir das auszurichten.« Er schob das letzte Stück des Bagels in den Mund.

»Hat er gesagt, was er will?«

»Er will eine Öltraffinerie in die Luft sprengen. Für die Schlusszene.«

»Was?« Pellam rieb sich die Augen.

»Ich schwör's. Er will eine alte DC-7 nachbauen und sie hinten an einen Hubschrauber binden, dann« – Stile mimte ein Flugzeug, das in den Herd stürzte – »wumm.«

Pellam schüttelte den Kopf. »Der ist doch total ... He, du Mistkerl. Du isst meinen letzten Bagel und verarschst mich die ganze Zeit, während draußen noch nicht mal die Sonne aufgegangen ist.«

Stile lachte. »Du bist aber auch verdammt leicht reinzulegen, Pellam. Und jetzt hopp. Mache dich auf und werde Licht. Unser Herr und Gebieter ruft.«

Auf dem Bell's Bide-A-Wee standen zwei Zelte, der Winnebago, der in der Reihe direkt an der Straße abgestellt war, und ein Ford Taurus, aus dessen Laderaum ein gelbes Motorrad herausschaute.

Die Plätze rund um den Wohnwagen waren leer. Die verzinkten Stahlrohre und elektrischen Anschlüsse, die sich Richtung Fluss zogen, sahen aus wie die Miniaturversion eines Autokinos.

Stevie Flom war von der River Road abgebogen und einen halben Straßenblock weit an mit Brettern vernagelten ein- und zweistöckigen Häusern und Geschäften vorbeigefahren. Zwischen zwei verlassenem Geschäften hatte er geparkt. Ralph Bales hatte ihm gesagt, er solle ja nicht auffallen – nur einfach den Wagen bei laufendem Motor auf der Straße parken und Zeitung lesen oder so was.

Ralph Bales ging die River Road entlang. Es war vormittags, aber

im Wohnwagen brannte Licht. Dann sah er die Silhouette des Mannes, der im Innern herum lief. Ralph Bales betrat das Telefonhäuschen, dessen Boden mit winzigen Glassplittern von den vier zerschlagenen Scheiben übersät war. Zwischen den Scherben wuchs Unkraut. Mit einem Papiertaschentuch griff er nach dem Hörer und tat so, als würde er telefonieren, während er den Wohnwagen beobachtete.

Er blickte am Winnebago vorbei zum Fluss. An diesem Morgen sah er erneut anders aus – er war weder silbergrau, noch schimmerte er bronzefarben wie in der Nacht zuvor. Die Oberfläche wirkte rostig, und der rötliche Himmel spiegelte sich darin, dessen Farbe, wie Ralph Bales glaubte, von den Abgasen aus den Raffinerien stammten, die außerhalb von Wood River auf der anderen Seite des Mississippi standen. Der Wind wehte gleichmäßig und drückte das Gras und Unkraut an der Uferböschung nach unten, schaffte es aber kaum, die Oberfläche des Flusses, der sich Richtung Süden wälzte, zum Kräuseln zu bringen.

Ralph Bales erinnerte sich an ein Lied, an das er jahrelang nicht gedacht hatte, das letzte Lied der Filmmusik des fünfundzwanzig Jahre alten Films *Easy Rider*. In seinen Gedanken konnte er die Musik deutlich hören, aber er erinnerte sich nicht an den Text, nur an Wortketten über einen Mann, der frei sein wollte, und über einen Fluss, der von irgendwoher zum Meer floss ...

Die Tür vom Wohnwagen wurde geöffnet.

Ja, das war er. Der Biermann, der Zeuge. Hinter ihm kam ein großer, schlaksiger Mann mit hängendem Schnurrbart heraus. Die beiden gingen zur Rückseite des Taurus und zerrten das Motorrad von der Ladefläche.

Ralph Bales zog den Colt unter seinem Mantel hervor und blickte sich langsam um. Eineinhalb Kilometer entfernt stiegen Auspuffgase auf, als ein Sattelschlepper einen Gang herunterschaltete. Ein Schwarm grauer Vögel zog vorbei, und in der Mitte des schlammigen Flusses kämpfte ein verkratzter, fleckiger Schlepper gegen die schwache Strömung an.

Die beiden Männer hatten sich über das Motorrad gebeugt und redeten miteinander. Der mit dem Schnurrbart zeigte auf etwas, das wie

eine Beule auf dem Spritzschutz aussah, dann rüttelte er am Gepäckträger. Der Biermann zuckte mit den Schultern und schob das Motorrad schließlich in Richtung Straße.

Ralph Bales wollte warten, bis der Freund in seinen Taurus gestiegen und fortgefahren war, dann aber beschloss er, beide zu töten. Er hob den Colt und richtete den Lauf auf den Oberkörper des Biermannes. Der silberfarbene Lastwagen kam näher. Ralph Bales ließ die Waffe sinken. Der Laster donnerte vorbei und hüllte die Männer in eine Wolke aus Papierabfall und Staub.

Und wieder hob Ralph Bales die Waffe. Die Straße war frei. Keine Laster oder Autos waren zu sehen. Nichts, was sich ihm auf den zehn Metern zwischen seinem Ziel und dem mit Glassplittern übersäten Boden der Telefonzelle als Hindernis in den Weg stellte.

... *Drei*

Er stieg auf das zerbeulte, schmutzige, gelbe Motorrad, startete den Motor und jagte ihn mehrmals hoch. Dann setzte er einen schwarzen Helm auf und ließ plötzlich die Kupplung kommen, so dass das Motorrad vorne hochstieg und er auf dem Hinterrad drei Meter vor schoss, bevor das Vorderrad wieder die Straße berührte. Rutschend kam er zum Stehen und kehrte dann zu seinem Freund mit dem Schnurrbart zurück.

Ralph Bales stützte die Waffe mit der linken Hand ab und begann, mit dem Druck von vier Kilo den Abzug zu ziehen, die nötig waren, um den Hammer zu lösen.

Der Biermann setzte eine Sonnenbrille mit dunklem Gestell auf und zog den Reißverschluss seiner Jacke hoch – einen Moment lang saß er völlig aufrecht und im rechten Winkel zu Ralph Bales, ein Ziel, das man kaum verfehlen konnte.

In diesem Moment senkte Ralph Bales den Lauf der Waffe wieder.

Er kniff die Augen zusammen, beobachtete, wie sich der Mann nach vorne beugte und mit dem Zeh den ersten Gang einlegte. Rutschend und mit dem Heulen einer Kettensäge schoss er über die River Road. Sein Freund rief ihm etwas hinterher und schüttelte die Faust, bevor er in seinen Taurus sprang, über den Bordstein rumpelte und, Staub und Kies aufwirbelnd, dem Motorrad hinterherraste. Er hinterließ eine dicke Reifenspur auf dem Asphalt.

Ralph Bales ließ den Hammer langsam wieder auf den leeren Zylinder zurückschnappen und schob die Waffe in seine Tasche. Er blickte die Straße auf und ab, dann drehte er sich um und rannte in die düsteren Schatten der Uferstraßen zurück. Als er am Cadillac war, klopfte er ans Fenster auf der Fahrerseite.

»Meine Güte, ich hab ja gar nichts gehört!«, rief Stevie und warf die Zeitung nach hinten, so dass sich die Blätter voneinander lösten und über den ganzen Rücksitz verteilten. Dann legte er den Gang ein. »Ich habe gar keinen Schuss gehört, Mann!« Er blickte in den Rückspiegel. »Ich habe nichts gehört!«

Ralph Bales schnippte beiläufig mit den Fingern in Stevies Richtung.

»Hör auf!«, rief Stevie wieder. »Was soll das heißen? Was machst du da?«

»Rutsch rüber«, formte Ralph Bales mit den Lippen.

»Was?«, rief Stevie.

»Ich werde fahren.«

Stevie blickte nach hinten, als würde er von einem halben Dutzend Autos der Missouri Highway Patrol verfolgt werden.

»Stell ihn auf Parken«, verlangte Ralph Bales.

»Was?«

»Stell den Wagen auf Parken und rutsch rüber«, antwortete er wütend. »Ich werde fahren.« Er stieg ein, blinkte und wendete vorsichtig und langsam auf der Straße.

»Was ist passiert?«

»Sie müssen warten.«

»Du hast es nicht getan?«

»Bitte?«, fragte Ralph Bales mit gespielterm Erstaunen. »Du hast doch gerade gesagt, du hast keine Schüsse gehört.«

»Mann! Du hast mir einen totalen Schrecken eingejagt. Ich meine mit dem Peng, Peng, Peng an der Scheibe. Ich dachte, du wärst ein Bulle. Was ist denn passiert?«

Ralph Bales schwieg eine Weile. »Da waren eine Menge Leute drum herum.«

»Tatsächlich?« Sie fuhren gerade an dem verlassenen Campinggelände vorbei. »Ich sehe niemanden«, protestierte Stevie.

»Denkst du, dass ich es vor den Augen von einem Dutzend Zeugen mache?«

Stevie wirbelte herum. »Was war's denn, so was wie ein Bus, der vorbeigefahren ist?«

»Ja. So was wie ein Bus.«

Samuel Clemens war einmal in Maddox in Missouri gewesen, wo er angeblich einen Teil von *Tom Sawyer* geschrieben hatte. Die Historische Gesellschaft von Maddox gab zu verstehen, dass die Höhlen außerhalb der Stadt das Vorbild für Injun Joes Höhle gewesen seien, obwohl ein glaubwürdiger Fremdenverkehrsverein, der in Hannibal, Missouri, das Gegenteil bewiesen hatte. Weitere Ansprüche an irgendwelchen Ruhm gab es kaum. 1908 hatte William Jennings Bryan hier auf einer Seifenkiste eine Rede gehalten, und von Franklin D. Roosevelt wurde Maddox in einem »Kamingespräch« als Beispiel für diejenigen Städte erwähnt, deren Einwohnerzahl durch die Depression immer mehr abnahm. In einer der mittlerweile stillgelegten Metallfabriken in der Stadt war angeblich ein Teil des Gehäuses der Atombombe gebaut worden, die, wäre sie abgeworfen worden, die dritte im zweiten Weltkrieg gewesen wäre.

Ließ man diese Verdienste einmal beiseite, war Maddox im Wesentlichen ein tot geborenes Detroit.

Anders als Jefferson City, das elegant und majestätisch auf zerklüfteten Klippen oberhalb des Missouri lag, kauerte Maddox am schlammigen Ufer nördlich derjenigen Stelle, wo der breite Fluss von dem noch breiteren Mississippi verschluckt wurde. Keine Einkaufsstraßen, keine sanierten Häuser in der Innenstadt, keine Eigentumswohnungen, die sich elegant in die Landschaft schmiegen.

In Maddox lebten heute etwa dreißigtausend Einwohner. Das Zentrum war eine jämmerliche Ansammlung aus Läden und zweistöckigen Bürogebäuden, die alle vor 1950 gebaut worden waren und die zum Teil leer standen. Außerhalb dieses schrecklichen Ortskerns gab es zwei oder drei Dutzend Fabriken, von denen heute noch etwa die Hälfte mit unterschiedlicher Auslastung in Betrieb war. Die Arbeitslosigkeit lag bei achtundzwanzig Prozent, das Pro-Kopf-Einkommen der Stadt rangierte in der Statistik von Missouri im unteren Drittel, Alkoholismus und die Kriminalitätsrate jedoch im oberen Bereich. Die Stadt war immer mal wieder zahlungsunfähig, und die Feuerwehr musste mitunter die qualvolle Entscheidung treffen, welchen der zwei oder drei gleichzeitig ausgebrochenen Brände sie bekämpfen wollte. Die Einwohner lebten in verfallenen Häusern und winzigen Bungalows aus dem neunzehnten Jahrhundert, eingengt von Nachbarn, wucherndem Gras und Kudzu-Wein und umgeben von türlosen Kühlschränken, verrosteten Dreirädern und Pappkartons. In jedem Straßenblock gab es kreisrunde Brandstellen, die wie Opferstätten aussahen. Dort wurde illegal Müll verbrannt, weil die Müllabfuhr oft nicht in der Lage war, ihre Arbeit zu erledigen.

Maddox, Missouri, das war ein dunkler Fluss neben dem noch dunkleren Rost der Lagertanks. Maddox, das waren Ratten, die frech über schmierige, unzerstörbare Pflastersteine huschten. Maddox, das war Gras, das sich wie Draht durch die modrigen Ladedocks und eingefallenen Getreidesilos schob. Maddox, das war nicht mehr oder weniger als das, was man gleich hinter dem ›Willkommen in ...‹-Schild auf der

River Road sah: die verrostete Karosserie eines tonnenschweren Chevy Pickup, die nicht einmal mehr als Schrott zu gebrauchen war.

Aber für John Pellam war Maddox der Himmel auf Erden.

Erst einen Monat zuvor hatte er seine Drehortsuche in Montana abgeschlossen. Er hatte vor seinem Winnebago gesessen und mit den braunen Baseballhandschuhen mehr oder weniger auf die Stelle gezeigt, an der General George Armstrong Custer schließlich von seinem Ego eingeholt worden war. Pellam hatte gerade einen Schluck Bier getrunken, als sein Mobiltelefon piepste.

Mehr als seinen Namen konnte er nicht sagen, bevor ihn der Anrufer mit einer Geschichte über ein junges Liebespaar bombardierte, das zu Dieben wurde. Ein Maschinengewehrfeuer aus Fakten, als hätten der Anrufer und Pellam ein Gespräch wieder aufgenommen, das kurz vorher durch ein widerspenstiges Telefon unterbrochen worden war. Pellam glaubte, dass derjenige, mit dem er dieses angeregte Gespräch führte, seinen Namen bereits genannt hatte, doch unter dem Ansturm der Worte war er ihm entgangen.

»Äh, mit wem spreche ich noch mal?«

»Tony Sloan«, schoss die überraschte, abgehackte Stimme zurück.

»Okay.« Sie kannten sich nicht persönlich. Natürlich wusste Pellam, wer Sloan war. Aber das tat jeder, der *Premiere*, *People* oder die *Newsweek* las. Der ehemalige Produzent für Fernsehwerbung hatte im Jahr zuvor die Regie von *Circuit Man* geführt, einem computeranimierten Sciencefiction-Polit-Thriller und Megahit, der Oskars für die besten Spezialeffekte und den besten Sound ergattert und am ersten Wochenende sechsunddreißig Millionen Dollar bei einem Gesamtbudget von achtundsiebzig Millionen Dollar eingespielt hatte.

Pellam hatte die ersten zwei Filme von Sloan gesehen, danach keine mehr. Er zog es vor, nicht für Regisseure wie Tony Sloan zu arbeiten – für ihn waren sie Spezialeffekt-Regisseure, keine Menschen-Regisseure. Aber an jenem Tag in Montana hatte er dem Mann aus zwei Gründen mit Interesse zugehört. Erstens: Nach seinem jüngsten Erfolg konnte Sloan seinen Mitarbeitern dicke Schecks ausstellen, die von seiner Produktionsfirma nie hinterfragt wurden. Zweitens: Sloan erklär-

te mit einem für einen Kerl aus dem Fernsehgeschäft überraschenden Ernst, dass er einen Kinofilm mit Inhalt machen wollte. »Künstlerisch will ich zu neuen Ufern. Ein Film im Stil von *Badlands – Zerschossene Träume*. Sie wissen, was ich meine? Reduziert. Aufs Wesentliche beschränkt.«

Pellam hatte *Badlands* gut gefunden, und seine Lieblingsfilme waren reduziert und aufs Wesentliche beschränkt. Deswegen dachte er, er sollte Sloan zu Ende reden lassen.

»John, ich habe mich umgehört. Die Leute sagen, Sie waren schon im ganzen Land unterwegs. Es heißt, Sie wären ein wandelnder Katalog für Drehorte.«

Vielleicht stimmte das nicht so ganz. Aber Pellam hatte viele Notizbücher voller Polaroid-Schnappschüsse von eigenartigen Drehorten für genau die Art von Spielfilmen, die Sloan ihm beschrieb. Darüber hinaus hatte Sloan weniger Erfahrung mit der Drehortsuche als die meisten anderen Regisseure, weil seine Streifen meistens im Tonstudio und am Computer entstanden. Für seinen neuen Film würde er einen erfahrenen Location Manager brauchen.

»Reden Sie weiter«, forderte Pellam ihn auf.

»Sie sind Bankräuber«, erklärte Sloan. »Junge Bankräuber. Der Film ist ein Vehikel für Schauspieler wie Aidan Quinn und Julia Roberts, bevor sie Julia Roberts war. Ich will niemanden dabeihaben, der schon auf dem Titelbild vom *People* war. Niemand, der von vornherein für volle Kinos sorgt. Ich habe zwar Schiss, aber ich muss diesen Wechsel vollziehen. Unter uns gesagt, ich ersticke in dem System. Sie wissen, was ich meine?«

Das tat Pellam und sagte es Sloan auch.

»Sie werden nicht verstanden, die beiden. Sie sind wütend, sie sind unzufrieden ...«

Während er Sloan zuhörte, glaubte Pellam, er hätte die Black Hills gesehen. Sie waren aber nicht schwarz, sondern dunkelblau. Sie waren weit, weit weg, aber unter dem herrlichen, makellosen Himmel sahen sie gleichzeitig königlich und beunruhigend aus.

»Hört sich irgendwie vertraut an, Tony.«

»Ich weiß, Sie denken bestimmt an *Bonnie und Clyde*«, meinte Sloan.

Ja, genau. Daran hatte Pellam gedacht.

»Aber hier ist es anders«, fuhr Sloan fort. »Der Film heißt *Missouri River Blues*. Schon davon gehört? Orion hat ein paar Jahre damit geliebäugelt, bevor er dann abgesägt wurde. Diese Figuren hier sind echt. Sie leben und atmen. Dunaway und Beatty waren ... Dunaway und Beatty. Was kann ich noch sagen? Ein guter Film, der mich maßgeblich beeinflusst hat. Aber ich werde noch weitergehen. Also: Ross, der Freund, ist im Gefängnis und dreht durch. Er will sich umbringen. Er kann nicht mehr. Wir fangen mit den Bildern an, wie die Gefangenen weggesperrt werden. Also ich meine ... schauen Sie, im Gefängnis ...«

»Wenn der Hochsicherheitstrakt für die Nacht zugeschlossen wird.«

»Genau. Woher wissen Sie das?«

»Erzählen Sie mir von dem Film, Tony.«

»Ich habe dem Aufnahmeleiter gesagt, er soll eine spezielle Mikrolinse entwerfen, die dann in den Schlössern und Riegeln angebracht wird, die zugemacht werden. Das ist wunderbar. Damit bekommen wir ein Gefühl für die Gefängnisatmosphäre. Alles um ihn herum schließt sich. Aber Ross flieht, und er und Dehlia ...«

»Dehlia?«

»... er und Dehlia fahren übers Land und rauben vor allem Geldtransporter aus. Sie sind Straßenräuber, moderne Straßenräuber. Ross wird von seiner Angst vor dem Gefängnis angetrieben. Sie wird von der gesellschaftlichen Tradition angetrieben, die Frauen in die Hausmütterchenrolle zwingt. Klaustrophobie. Das Drehbuch spielt mit zwei Gefahren – dem Risiko der Freiheit und der Angst vor dem Eingesperrtsein. Was ist schlimmer? Das Gefängnis mit seiner relativen Sicherheit oder die Freiheit mit ihren Gefahren?«

»Das hört sich aber stark nach *Bonnie und Clyde* an.«

»Nein, nein, die Charaktere sind ganz anders. Es geht auch um die Freiheit der Liebe im Gegensatz zu ihrer Begrenzung. Ach ja, und die beiden sorgen sich um die Umwelt.« Vielsagend fügte er hinzu: »Der

Film spielt Anfang der Fünfziger. Die beiden machen sich Sorgen wegen der Atombombentests.«

»Atombomben«, sagte Pellam. »Das zeugt von hohem gesellschaftlichem Bewusstsein.« Sloan bemerkte die Ironie nicht. »Der Film spielt in Missouri, vermute ich?«, fragte Pellam schließlich.

»Mittelgroße Stadt«, erklärte Sloan. »Der Nachkriegsboom ist gerade vorbei. Ja, in so einer Stadt.«

»*Bonnie und Clyde* spielt in Missouri«, bemerkte Pellam. »Zumindest zum Teil.«

»Dieser hier ist nicht wie *Bonnie und Clyde*«, erinnerte ihn Sloan eisig.

Pellam blätterte seine geistige Adresskartei von Drehorten durch, die er im mittleren Westen kannte. »Vor ein paar Jahren habe ich was in Kansas gesucht. Eine kleine Stadt an einem Fluss. Wie wär's mit Kansas?«

»Ich will was in Missouri. Wegen dem Titel, wissen Sie.«

»Können Sie Kansas von Missouri unterscheiden?«, wollte Pellam wissen.

»Ich bin in Van Nuys aufgewachsen. Ich kann Ohio nicht von Colorado unterscheiden. Aber das ist nicht der Punkt. Ich will was in Missouri.«

»Schon kapiert.«

Sloan machte eine Pause, bevor er weitersprach. »John, die Sache ist die, dass ich hier Zeitprobleme habe.«

Am Satzende hob sich Sloans Stimme – ein Wink mit dem Zaunpfahl.

»Zeitprobleme.«

»Ja. Dieses Projekt hat mir bisher nur Kopfschmerzen bereitet. Kennen Sie den Artikel aus der *Time* über mich? Vom letzten Jahr?«

»Der ist mir entgangen«, gab Pellam zu.

»Als man mich als ›Hightech-Visionär‹ bezeichnet hat?«

Pellam wiederholte, dass ihm der Artikel entgangen war, ganz gleich, wie man Sloan auch bezeichnet hatte.

»Ich meine, Sony oder Disney hätten mir einen Scheck in der Höhe

vom Bruttosozialprodukt Frankreichs ausgestellt, wenn ich eine Fortsetzung gedreht hätte.«

Son of Circuit Man, dachte Pellam, besann sich aber eines Besseren. »*Circuit Man Rewired*«, sagte er.

»He, John. Sehr gut. Sehr lustig. Aber *Missouri River*? Es war ein Kampf, bis ich grünes Licht bekam. Es ist ein Action-Film, aber ein historischer Action-Film, und ein intelligenter obendrein. Das hat den Leuten Angst gemacht.«

Vielleicht hatte es den Leuten auch Angst gemacht, dass wir uns an Kurosawa, Altman und John Ford – und Arthur Penn, dem Regisseur von *Bonnie und Clyde* – werden messen lassen müssen.

»Also, was wollen Sie damit sagen, Tony?«

»Ich will damit sagen, dass ich in der Klemme sitze. Ich habe gestern das Okay bekommen, und ich brauche allerspätestens in zwei Wochen die Drehorte.«

Pellam lachte in der Art, die Produzenten und Regisseure in Schrecken versetzte. Es hieß: Sie bitten mich nicht nur um das Unmögliche, sondern ich brauche den Job nicht so nötig, dass ich mir den Scheiß aufhalsen muss, der mich mit Sicherheit erwartet, wenn ich das zustande bringen soll, was Sie von mir erwarten.

»Sechs«, sagte Pellam. Er war tatsächlich bereit, am Abend aufzubrechen – sobald die Black Hills wirklich schwarz wurden und er sein Bier ausgetrunken hatte. Aber in zwei Wochen konnte er unmöglich Drehorte für Hunderte von Einstellungen in einem abendfüllenden Film finden.

Dies war der Moment, in dem einer von beiden »vier Wochen« sagen und sie sich virtuell die Hände zu diesem Kompromiss reichen würden.

»Wenn Sie mir die Drehorte in zwei Wochen besorgen, zahle ich Ihnen fünfundzwanzigtausend Dollar«, sagte Tony Sloan stattdessen.

Pellam spürte eine Hitzewelle, die sich von seinem schwarzen Haar bis in seine Kehle hinabzog. Er hatte den Eindruck, dass er knallrot geworden war. »Na ja ...«

»Fünfunddreißigtausend.«

Fünfunddreißigtausend?

»Ich bin am Verzweifeln, Pellam. Ich werde Sie nicht verscheißern.«

»Tony, eines möchte ich noch wissen«, sagte Pellam nach einer Weile. »Werden sie am Ende von einem Texas-Ranger aufgestöbert, der sie mit einer Maschinenpistole umnietet?«

»Dieser Film ist, verdammt noch mal, ganz anders, Pellam.«

»Also abgemacht. Schicken Sie mir das Drehbuch postlagernd ans Hauptpostamt von Kansas City.«

Vier Tage später fuhr Pellam mit seinem Winnebago über die Stadtgrenze von Maddox in Missouri, und als er anhielt, wusste er, dass er einen ganzen Batzen Geld verdient hatte.

MISSOURI RIVER BLUES

SCENE 34 – AUSSEN, ABEND – STRASSE VOR EINER BANK

HALBNAH auf Ross und Dehlia, angezogen wie für einen harmlosen Spaziergang. Sie wollen eigentlich ihre Arbeit erledigen, aber Ross ist in sich gekehrt. Er bleibt stehen.

SCHNITT AUF IMMOBILIENBÜRO VON ROSS' STANDPUNKT
AUS

NAHAUFNAHME LISTE MIT EINFAMILIENHÄUSERN

PROFIL Ross' Gesicht

PROFIL Dehlias Gesicht, die ihn anschaut

ZWEIER CLOSE UP von beiden.

ROSS

Es gab einmal eine Zeit, als ich gezwungen war, das Gesetz zu brechen. Aber jetzt ist das anders. (NAHAUFNAHME AUF SEIN GESICHT.) Seit wir zwei unser Leben zusammen auf der Straße verbringen, Lieb-ling, ist alles anders. Jetzt habe ich dich, und ich möchte ein Teil der Welt sein, in die wir hineingeschaut haben. In die wir ganz lange von außen hineingeschaut haben.

Im Film landet das Bankräuberpärchen in einer kleinen Stadt an einem Fluss im mittleren Westen, die voller verlassener Fabrikgebäude und Menschen ist, deren Leben durch den ausufernden Kapitalismus zerstört wurde. Sie beschließen, ein letztes Ding zu drehen, um dann den gleichen Weg wie alle Veteranen aus dem zweiten Weltkrieg einzuschlagen: ein Haus am Stadtrand kaufen und Kinder großziehen.

Noch mehr als die aufs Wesentliche beschränkten Filme liebte Pellam gute Filme. Für ihn war *Missouri River Blues* kein guter Film. Das Drehbuch enthielt eine Reihe endlos langer Monologe, Schießereien, Verfolgungsjagden und extravaganter Kameraeinstellungen. Doch ein Drehbuch ist bloß ein Versprechen. Was Sloan daraus machen würde, wusste zu diesem Zeitpunkt noch niemand, vielleicht nicht einmal Sloan selbst.

Jedenfalls war es nicht Pellams Aufgabe, Visionären eine Karriereberatung angedeihen zu lassen. Er tat das, wozu er angeheuert worden war. Er las das Drehbuch zehnmal durch, bekam ein Gefühl dafür, um was es ging, skizzierte für sich die Szenen und fasste die ähnlichen zusammen, um die Fahrtzeit zwischen den Drehorten zu minimieren. Dann ratterte er in seinem Winnebago elfhundert Kilometer durch Maddox und Umgebung, verschoss sechzig Polaroidfilme und traf sich mit dem Bürgermeister und der Versicherungsgesellschaft, bei der die Stadt versichert war. Und am Ende schrieb er seinen Bericht und schickte ihn ab.

Einen Tag später schon flogen Sloan und der Kameramann nach St. Louis. Von dort fuhren sie nach Norden, wo Sloan mit den meisten Drehorten zufrieden war. Am selben Abend noch kamen sie wieder zurück, um das Casting abzuschließen.

In der Woche darauf half Pellam dem Materialassistenten mit der Vorbereitung der Drehorte und bei der Entscheidung, welche Kräne und andere Ausrüstung für die Dreharbeiten benötigt würden. Sloan, die Schauspieler und die Mannschaft trafen hektisch und aufgeregt ein. Dazu die Sattelschlepper, Kamerakräne, Winnebagos und Kleintransporter. Dieser Film sorgte für mehr Schlagzeilen in Maddox, als

Franklin D. Roosevelt und William Jennings Bryan zusammen es je getan hatten.

Wie an den meisten Drehorten ging es auch hier in den ersten Tagen turbulent zu. Pellam hatte seinen Spaß dabei. Weil Location Scouts oft die Ersten vor Ort sind, werden sie von Neuankömmlingen um Tipps für Restaurants und Sehenswürdigkeiten gebeten. Einer der jungen, wahnsinnig tollen Schauspieler, der einen der Gangsterfreunde von Ross spielte, fragte Pellam nach dem nächsten Bordell und wie teuer es dort sei.

Pellam dachte eine Weile nach, dann erinnerte er sich an eine Anzeige, die er gesehen hatte, nachdem er schon eine Zeit lang in Maddox gewesen war. »Es ist billig, und du musst ein ganzes Stück fahren.« Er gab dem Schauspieler eine ausführliche Wegbeschreibung, mit der er ihn fast zwanzig Kilometer in die Provinz schickte. Eine Stunde später kam dieser wutentbrannt zurück und stürmte zum Set, wo Pellam und die Mannschaft ihn mit Geschrei und Gehalle empfangen.

Pellam hatte ihn ins Schweine- und Schinkenmuseum von St. Charles County geschickt.

Aber das war schon einen Monat her, und jetzt war die Zeit für Späße vorbei. Budget und Zeitplan für *Missouri River Blues* waren längst überzogen. Der Produzent des Studios, das den Film finanzierte, hatte einen Vertreter geschickt – Sloan bezeichnete ihn in aller Öffentlichkeit als Spitzel –, um die Arbeiten voranzutreiben. Wie Pellam die Sache sah, lag das Problem darin, dass Sloan zwar wusste, wie man Darsteller tödliche Duelle mit Laserwaffen ausfechten oder sie sich in elektrische Energie umwandeln lassen kann, aber nicht, was er in weniger apokalyptischen Szenen sehen wollte: Liebe, Verrat, Freundschaft, Sehnsucht ... Deswegen wurden die beschaulichen Szenen mehr und mehr ersetzt durch Schießereien, Verfolgungsjagden und Großaufnahmen von Waffen, die geladen, von Dynamitbomben, die zusammengebaut, und von Geldtransportern, die entführt oder gesprengt wurden.

Und die ganze Zeit über verbrauchte er mehr und mehr Zelluloid – im Schnitt dreitausend Meter am Tag, die zwei Stunden entsprachen,

aus denen anschließend etwa zwei Minuten echte Filmzeit geschnitten werden mussten.

»Das ist ein beschissener Film«, beschwerte sich der schlanke, fast kahlköpfige Materialassistent bei Pellam, weil der Film nicht so sein würde, wie er hier gedreht wurde, sondern eigentlich erst in der Nachproduktion und durch den Schnitt im Studio entstehen würde. Tony war so verzweifelt, dass er so viel Filmmaterial verbrauchte wie möglich, um daraus anschließend seinen Film zusammenzuzimmern. »So hat Hitchcock nicht gearbeitet«, flüsterte der Materialassistent.

Nach den Hauptdreharbeiten dachte Pellam, dass er viel Zeit für sich haben würde. Der Großteil der Arbeit eines Location Managers war in diesem Stadium normalerweise erledigt. Er musste nur noch dafür sorgen, dass die Mieten pünktlich bezahlt wurden, und die Genehmigungen und Versicherungspolicen im Auge behalten. Aber mehr und mehr wartete er inzwischen auf einen Anruf des immer ängstlicheren Sloan – auf so einen wie an diesem Morgen, als er ihn zu sich bestellt hatte, so dass er jetzt mit hundertzehn Stundenkilometern über die trostlosen, leeren Straßen von Maddox in Missouri brauste. Für einen Geschäftsmann wäre diese Fahrt ein Albtraum gewesen, für einen Motorradfahrer war sie ein Traum.

... Vier

Pellam zog eine drei Meter lange Bremsspur vom Straßenrand bis zum Catering-Tisch am Set zu *Missouri River Blues* und sprang in dem Moment von seiner Yamaha, als der verstaubte Ford Taurus nur zwanzig Zentimeter von seiner Hüfte entfernt zum Stehen kam.

Pellam zuckte nur mit den Schultern, während Stile schlecht gelaunt ausstieg. Er hatte das Rennen verloren, weil er an einer roten Ampel stehen geblieben war, die Pellam nicht beachtet hatte.

»Ich wusste nicht, dass wir uns nicht an die Regeln halten«, brummte Stile und ging Richtung Garderobe. »Das nächste Mal krieg ich dich.«

Pellam ging zum Gerüst, das sich über den für diesen Morgen errichteten Kulissen erhob.

Tony Sloan war muskulös und hatte ein schmales Adlergesicht, weswegen er sich einen schwarzen Bart stehen ließ. Er trug blaue Jeans und ein ausgewaschenes, grünes T-Shirt. Sein schwarzes, leicht mit Grau durchsetztes Haar war hinten zu einem kurzen Pferdeschwanz zusammengebunden. Manchmal redete er hektisch, dann wieder schwieg er. Sein Blick, der vielleicht seine Gedanken widerspiegelte, glitt entweder in der Gegend herum oder hob sich langsam und schwebte irgendwo in der Luft, bis er sich einen Moment lang auf das Gesicht desjenigen herabsenkte, mit dem er redete.

Dieser Blick richtete sich jetzt gierig auf Pellam.

»John, du musst dein Telefon reparieren lassen. Hör mal, ich habe über den Schluss nachgedacht. Ich will, dass sie das Haus kriegen, weißt du.« Er fummelte an seinem Piepser herum.

»Ross und Dehlia?«

»Ich habe eine klare Vorstellung von dem, was sie bekommen werden. Ich kann es sehen. Suchst du mir eines? So eines im Stil der Fünfziger. Du weißt schon, vielleicht auch einen Bungalow.« Sloans Blick hob sich, zog ein paar langsame Runden und kehrte zu Pellam zurück, der versuchte, sich an das letzte Ende des Films zu erinnern.

»Anstatt von was noch mal?«

»Dem Busbahnhof«, antwortete Sloan. »Den Busbahnhof brauchen wir nicht mehr.«

»Gut. Das ist leicht. Du möchtest ein Haus. Möchtest du, dass Möbel drin sind?«

»Nein, das möchte ich nicht.« Sloan klang aufgebracht. »Warum sollte ich das mögen?«

»Ich meinte nicht ›mögen‹, Tony. Ich meinte ›willst du‹.«

Sein Blick hob sich wieder. »Was ich möchte, ist ein Set bauen. Auf einer festen Bühne. Ich möchte nicht die ganze blöde Ausrüstung in

ein drei mal vier Meter großes Wohnzimmer quetschen müssen. Aber ich habe keine andere Wahl.«

»Du willst also einen Bungalow mit einem drei mal vier Meter großen Wohnzimmer.«

»Ich hätte es lieber größer. Wenn du mir ein größeres besorgen kannst.«

»Ich werde ...«

Die Stimme war ziemlich nah an Pellams Ohr. »Entschuldigung.« Er zuckte erschreckt zusammen.

Beide drehten sich um.

»Ist einer von Ihnen John Pellam?«

Pellam lächelte zur Begrüßung.

»Ich bin Detective Gianno, das hier ist Detective Hagedorn. Vom Maddox Police Department.«

Pellam sah sich die Dienstaussweise und goldfarbenen Dienstmarken an und hatte die Namen gleich wieder vergessen. Ein Detective italienischer Abstammung, dunkle Haut und klein. Und der andere Detective: Ein klassischer Oststaatentyp – protestantisch, weiß, angelsächsisch –, obendrein noch blond, athletisch, groß. Er hatte einen kantigen Unterkiefer. Pellam roch Rasierwasser. Irgendeine herbe Note. Er war schon ein paar Mal ganz nah bei Polizisten gestanden, aber er konnte sich nicht erinnern, dass einer nach Rasierwasser gerochen hätte.

»Was soll das Ganze?«, wollte Sloan wissen. Sein Blick glitt zu den Augen des italienisch-stämmigen Detective und verharrte dort.

Der Polizist reagierte mit einer Gegenfrage. »Wer sind Sie?«

»Tony Sloan.« Als die Polizisten darauf nichts erwiderten, fügte er hinzu: »Ich bin der Regisseur.«

Der Oststaatentyp drehte sich von ihm fort. »Wenn Sie uns entschuldigen würden, wir möchten gerne mit Mr. Pellam reden.«

»Wenn es ein Problem gibt, ich bin verantwortlich ...«

»Es wird kein Problem geben, Sir« – er sah zu Sloan, als wäre dieser ein keifender Bettler – »wenn Sie uns einfach ein paar Minuten mit Mr. Pellam allein lassen.«

Sloan warf ihm einen erstaunten Blick zu, dann wandte er sich an Pellam, der nur mit den Schultern zuckte. »Ich werde dir das Haus besorgen, Tony.«

Sloan ging zu einem Kamerakran mit Motor, einem Chapman Apollo, bei dem der Ausleger ausgefahren war und die Plattform drei Meter über dem Boden hing. Sloan blieb im Schatten des Auslegers stehen und sah zu den beiden Männern zurück, die Pellam in ihre Mitte genommen hatten. Einige Assistenten und Beleuchter bemerkten Sloans finstere Gesicht und unterbrachen ihre Arbeit, um die drei Männer zu beobachten.

Der Oststaatentyp trat näher zu Pellam. Der Geruch von Limone war ziemlich stark. »Im *Post-Dispatch* gab's einen Artikel über diesen Film.« Er redete in dem gleichen gespreizten förmlichen Ton, wie es Polizisten auf der ganzen Welt bei Gesprächen mit normalen Bürgern tun.

»Es ist ein Krimi? Über Bankräuber?« Das sagte der italienisch-stämmige Detective, als würde niemand auf die Idee kommen, das Gesetz zu brechen, wenn man so etwas nicht im Film zeigen würde.

»Sie rauben Geldtransporter aus«, korrigierte ihn Pellam.

»In Maddox wurde noch nie ein Film gedreht«, erklärte der Italiener ernst. »Ich hoffe, Sie stellen die Stadt in einem guten Licht dar. Wir hatten unsere Probleme hier, aber das ist nicht unser Fehler.«

»Nein, ist es nicht«, bestätigte der Oststaatentyp.

»Was genau wollen Sie von mir?«, erkundigte sich Pellam.

»Letzte Nacht gab es eine Schießerei. Wir hoffen, dass Sie uns ein paar Informationen darüber geben können.«

»Hier in der Gegend?«

»Auf der Third Street in der Nähe vom Fluss.«

Pellam versuchte, sich zu erinnern, ob er etwas gehört hatte. Er erinnerte sich an nichts, aber bei laufendem Kassettenrekorder, den Cardinals im Fernsehen und dem Lärm von fünf pokerspielenden Männern überhört man den Lärm von draußen. Pellam schüttelte den Kopf. »Tut mir Leid. Ich glaube nicht, dass ich Ihnen helfen kann.« Er wollte sich schon abwenden.

Der größere Detective packte Pellam an der Schulter und lachte überrascht wie ein Lehrer, der von einem Schüler beleidigt wurde. »He, he, warten Sie eine Minute. Wir sind noch nicht fertig.«

Pellam schüttelte die Hand ab und drehte sich um. »Ich kann Ihnen nicht helfen.«

»Nun, das glauben wir aber doch, Sir. Ein Polizist wurde angeschossen und schwer verletzt, und zwei Menschen wurden getötet. Vincent Gaudia und Miss Sally Ann Moore.«

»Tut mir Leid. Das sagt mir gar nichts.«

»Es wurden Menschen umgebracht, und Ihnen ist das egal?«, fragte der Oststaatentyp. Er hob die Hände, die Handflächen nach oben gerichtet.

»So habe ich das nicht gemeint. Ich wollte nur sagen, dass ich nicht weiß, wer das ist.«

»Der Wagen? Der Lincoln?«, fragte der Italiener. »Klingelt's da bei Ihnen?«

»Nein, ich ... Oh, Moment mal. Da war doch dieser Typ, der aus einem großen Wagen gestiegen ist. Vielleicht war es ein Lincoln. Ich habe wirklich nicht darauf geachtet. Ich hatte ein paar Bier gekauft, und der Kerl ist in mich reingerannt.«

»Könnten Sie ihn beschreiben?«

»War er derjenige, der erschossen wurde?«

»Beschreibung?«

»Nicht allzu groß, untersetzt, angehende Glatze, Voll- oder Schnurrbart, glaube ich. Mitte oder Ende dreißig.«

»Rasse?«

»Weiß.«

»Narben oder sonstige Merkmale?«

»Kann ich mich nicht erinnern.«

»Was hatte er an?«

»Eine Jacke, glaube ich, und Jeans. Höchstwahrscheinlich dunkel.«

»Saß er alleine im Lincoln?«

»Nein. Da war noch jemand. Sie sind nach einer Weile weggefahren.«

»Sie?«

»Hm, er.«

»Könnten Sie ihn beschreiben?«

»Ich habe ihn nicht gesehen.«

Die beiden Detectives tauschten nicht gerade bedeutungsvoll Blicke aus, aber ihre Augen glitten wie langsame Pendel aufeinander zu.

»Pellam, besorgst du mir jetzt das Haus, oder was ist los?«, rief Sloan.

»Dies ist eine offizielle Polizeiangelegenheit, Mister«, rief der Italiener zurück.

O Mann. Pellam neigte den Kopf hilflos in Sloans Richtung. »Sie stellen mir nur ein paar Fragen«, beruhigte er ihn.

Sloan blickte Pellam noch eine Weile an. Seine Augen flackerten nicht mehr wie bei einem zerstreuten Künstler, sondern bohrten sich wütend vom Schatten des Krans aus in die Gruppe von Männern.

»Die Sache ist die, Mr. Pellam«, fuhr der italienische Polizist fort, »der Polizeibeamte, der angeschossen wurde ...«

»Ihm wurde mehrmals in den Rücken geschossen«, unterbrach ihn sein Partner.

»Gott, das ist furchtbar.«

»... hat gesagt, er hätte gesehen, wie Sie sich mit jemandem im Wagen unterhalten hätten. Er ...«

»Er war derjenige, der angeschossen wurde? Dieser Polizist? Danny? Oder wie hieß er noch mal?«

»Donnie Buffett.«

»Das ist furchtbar. Ja, ich habe mit ihm geredet. Kommt er wieder in Ordnung?«

»Das weiß man noch nicht«, antwortete der Italiener.

In dem darauf folgenden, drückenden Schweigen ließen sie ihn nicht aus den Augen. Pellam fühlte sich unter ihren Blicken schuldig. »Ich habe ihn nicht gesehen. Den Fahrer, meine ich. Ich habe hingeschaut. Ich habe in den Wagen geschaut, aber mit ihm direkt geredet habe ich nicht. Ich hatte nur irgendwelche Sachen gesagt. Es war eigentlich keine Unterhaltung.«

»Woher wussten Sie, dass es ein Mann war?«

Pellam schwieg einen Moment. »Das ist eine gute Frage. Eigentlich weiß ich das nicht. Ich hatte nur angenommen, dass es ein Mann war.«

»Sie scheinen ziemlich sicher zu sein, dass es ein Mann war«, stellte der Oststaatentyp fest. »Sie haben ›ihm‹ gesagt.«

»Ich hatte angenommen, dass es ein Mann war.«

»Es ist doch irgendwie komisch, oder?«, meinte der Italiener. »Sie stehen gar nicht weit weg von jemandem und sehen nicht, was er trägt? Ob es ein Mann oder eine Frau ist? Ob er schwarz oder weiß ist?«

»Ich weiß nicht, ob das merkwürdig ist oder nicht, aber so ist es passiert. Es war dunkel ...«

»Die Gegend dort ist beleuchtet wie ein Rummelplatz«, wandte der italienische Polizist ein.

Der Oststaatentyp blickte zu seinem Kollegen. »Dort gab es viele Autounfälle, deswegen wurden Natriumlampen aufgestellt.«

»Es hat gespiegelt.« Es fiel Pellam wieder ein. »Das war eins der Probleme. Auf den Scheiben. Ich war geblendet.«

»Dann war die Dunkelheit also gar nicht das Problem«, stellte der Oststaatentyp fest. »Zuerst sagen Sie, es war dunkel, so dass Sie nichts gesehen hätten. Und jetzt sagen Sie, es war überhaupt nicht dunkel. Es war zu hell.«

»Ich denke, ja«, sagte Pellam.

»Was für ein Lincoln war es?«

»Schwarz.«

»Was für einer?«

»Was meinen Sie?«

»Town Car? Continental?«

»Ich habe nicht darauf geachtet. Ich wünschte, ich hätte es, aber ich erinnere mich nur, dass es ein großer, schwarzer Wagen war.«

»Sind Sie sicher, dass er schwarz war?«

»Hm, er war dunkel. Vielleicht auch marineblau.«

Sie erkundigten sich nach dem Nummernschild, Beulen, Kratzern, Schäden, Aufklebern ...

Pellam konnte ihnen nicht weiterhelfen.

Die Polizisten verfielen in Schweigen.

»Glauben Sie, dass ich lüge?«

»Wir sagen nur, dass es irgendwie eigenartig ist.«

»Was ist eigenartig?« Pellam schaukelte auf seinen Stiefelabsätzen vor und zurück.

»So nah dran zu sein und nichts zu sehen«, antwortete der Oststaatentyp. »Das ist eigenartig.«

»Es war dunkel.« Pellam versuchte, so frustriert zu klingen, wie sie es waren.

»Und sie waren ziemlich stark geblendet«, fügte der Italiener hinzu. Sarkastisch? Das konnte Pellam nicht sagen.

»Officer Buffett hat gesagt, er hätte gesehen, wie Sie mit der Person im Wagen geredet hätten.«

»Ich habe doch gesagt, dass ich eigentlich kein Gespräch mit ihm ... oder ihr geführt habe.« Pellam sah, dass an einem Fenster von Sloans Van der Vorhang für einen Augenblick zur Seite gezogen wurde. Pellam hatte den Eindruck, dass die beiden kleinen Augen eines paranoiden, ungeduldigen und visionären Regisseurs durch den schwarzen Spalt zu ihm herüberschauten. »Hören Sie, ich bin gerade sehr beschäftigt«, meinte er zu dem Oststaatentyp, der zwar größer war, aber vernünftiger zu sein schien. »Im Moment ist der Zeitpunkt für so was recht ungünstig.«

»Officer Buffett hat gesagt, Sie hätten mit dem Fahrer geredet«, wiederholte der blonde Polizist nur. »Was sollen wir davon halten?«

Pellam seufzte. »Ich war sauer. Ich habe nur geredet, um Dampf abzulassen. Ich weiß gar nicht mehr, was ich gesagt habe. Habe irgendwas vor mich hingebrommt.«

»Warum waren Sie sauer?«

»Der Typ, von dem ich Ihnen erzählt habe, derjenige, der aus dem Wagen gestiegen ist, ist in mich eingelaufen, und ich habe einen Kasten Bier fallen lassen.«

»Warum hat er das gemacht?«

»Es war ein Unfall. Das hat er nicht mit Absicht gemacht.«

»Wenn es ein Unfall war«, begann der Blonde langsam, »warum waren Sie dann so sauer, dass Sie mit sich selbst geredet haben?«

»»Gebrummt« haben Sie gesagt«, korrigierte der Italiener seinen Kollegen.

»Ja gut, das war's. Mehr habe ich nicht zu sagen.« Pellam wandte sich ab, spannte aber in Erwartung des Schraubstockgriffs die Muskeln an.

Keiner der beiden Polizisten folgte ihm. »Es gibt zwei Tote und einen Polizisten, dem in den Rücken geschossen wurde«, sagte der Blonde nur.

»Manchmal bekommen es die Leute mit der Angst zu tun«, ergänzte sein Kollege. »Deswegen wollen Sie nicht als Zeugen aussagen. Sie brauchen keine Angst zu haben. Wir können Sie beschützen.«

»Ich habe nicht gesehen, dass jemand erschossen wurde. Ich habe nur einen Typen gesehen, wegen dem ich beinahe auf dem Arsch gelandet wäre.«

»Wir machen uns mehr Gedanken um die Person im Wagen. Wir glauben, er ist derjenige, der den Mord in Auftrag gegeben hat.«

»Tut mir Leid. Also, wenn's dann nichts mehr gibt ...« Pellam hob die Hand wie ein TV-Prediger, der mit so viel Sünde konfrontiert wird, dass er die Menschen nicht mehr davon freisprechen kann.

»Würden Sie uns wenigstens helfen, eine Skizze von dem Mann anzufertigen, den Sie gesehen haben?«

»Ja, klar. Aber nicht jetzt.«

Der Oststaatentyp tänzelte hin und her wie ein ungeduldiger College-Schüler. Jetzt war er nicht mehr vernünftig. »Er wird nicht kooperieren.«

»Kooperieren?«

»Gehen wir«, forderte der Blonde seinen Grimasse schneidenden Kollegen auf. »Er ist ein LMAA.« Die Polizisten steckten ihre Notizbücher wieder ein.

»Was ist ein LMAA?«, wollte Pellam wissen.

»Der offizielle Ausdruck für einen nicht kooperierenden Zeugen.«

»Ich kooperiere doch. Ich habe nur nichts gesehen.«

Als sie den Rand des Sets erreicht hatten, drehte sich der italienische Polizist plötzlich um. »Hören Sie, Mister, eine Menge von den hiesigen Leuten hat mit Ihnen kooperiert, damit Sie diesen Film hier drehen können. Man wird nicht gerade glücklich sein, wenn man hört, dass Sie diese Kooperationsbereitschaft nicht erwidern.«

Der Blonde hob seinen Arm. »Ach, er ist ein LMAA. Kümmern wir uns nicht mehr darum.« Und weg waren sie.

In Sloans Wohnwagen schlossen sich die Vorhänge wieder.

Die Beschuldigungen gegen ihn lauteten:

Anklagepunkte 1-2: Handel mit verbotenen Substanzen.

Anklagepunkte 3-32: Hinterziehung von Einkommenssteuern.

Anklagepunkt 33: Geplante Verletzung von Bürgerrechten.

Anklagepunkte 34-35: Meineid.

Anklagepunkt 36: Erpressung.

Anklagepunkte 37-44: Verletzung des Gesetzes zur Bekämpfung der organisierten Kriminalität.

Peter Crimmins wusste den genauen Wortlaut nicht auswendig, aber diese Zusammenfassung, das Wesentliche aus der Anklage der Regierung gegen ihn, kannte er.

Crimmins – der Name war eine spontane Eingebung seines Vaters, als er seinen Namen Crzniolak anglierte – war vierundfünfzig Jahre alt, hatte einen Körper wie eine Birne und einen Kopf wie eine Kartoffel. Sein Haar war, im Stil Frank Sinatras, in Strähnen nach vorne über seine Stirn gekämmt, auf der über der linken Augenbraue ein dunkler Leberfleck wie ein verrutschtes drittes Auge prangte. Er saß gerade in seinem Büro, von dem aus er den Parkplatz seines Transportunternehmens und, durch die Fenster in der gegenüberliegenden Wand, ein Großraumbüro mit grauen Schreibtischen, Aktenschränken, Neondeckenlampen und ein Dutzend Büroangestellte überblicken konnte, die gleichzeitig gelangweilt und verängstigt wirkten.

Peter Crimmins musste eigentlich tausend Entscheidungen für sei-

nen Betrieb treffen, doch daran hinderten ihn die Sätze der Anklageschrift, die unaufhörlich durch seine Gedanken kreuzten.

Und ihn wütend machten.

Klar, einige Anklagepunkte waren Blödsinn und vom stellvertretenden Staatsanwalt, einem übereifrigen Zwerg, vorgebracht worden. Die Sache mit den Bürgerrechten – lächerlich. Geplante Straftat – lächerlich. Die Anklagepunkte zu den Drogen waren absurd. Er hatte sein Lebtag noch keine verbotenen Substanzen verkauft, nicht ein Gramm. Die Erpressung, nun ja, da war was dran, aber nicht viel. Was ihn aber wirklich wütend machte, waren die zutreffenden Anklagepunkte, diejenigen zum Gesetz zur Bekämpfung der organisierten Kriminalität.

Peter Crimmins hielt sich für einen Arbeiterphilosophen und dachte, dass es im Leben einfache Regeln gab, auf die man auch ohne Hilfe von außen kommen konnte.

Nicht die zehn Gebote, die selbst für einen guten russischorthodoxen Christen, wie er einer war, ein bisschen zu einfach gestrickt waren. Er hatte Regeln wie: Die Würde eines Menschen muss geachtet werden; Sorge für diejenigen, die nicht für sich selbst sorgen können; tue deine Pflicht; unterstütze deine Familie; füge keinem Unschuldigen Schaden zu ...

Wenn man sein Leben nach diesen Regeln führt, kommt man ganz gut zurecht, so wie er: Er tat seine Pflicht, unterstützte seine Familie, schadete niemandem – zumindest keinem Unschuldigen –, verdiente seinen Lebensunterhalt und ging hin und wieder zur Kirche. Und was passiert? Er stößt frontal mit einem anderen Regelsystem zusammen. Aber diese Regeln ergeben für ihn überhaupt keinen Sinn.

Sie waren der reinste Schwachsinn.

Das Problem war, dass sie in Abschnitt 18 der bundesgesetzlichen Fallsammlung aufgeführt waren. Und wenn man zufällig diese Regeln brach, kam jemand und versuchte, einen hinter Gitter zu bringen.

Aber am frustrierendsten war, dass er mit diesen vierundvierzig Anklagepunkten nur aufgrund eines einzigen Fehlers zu kämpfen hatte: Weil er einen Verrückten engagiert hatte, Vincent Gaudia, der am Tag zuvor erschossen worden war.

Die beiden Männer waren völlig gegensätzlich. Crimmins hatte dies sofort bei ihrem ersten Treffen in einem deutschen Restaurant in Webster Groves in Missouri gemerkt. Crimmins war alles andere als auffällig. Er blickte auf mehrere Jahre Erfahrung als Arbeitervertreter zurück, bevor er die Gewerkschaft verlassen und sein eigenes Unternehmen gegründet hatte. Er trank in Maßen Wodka, rauchte Camel, trug Boxershorts und weiße Hemden, kämmte sein Haar jeden Tag mit Vitalis und liebte es, mit Freunden, die er seit Jahren kannte, Billard und Boccia zu spielen. Er war seiner Frau seit dreiunddreißig Jahren treu, und er diente seinem Vorstadtbezirk als Mitglied im Bürgerausschuss für Städteplanung. Crimmins war ein disziplinierter und zuverlässiger Mensch, der sich unter Kontrolle hatte.

Gaudia hingegen wurde von seinen Trieben kontrolliert. Ihn verlangte es nach dem Körper einer Frau, nach gutem Essen und süßen Getränken mit Strohhalmen. Gaudias wichtigste Organe waren seine Zunge und sein Penis.

Aber Crimmins war lange genug im Geschäft, um zu wissen, dass man die Schwächen anderer Menschen zu seiner eigenen Stärke machen kann.

Er hatte Gaudias Bedürfnisse erkannt und ihn gleich engagiert, weil er mehr war als irgendein Versager mit einem losen Mundwerk. Im östlichen Missouri und südlichen Illinois gehörte er zu den Menschen mit den besten Verbindungen. Crimmins hatte sich umgehört und ein Gefühl für das labyrinthartige Netzwerk bekommen, das Gaudia um sich gesponnen hatte. Es war begeisternd. Gaudias Pipeline reichte zwar nicht bis Washington, und komischerweise konnte er nicht dafür sorgen, dass in St. Louis ein Strafzettel für falsch parken aus dem Computer gelöscht wurde, aber Hunderte von Menschen – dazwischen Gerichtsbeamte, Richter, Stadtratsmitglieder, Bankangestellte, Verwaltungsangestellte in St. Louis, Jeff City und Springfield – hatte er unter Kontrolle. Und seine Fähigkeit reichte weiter als nur bis zu den Personen. Er wusste auch über das ›Wie‹ Bescheid. Er hatte ein Gefühl für Ethik. Wer nahm eine Kiste J&B an, wies aber ein Geldgeschenk zurück? Wer nahm eine Vergnügungsreise an, wer eine Arbeit für sei-

nen Kumpel, die Aufhebung einer Entscheidung des Bürgerausschusses oder eine Genossenschaftswohnung in Vail?

Gaudia war Experte im Tauschgeschäft, und das Produkt, mit dem er handelte, war Einfluss.

Crimmins, der im mittleren Westen die komplizierteste und umfangreichste Geldwäscherei betrieb, kam zu dem Schluss, dass Vince Gaudia einen bedeutenden Beitrag für sein Unternehmen leisten könnte.

Gaudia schien vom Himmel geschickt worden zu sein, und obwohl er ein völlig anderes Temperament als Crimmins hatte, kamen die beiden glänzend miteinander zurecht. Crimmins Geldwäsche hatte seitdem einen beträchtlichen Marktanteil in Kansas City erobert, und er hatte bereits ein Auge auf Chicago geworfen. Er war einer der Ersten, der gemeinnützige Organisationen zur Geldwäsche genutzt hatte, und wahrscheinlich war er der einzige Mensch auf Erden, zumindest aber mit Sicherheit der einzige Christ, der sowohl eine orthodoxe Synagoge in University City als auch eine islamische Moschee in East St. Louis zur Geldwäsche nutzte, die aber beide nichts von ihrer Mittäterschaft wussten. Crimmins Geschäft mit Gaudia als seinem Lieutenant wäre zu einem der profitabelsten Unternehmen im Großstadtbereich geworden, wenn nicht gleichzeitig zwei Dinge passiert wären.

Das eine war ein immerhin sechzigminütiger Fernsehbeitrag über ein Problem im Büro des US-Staatsanwalts für den östlichen Bezirk von Missouri. Es hatte eine Reihe verpfuschter Ermittlungen in Drogenfällen gegeben. Nun ja, böse Jungs aus dem Verkehr zu ziehen, das ist nicht einfach, und den guten Jungs gegenüber sind die Richter nicht so misstrauisch, aber diese Pannen waren so ungeheuerlich – und wurden im landesweiten Fernsehen voller Wonne breit getreten –, dass der Generalstaatsanwalt selbst den Fall an sich zog. Er rief den US-Staatsanwalt für den östlichen Bezirk, Ronald Peterson, an und bestellte ihn nach Washington zu einem Gespräch über die verpfuschten Ermittlungen. Peterson konnte seinen Job nur um Haaresbreite retten und kehrte von Washington mit einer neu erblühten Ergebenheit zurück, die ihn dazu antrieb, Menschen wie Peter Crimmins einfach wegzusperren.

Die zweite Sache war, dass Vince Gaudia mit der falschen Frau schlief.

Wahrscheinlich hätte er sie gar nicht so beschrieben. Sie war eine störrische Brünette mit langen, grellroten Nägeln und tellergroßen, grünen Augen. Wie ein kleines Mädchen redete sie mit einer Singsang-Stimme, die seinen Verstand gefrieren, aber seinen Schwanz sich ebenso schnell in Habacht-Stellung erheben ließ. Sie hatten sich nur einmal getroffen. Zum Schluss waren sie sturzbesoffen gewesen und hatten vier Stunden lang Sex gehabt. Sie behauptete hinterher, er hätte vorgeschlagen, sie könnte bei ihm in seiner Genossenschaftswohnung am Fluss wohnen. An dergleichen konnte sich Gaudia nicht erinnern. Und als sie ihn schließlich nach einer Woche, in der ihre Anrufe unbeantwortet geblieben waren, aufspürte, erinnerte er sich auch nicht mehr an ihren Namen.

Sie hatte aber offenbar ein besseres Gedächtnis als er, und in einem Brief an den US-Staatsanwalt Peterson beschrieb sie fast wortwörtlich viele derjenigen Geheimnisse, die ihr Vince Gaudia in betrunkenem Zustand verraten hatte.

US-Staatsanwalt Peterson erkannte die Chance, seiner Karriere wieder auf die Sprünge zu helfen, und setzte sich mit einem FBI-Agenten in Verbindung, der mit richterlichen Funktionen ausgestattet war. Dieser traf sich mit Gaudia in einem schlechten italienischen Restaurant in der Nähe des Gateway Arch. Nachdem sie sich eine Zeit lang beschnuppert und um den heißen Brei herumgeredet hatten, nahm der FBI-Agent fünftausend Dollar an und versprach im Gegenzug, ein von einem von Gaudias Kunden begangenes Vergehen gegen das Arbeitsschutzgesetz zu übersehen. Eine Minute später war Gaudia verhaftet, und eine weitere Stunde später hatten sie sich geeinigt: Im Austausch für ein Schuldeingeständnis mit Antrag auf Bewährung war Gaudia bereit, Peter Crimmins Eier auf einem vierzehnkarätigen Goldtablett zu servieren.

Doch jetzt war Gaudia mausetot, und Peter Crimmins wusste, dass US-Staatsanwalt Peterson der Liste der schon vorhandenen vierundvierzig Anklagepunkte gerne noch einen weiteren hinzufügen würde: den Mord an einem Zeugen der Anklage.

Crimmins dachte über diese Situation nach, als die Tür zu seinem Büro geöffnet wurde und sein Anwalt eintrat. Sie reichten sich die Hände, und der Anwalt setzte sich. Er war bullig und mit einem Autopiloten ausgestattet, der ohne ersichtlichen Grund jederzeit ein Lächeln auf sein Gesicht trieb. Seine kräftigen Beine boten gute Voraussetzungen zum Tennisspielen, und er fuhr einen Porsche. Er sagte Sätze wie: »Pete, mein Junge, ich werde mir die Sache mal mit dem Proktoskop anschauen.« Und: »Als dein Anwalt und Freund würde ich dir raten ...«

Crimmins hatte diesem Mann nie gesagt, er sei sein Freund.

»Wo warst du Freitagabend?«, fragte der Anwalt rundheraus.

»Wieso fragst du das?«

»Das muss ich wissen, Pete. Warst du mit jemandem zusammen?«

»Glaubst du etwa, ich hätte Gaudia getötet?«, vergewisserte sich Crimmins.

»Ich frage meine Mandanten nicht, ob sie schuldig sind oder nicht. Ich will sicher stellen, dass du ein Alibi hast, nicht, dass du unschuldig bist.«

»Nun, ich kann dir sagen, dass ich niemanden umgebracht habe«, sagte Crimmins.

Der Anwalt zog den ohnehin schon straffen Knoten seiner Seidenkrawatte noch fester. »Hast du irgendjemandem gegenüber angedeutet ...«

Crimmins hob die Stimme. »Ich habe es nicht getan.«

Ungläubig schielte ihn der Anwalt von der Seite her an. »Das denke ich doch gar nicht. Es ist das, was der US-Staatsanwalt denken wird. Und eines ist klar: Jetzt, wo Gaudia tot ist, wird Peterson es viel schwerer haben, dir am Zeug zu flicken, als noch vor zwei Tagen.«

Das wusste Crimmins natürlich. »Du glaubst, die Anklagepunkte greifen nicht mehr?«

»Peterson ist eine Junghure. Deine Verurteilung ist seine Fahrkarte nach Washington. Er ist aus tiefster Seele davon überzeugt, dass du Gaudia umgebracht hast, und er wird dir den Arsch ...«

»Mir gefällt deine Wortwahl nicht«, murrte Crimmins.

»... aufreißen. Wenn dein Fall platzt, wird er seinen medienwirksamen Angeklagten verlieren.«

»Es laufen viele Angeklagte in der Weltgeschichte herum.«

Der Anwalt verlor die Geduld. »Aber er will dich. Du bist derjenige, von dem er in alle Welt hinausposaunt hat, dass er ihn kriegen wird. Du bist derjenige, den er schon hatte. Er wird herumlaufen wie eine heiße Nutte. Merk dir meine Worte.«

»Das ist selektive Strafverfolgung.« Crimmins glaubte, dass er genug vom Gesetz wusste, um selbst Anwalt zu sein.

»Ich habe deine Schlussbemerkung schon vorbereitet, Pete. Deine Version brauche ich nicht mehr zu hören.«

Warum legte Crimmins sein Leben – hm, ja, zumindest seine Freiheit und sein Streben nach Glück – in die Hände dieses raffinierten Menschen, dessen Bauch wie ein Resonanzkörper wirkte und der ihn mit der Rückhand immer wieder hinterhältig ausgetrickst hatte?

»Wenn du – nur mal angenommen – ein Alibi brauchtest ...«

»Ich ...«

»Lass mich ausreden, Pete. Wenn ... wenn du ein Alibi für den Zeitpunkt brauchst, an dem Gaudia erschossen wurde, hast du dann eines?«

Crimmins antwortete nicht.

Der Anwalt seufzte. »In Ordnung. Ich werde mich also umhören. Sehen, wer was weiß. Sehen, was Peterson damit anfangen wird. Ich habe ein paar Freunde bei der Polizei. Sie schulden mir was. Angeblich gibt es einen Zeugen, den bisher niemand aufgetrieben hat.«

»Einen Zeugen?«

»Das ist nur ein Gerücht. Irgendein Typ soll den Todesschützen gesehen haben.«

Der Anwalt stand auf. »Noch eines: Sie glauben, das Fluchtauto war ein Lincoln.«

Crimmins schwieg eine Weile. »Ich fahre einen Lincoln«, sagte er schließlich leise.

»Ein dunkler Lincoln, wie es heißt.«

Peter Crimmins hatte seinen in Mitternachtsblau gewählt. Er fand die Farbe angenehm.

Der Anwalt ging zur Tür und setzte seinen schmalkrempigen Hut auf seinen dicken Schädel.

»Warte.« Peter Crimmins hielt ihn zurück.

Der Anwalt blieb stehen und drehte sich um.

»Dieser Zeuge. Es ist mir egal, was du tun musst. Was es kostet ...«

Plötzlich fühlte sich der Anwalt nicht mehr wohl in seiner Haut. Seine Hand wanderte zum Bauch, wo er die Stelle rieb, hinter der höchstwahrscheinlich sein üppiges Frühstück verdaut wurde. »Du willst, dass ich ...«

»Finde heraus, wer er ist.«

»Und?«

»Finde es einfach heraus«, flüsterte Peter Crimmins so leise, als wäre in jedem Lampenschirm und Bilderrahmen hier im Zimmer eine Wanze versteckt.

... Fünf

Er lügt«, sagte Donnie Buffett ins Telefon.

»Ganz eindeutig«, bestätigte Detective Bob Gianno.

»Er hat sich nämlich gebückt und einen Blick aus nur einem Meter Entfernung in den Wagen geworfen«, fuhr Buffett fort. »Nein, er war nicht einmal einen halber Meter entfernt. Er lügt, wenn er sagt, dass er nichts gesehen hat.«

»Er braucht nur zu reden, dann haben wir den Fall schon so gut wie unter Dach und Fach«, meinte Gianno. »Der Rest ist dann nur noch Kleinkram.«

»Du bleibst doch an ihm dran, oder?«, fragte Buffett.

»Darauf kannst du Gift nehmen, Donnie.«

Sie legten auf. Buffetts Magen knurrte ununterbrochen, obwohl er eigentlich keinen Hunger hatte. Er bekam irgendetwas aus einem dik-

ken Plastikbeutel, eine klare Flüssigkeit, die in seinen Arm tröpfelte. Vielleicht Glukose. Er fragte sich, ob das eine gute Idee war, denn Glukose ist ja Zucker, und noch vor der Schießerei hatte er eigentlich ein paar Pfund abnehmen wollen.

Er erinnerte sich an den Doughnut und den Kaffee, den Pellam ihm besorgt hatte. War das erst gestern Abend gewesen? Oder vor zwei Abenden? Es könnte eine Woche her gewesen sein. Warum rückt Pellam nicht damit raus, dass er den Komplizen des Mörders gesehen hat? Vielleicht aus Angst.

Die Tür ging auf, und ein Arzt betrat das Zimmer. Er war um die vierzig, untersetzt und hatte dichtes, schwarzes Haar. Gepflegter Typ. Könnte mit seinen muskulösen Unterarmen ein Orthopäde sein, dachte Buffett. Buffett liebte Sport, alle möglichen Sportarten, einfach alles, was mit Sport zu tun hatte. Und er kannte Sportmediziner – die waren immer topfit. Der Arzt schob einen Stuhl an Buffetts Bett, setzte sich und stellte sich vor. Er hieß Gould. Er hatte eine tiefe, angenehme Stimme.

»Ich glaube, ich habe Sie schon einmal gesehen«, meinte Buffett. »Haben Sie mich nicht operiert?«

»Ja, ich war einer der Neurochirurgen.«

Gould nahm die Krankenakte aus der Halterung am Bett, warf einen kurzen Blick darauf und legte sie zur Seite. Dann beugte er sich vor und leuchtete mit einer kleinen Taschenlampe in Buffetts Augen. Der Arzt bat Buffett, seinem Finger, mit dem er Schleifen in die Luft malte, mit den Augen zu folgen, dann die Arme auszubreiten und seine Nasenspitze zu berühren.

Donnie Buffett tat, was der Arzt von ihm verlangte.

»Gut«, meinte der Arzt, was aber weder gut noch irgendwas anderes bedeutete. »Wie geht es Ihnen, Officer?«, fragte er schließlich.

»Ich denke, ganz gut. Meine Schulter tut weh.«

»Aha.« Er überprüfte noch einmal Buffetts Krankenakte. Buffett kam es wie eine Ewigkeit vor.

»Doktor?« Buffett verstummte.

Der Arzt ermunterte ihn nicht, fortzufahren, sondern klappte nur

den metallenen Deckel der Krankenakte zu und begann selbst zu reden. »Officer, ich würde gerne mit Ihnen über Ihre Verletzung sprechen und genau erklären, was passiert ist und was wir dagegen unternehmen haben. Und was wir noch tun werden.«

»In Ordnung.«

»Man hat Ihnen in den Rücken geschossen. Mehrere Kugeln haben Ihre kugelsichere Weste getroffen. Es waren kleine Kugeln, Kaliber .22, die sofort zersplittert sind. Eine dritte Kugel hat den oberen Teil der Weste getroffen. Sie wurde zwar abgelenkt, hat aber Ihre Skapula, also Ihr Schulterblatt, gestreift. Daher der Schmerz, den Sie dort spüren. Die Verletzung ist nicht schlimm. Wir konnten die Kugel leicht entfernen. Es besteht ein gewisses Risiko einer Sepsis, also einer Infektion, aber in der Regel gibt es keinen Grund zur Sorge.«

Gould zog einen schicken, vergoldeten Kugelschreiber aus seiner Kitteltasche und zeichnete etwas auf die Rückseite eines Rezepts, was so aussah wie der untere Teil eines Skeletts.

»Donnie, drei der Kugeln haben Sie unterhalb der Weste getroffen. Sie sind dort eingedrungen, wo die Lendengegend am Rückenmark auf die Kreuzbeinregion trifft. Eine ist zersplittert und nicht weiter vorgeedrungen.« Den Kugelschreiber hatte er mittlerweile mit einer anderen Spitze zum Laserpointer umfunktioniert. »Die anderen beiden trafen Ihren Darm, nicht aber Niere und Blase. Wir konnten die Kugeln vollständig entfernen. Wir haben die Wunden mit Fäden verschlossen, die sich im Gewebe auflösen werden. Deshalb ist kein weiterer Eingriff nötig, solange keine Sepsis auftritt.«

»Okay«, stimmte Buffett zu. Er schielte auf die Zeichnung und prägte sich alles ganz genau ein, als würde er später darüber geprüft werden.

»Donnie, die Kugel, die zersplittert ist, ist an dieser Stelle in Ihr Rückenmark eingedrungen.«

Buffett nickte. Er war Polizist. Er hatte den Tod gesehen. Er hatte Leid gesehen. Er hatte Leid erfahren. Er war völlig ruhig. Seine Verletzungen konnten nicht ernst sein. Denn sonst wäre er an riesige Geräte angeschlossen, mit dem ganzen Kram wie in einem Düsenjet, und an

einem Beatmungsgerät. Aber bei ihm hatte man nur einen Schlauch in den Schwanz geschoben, und er wurde intravenös mit dick machendem Zucker gefüttert. Das war doch gar nichts. Alles kein Problem. Allerdings hatte er jetzt Schmerzen, wunderbare Schmerzen, die sein Bein entlangliefen und Verstecken spielten. Wäre er gelähmt, würde er keine Schmerzen haben.

»Donnie, wir werden Sie an Dr. Weiser überweisen. Er ist auf dem Gebiet von Rückenmarkverletzungen einer der Top-Neurologen und Therapeuten von St. Louis.«

»Aber ich bin doch ansonsten in Ordnung, oder?«

»Ihr Zustand ist nicht lebensbedrohlich. Bei Rückenmarksverletzungen im oberen Bereich besteht immer die Gefahr eines Versagens des Atemsystems oder des Herzens. Das kann ziemliche Probleme bereiten.«

Ziemliche Probleme.

»Aber Ihr Unfall betrifft den unteren Wirbelsäulenbereich. Das war Glück, weil Sie überlebt haben.«

»Doktor, ich werde doch wieder gehen können, oder? Ich meine wegen meiner Arbeit. Ich bin Polizist. Ich muss herumlaufen können.« Er hob seine Hände, als wäre es ihm unangenehm, dass er etwas derart Einfaches erklären musste.

»Äh, Donnie«, begann der Arzt langsam, »Ihre Prognose geht dahin, dass Sie eigentlich nicht ambulant behandelt werden können.«

Nicht ambulant.

»Was heißt ...?« Buffett hatte einen Kloß im Hals, so dass er seinen Satz nicht beenden konnte. Denn er wusste ganz genau, was das hieß.

»Ihre Wirbelsäule wurde fast vollständig durchtrennt«, erklärte Dr. Gould. Buffett blickte direkt in seine Augen, bemerkte aber nicht das Mitgefühl, das sie ausstrahlten. »Beim derzeitigen Stand der ärztlichen Kunst muss ich leider sagen, dass wir nichts tun können. Sie werden nicht wieder gehen können.«

»Oh, ja. Ich verstehe.«

»Officer, Sie haben sehr viel Glück. Sie hätten auch ganz leicht tot sein können. Oder Sie hätten auch an allen vier Extremitäten gelähmt sein können.«

Klar, das stimmt.

Gould erhob sich. Er steckte die Krankenakte wieder in die Halterung und den hübschen Kugelschreiber in seine Hemdtasche. »Dr. Weiser kann Ihnen Ihre Verletzungen viel besser erklären als ich. Einen kompetenteren Experten gibt es nicht. Später kommt eine Krankenschwester, um einen Termin zu vereinbaren. Wir werden alles für Sie tun, was wir können, Officer. Sie brauchen sich um nichts Sorgen zu machen.«

Erst einige Minuten später sagte Donnie Buffett: »Nein, mache ich mir nicht«, und erst jetzt merkte er, dass der Arzt nicht mehr im Zimmer war.

Es war eine Angewohnheit von Philip Lombro, dass er seine Schuhe zweimal am Tag polierte. In seinem Schreibtisch im Büro lag immer eine große Pferdehaarbürste, und für unterwegs hielt er in seinem Diplomatenkoffer eine kleinere Bürste mit Schweineborsten und Poliertücher bereit. Manchmal polierte er seine Schuhe drei, vier oder fünf Mal an einem einzigen Tag. Kiwi verwendete er recht häufig. Sein Lieblingsmittel allerdings war Meltonian. *Crème à chaussures*.

Er hatte keinen eigentlichen Schuhtick – er besaß nur sieben Paare – und war auch kein Fußfetischist. Er war sich nicht einmal sicher, was ein Fußfetischist war oder was so jemand machte. Er fand glänzende Schuhe einfach nur schön, und es machte ihm Spaß, sie zu polieren. Seine Füße in frisch polierte Schuhe zu stecken, war ein herrliches Gefühl.

An diesem Vormittag saß er in seinem Büro der Fa. Lombro & Associates im Zentrum von Maddox und bürstete geistesabwesend seine rotbraunen Halbschuhe.

Sein Büro befand sich im Schatten eines riesigen Gebäudes aus rotem Backstein. Am Anfang war es der Sitz der Maddox Omnibus and Carriage Company gewesen, und im Laufe der Generationen waren hier der Reihe nach die Maddox Electric Automobile Company, die

Maddox Clutch Company und seit neuestem die Maddox Machinery Division of Fujitomo Limited untergebracht.

Ein paar der Borsten lösten sich aus der Bürste und fielen auf den Boden. Lombro bückte sich und hob sie auf, dann schnippte er sie in den Mülleimer. Anschließend wischte er seine Finger mit einem mit Spucke befeuchteten Kleenex ab. Draußen flog ein Stück Zeitung am Fenster vorbei. Lombro blickte auf das Gebäude vom Busbahnhof. Er erinnerte sich an ein Foto aus dem *Reporter*. Ein junger Mann hatte sich vor zehn Jahren von einem der riesigen Schornsteine des Unternehmens in den Tod gestürzt. Sein Anzug war völlig zerknittert gewesen, nachdem er auf das Dach eines Lieferwagens gefallen war. Es hatte ihn eingehüllt wie eine Decke.

Dieses Ereignis beschrieb sehr treffend, was das Gebäude der Maddox Omnibus and Carriage Company für ihn bedeutete: Tod. Und dieser Gedanke wiederum führte ihn zu Ralph Bales.

Lombro hatte Ralph Bales bei der Hochzeit der Tochter seiner Schwester kennen gelernt. Lombro, der nie geheiratet hatte, bedauerte, dass er niemals Vater geworden war. Seine Nichten und Neffen in St. Louis waren für ihn zu Ersatzkindern geworden. Er war völlig vernarrt in sie, verwöhnte sie und machte mit ihnen Ausflüge. Es verblüffte ihn viel mehr als ihre Eltern, als er bemerkte, dass sie erwachsen wurden. Da sein Schwager die Hochzeit des Mädchens nicht bezahlen konnte, war er für die Kosten aufgekommen.

Einer der Gäste war Ralph Bales gewesen. Lombro war auf ihn aufmerksam geworden, weil er auf der Hochzeit eine Waffe bei sich gehabt hatte.

Am späten Abend, als Lombro auf der Männertoilette des *Orsini* am Pissoir stand, bemerkte er, dass hinter ihm jemand in eine der Kabinen ging. Er hörte, dass etwas mit einem lauten Schlag auf den Boden fiel, und warf einen kurzen Blick unter der Tür hindurch. Schnell wie der Blitz griff eine Hand nach einer Pistole. Lombro wusch sich rasch die Hände und verließ die Männertoilette. Er wartete draußen und versteckte sich hinter einer Pflanze, um einen Blick auf den Störenfried werfen zu können. Ein paar Minuten später tauchte Ralph Bales

auf, der sein schütteres Haar mit angefeuchteten Händen nach hinten strich. Lombro wusste nicht, was er tun sollte. Als Freund eines Freundes des Bräutigams war Ralph Bales natürlich eingeladen, also dürfte er doch wohl kein Verbrecher sein. Andererseits fühlte sich Lombro verantwortlich für die Sicherheit seiner vierhundert Gäste.

Nach einer qualvollen halben Stunde, in der sich Lombro nicht entscheiden konnte, ging er auf Ralph Bales zu und begann, sich mit ihm zu unterhalten, während die Kinder den Kuchen aufschnitten. Er erfuhr, dass Ralph Bales in St. Louis aufgewachsen war. Er war früh zum Waisen geworden – das hatte er mit Lombro gemein – und hatte im Hafenviertel am Fluss gejobbt. Sie unterhielten sich über Karriere und Immobilien und wie man an Geld kommt und es wieder verliert. Ralph Bales machte ein paar zweideutige Bemerkungen über Gewerkschaften und Reedereien, über Dienstleistungen im Hafengebiet und über Teamster, die größte nordamerikanische Gewerkschaft. Er lebte in einem Haus in der Nähe von Lambert Field, und er arbeitete gerne im Garten. Das tue er auch, sagte Lombro, obwohl er die Sonne hasste.

Ralph Bales hingegen liebte die Sonne.

Lombro war beruhigt darüber, dass von diesem Mann offensichtlich keine Gefahr ausging, und verabschiedete sich von ihm. Ralph Bales berührte ihn in besonderer Weise am Arm und reichte ihm seine Visitenkarte. »Sie haben gesagt, Sie seien im Immobiliengewerbe tätig«, meinte er zweideutig. »Wenn Sie einen Rat in Sicherheitsfragen benötigen, rufen Sie mich ruhig an.«

Die Karte – *Ralph Bales, Berater* – landete in Lombros Rolllkartei. Wahrscheinlich könnte er irgendwann mal einen Berater gebrauchen.

Vor einem Monat war es so weit gewesen.

Und jetzt, da er seine Schuhbürste in der untersten Schublade verstaut hatte und gedankenverloren die Zeitungen beobachtete, die draußen an seinem Büfenster vorbeiflogen, hatte er den Eindruck, dass die Transaktion, die sich aus dem Gespräch auf der Hochzeit entwickelt hatte, der einzige große Fehler seines Lebens gewesen war.

»Also gut, da haben wir also so was wie ein Problem«, sagte Ralph Bales jetzt.

Philip Lombro hörte zu. Starr dasitzend, ließ er seinen Blick langsam über das Gesicht seines Besuchers wandern.

»Dieser Bulle hat uns verpiffen.«

»Und du hättest nichts dagegen tun können?«, erkundigte sich Lombro.

Ralph Bales ging mit seinen Kunden rücksichtsvoll um. Er hätte niemals die Augen verdreht oder geseufzt. »Nein, er ist wie aus dem Nichts aufgetaucht«, erwiderte er.

Lombro öffnete eine Schublade an seinem Schreibtisch und zog einen dünnen Umschlag mit fünfundzwanzigtausend Dollar heraus, den er Ralph Bales gab.

Ralph Bales bedankte sich.

Lombro nickte.

Keiner der beiden schien dankbar oder erfreut über diese geschäftliche Transaktion zu sein.

»Wie groß ist denn das Problem?« Lombro wirkte ruhig. Männer wie er regten sich nicht auf, wenn sie Probleme hatten.

Ralph Bales kaute auf den Lippen, die so schmal waren, dass der Mund wie ein scharfer Schnitt in seinem runden, aufgeblähten Gesicht aussah. »Du wirst doch wohl nicht einen Polizisten erschießen. Egal, was passiert, das wirst du doch nicht tun wollen.«

Lombros Blick heftete sich an Ralph Bales' nackte Oberlippe. Er merkte, dass sein Schnurrbart verschwunden war.

»Ich bin nicht unbedingt ›nett‹, fuhr Ralph Bales fort. »Polizisten drehen nicht durch, wenn man einen Zeugen des Bezirksstaatsanwalts umbringt. Zeugen sind Abschaum. Aber wenn du einen Polizisten umbringst, dann drehen sie durch.«

»Und?«

»Es gibt da einige Dinge, die wir tun müssen.«

»Und die wären?«

»Also gut, wir müssen den Kerl finden, der uns gesehen hat.«

»Wen?«

»Der Typ, der direkt in mich hineingelaufen ist, als ich aus dem Wagen ausgestiegen bin. Der Typ mit dem Bier.«

Lombro legte seinen Fuß auf sein Knie und rieb, in Gedanken versunken, an seiner Ferse.

»Er hat mich gesehen«, sagte Ralph Bales. »Und dich auch.«

»Möglicherweise findet ihn die Polizei nicht.«

»Nein, das ...«

Lombro fuhr mit einem Argument fort, das ihn zu beruhigen schien. »Warum sollte er sich freiwillig melden? Warum sollte das überhaupt irgendjemand tun?«

»Ja, vielleicht tut er das nicht«, stimmte Ralph Bales zu. »Aber es gibt eigenartige Leute, die seltsame Dinge tun.«

»Das hört sich an, als hättest du bereits eine Entscheidung getroffen«, entgegnete Lombro.

»Entschuldige, es ist keine wirkliche Entscheidung. Eigentlich haben wir nämlich gar keine Wahl, verstanden?«

Killer schießt Polizist in den Rücken. Die Zeitung lag gut sichtbar auf Lombros Schreibtisch. Ralph Bales hatte sich geirrt. Kein Foto von Vince Gaudias Leiche, sondern nur eines von der Hochzeit des erschossenen Polizisten.

»Das gefällt mir überhaupt nicht.«

»Bei allem Respekt, Mr. Lombro, wenn Sie sich« – er suchte nach Worten, die nicht allzu vorwurfsvoll klangen – »zu einem solchen Projekt entschließen, gibt es Risiken. Stimmt's? Sie müssen sich das so vorstellen: Sie kaufen ein Haus und finden heraus, dass es dort Termiten oder so was Ähnliches gibt. So etwas passiert einfach. Man kann da vor nicht weglaufen.«

»Die Frau, die Frau haben Sie auch getötet.«

»Stevie hat mir gesagt, es war ein Unfall. Gaudia hatte sie als Schutzschild vor sich gezerrt.«

Lombro nickte. »Die Frau interessiert mich nicht besonders. Sie wusste, auf was für ein Schwein sie sich eingelassen hatte.«

Draußen vor dem Fenster setzte sich eine Amsel auf die Kante einer Backsteinfassade. Nervös bewegte sie ihren glänzenden Kopf hin und her. Dann schoss sie so schnell in die Luft, dass nur noch ein grauer Schatten von ihr zu sehen war.

»Wir haben den Auftrag für Sie erledigt, und es gab eine Panne. Aber Tatsache ist, dass weder ich noch Stevie Flom hier leben, im Gegensatz zu Ihnen. Also ist diese Panne irgendwie jetzt Ihr Problem.«

Lombro ließ sich Ralph Bales' Worte nüchtern durch den Kopf gehen. »Was schlagen Sie vor?«

»Ich kann sofort die Stadt verlassen, und Sie können einfach hoffen, dass die Ermittlungen der Polizei im Sand verlaufen. Oder Sie bezahlen mich dafür, dass ich mich auch um den Kerl kümmere.«

»Nein, das steht nicht zur Debatte.«

»Dann ...« Ralph Bales ließ das Wort durch den Raum schweben wie den Rauch einer Zigarette. »Es gibt noch eine andere Möglichkeit.«

»Was für eine? Sagen Sie schon.«

»Vielleicht kann ich ihn ausfindig machen. Ihm drohen. Ihm ein bisschen Angst machen.«

»Würde das funktionieren?«

»Normalerweise ja. Aber das will ich nicht tun. Das Risiko ist größer, als wenn ich mich, nun, direkt um ihn kümmere.«

»Sie wollen mehr Geld. Das wollen Sie mir damit doch sagen, oder?«

»Ja, genau das. Es ist nur eine Frage des Risikos. Zehntausend, und Sie sind ihn für immer los. Für Zwanzigtausend suche ich ihn und mache ihm ein bisschen Druck.«

»Zwanzig?«

»Was wollen Sie denn von mir hören? Neunzehntausendfünfhundert?«

Für einen Moment sagte Lombro nichts. Er warf einen Blick auf die Zeitung, dann schloss er seine Augen, und seine Hand schnellte frustriert nach vorne. »In Ordnung.« Er sah Ralph Bales an. »Aber ich will Ihr Wort darauf, dass Sie ihm nichts antun.«

Ralph Bales runzelte die Stirn. »Sie hatten nicht gesagt, dass Sie nicht wollen, dass ihm was passiert.«

»Ich will sagen, Sie werden ihn doch nicht töten, oder?«, fragte Lombro.

Ralph Bales nickte und blickte Lombro direkt ins Gesicht. »Natür-

lich nicht. Ich habe doch gesagt, dass ich das nicht tun werde.« Er hatte herausgefunden, dass jemand, schaut man ihm direkt in die Augen, alles glaubt, was man erzählt.

Das Auto fuhr langsam am Wohnwagen vorbei. Als Pellam von der Kochnische aus das Fenster erreicht hatte, war der Wagen bereits in die River Road abgebogen und nicht mehr zu sehen. Er blieb am Fenster stehen und blickte durch die Rollos, die, wie er feststellte, auch mal wieder geputzt werden könnten.

In Maddox durfte man nachts nicht mit dem Wohnwagen parken, so dass Pellam wohl oder übel auf diesen erbärmlichen Campingplatz angewiesen war. Die Besitzer, Annie und Fred Bell, boten fünfzig Stellplätze an, die vielleicht früher einmal alle besetzt gewesen waren. Aber das wird in einer Zeit gewesen sein, bevor das Zementwerk nebenan errichtet und fünfhundert Meter idyllischer Uferböschung zerstört und durch Bunker und Stahldocks ersetzt worden war. Der Campingplatz Bide-A-Wee war derzeit nur von John Pellams Winnebago und zwei Gruppen mit Zelten besetzt, die sich an dem malerischen Anblick der Ochner Cement & Stone offensichtlich – und verständlicherweise – satt gesehen hatten und im Aufbruch begriffen waren.

Am Anfang hatte sich Pellam an der Leere nicht gestört. Aber das war, bevor er Zeuge in einem Mordfall geworden war. Na ja, so eine Art Zeuge. Jetzt hätte er es gerne ein bisschen anonym. Er blickte auf seine Uhr. Es war erst elf Uhr vormittags, aber er hatte schon vier, ach nein, fünf Autos gesehen oder gehört, die mit gedrosselter Geschwindigkeit am Wohnwagenplatz vorbeigefahren waren. Er vermutete, dass die Fahrer nicht den Bide-A-Wee für ihren nächsten Urlaub in Maddox auskundschafteten, sondern vielmehr an ihm interessiert waren.

Ein anderes Fahrzeug hielt direkt vor dem Wohnwagen an. Es war eine verbeulte, alte Kleinlimousine, deren Kotflügel mit Klebeband befestigt waren. Vom Fahrer war hinter der verschmutzten Scheibe nur

ein Schatten zu erkennen. Der Zustand des Wagens ließ vermuten, dass es nicht die Polizei war, die kam, um ihn zu besuchen.

Pellam, der dabei war, die Kruste von verbranntem Chili zu entfernen, trocknete sich die Hände ab und ging in den vorderen Teil seines Winnebago. Er öffnete ein Landkartenfach neben der Eingangstür, in dem sich tatsächlich Karten befanden, vielleicht dreißig Stück, die alle abgenutzt und zerfleddert waren, aber es enthielt auch einen Colt Peacemaker Kaliber .45 mit stählernem Lauf und einem Griff aus Rosenholz. Pellam nahm die Waffe heraus und drückte mit dem Daumen die Abdeckung des Zylinders auf.

Er zog den Hahn halb heraus, lud fünf von sechs Kammern und senkte den Hammer auf die leere Kammer.

Dann schob er die Waffe in den Bund seiner Hose, zog seine Bomberjacke an und verließ den Wohnwagen in Richtung Auto.

Warum nur hatte jeder in Maddox ein dunkles Auto?

Der Fahrer, ein vierzigjähriger Mann mit kantigem Gesicht, den Pellam nicht erkannte, blickte ihm gelassen entgegen. Pellam hatte gehofft, dass der Typ aus Angst vor einer Auseinandersetzung mit quiet-schenden Reifen das Weite suchen würde.

Doch der Mann schaltete den Motor ab und stieg aus.

Beiläufig ließ Pellam seine Hand zum Reißverschluss seiner Jacke wandern.

Der Störenfried war groß. Er schlug die Tür mit einem lauten Knall zu, ließ Pellam dabei aber nicht aus den Augen. Dann kam er über die Straße. Er hatte einen Bürstenhaarschnitt und Schlupflider.

Pellam öffnete seine Jacke und blieb am Straßenrand stehen. Seine Hand lag auf seinem Gürtel und rieb an der Schnalle, sein Zeigefinger berührte den hölzernen Griff der Waffe.

Etwa sieben Meter entfernt hielt der Mann am Seitenstreifen an. Er schaute Pellam direkt in die Augen. »Brauchen Sie junge Männer?«, fragte er.

Pellam kniff die Augen zusammen und neigte den Kopf zur Seite.

»Junge Männer?«, wiederholte der Mann.

»Ich verstehe nicht ganz.«

»Hören Sie«, begann der Mann steif, »Sie wissen, dass viele Leute nicht gerade erfreut sind, dass Sie mit Ihrer Mannschaft hier in der Stadt sind. In Ihrem Film sagen Sie einige Dinge über Maddox, die nicht sehr nett sind. Nun, aus meinem Mund werden Sie so etwas nicht hören. Ich habe da eine ganz andere Meinung.«

»Aha, gut.«

»Die Sache sieht so aus«, fuhr der Mann fort, »mein Sohn Larry ist siebzehn und hat kürzlich in einem Theaterstück mitgespielt. Ich meine ein ernstes Stück ohne Musik. *Remember Mama*. Er war gut – das würde ich auch sagen, wenn er nicht mein Sohn wäre. Aber in einem Film, wo der Text ständig wiederholt und dann der beste Take ausgewählt wird, wäre er erstklassig. Ich meine wirklich erstklassig.«

»Entschuldigen Sie, Sir, aber ich bin für das Casting nicht zuständig.«

»Er wird sich viel Mühe geben. Sie wissen schon, nur um mal einen Fuß in die Tür zu bekommen, sozusagen. Er könnte auch hier und da mit anfassen, bis er irgendwann eine Rolle bekommt. Er ist ein strammer Bursche.«

Pellam schüttelte den Kopf.

»Er nimmt Schauspielunterricht.«

»Tut mir Leid.« Pellam zog den Reißverschluss seiner Jacke zu. »Ich würde Ihnen ja gerne helfen, aber ich kann nicht.«

Der Mann blieb mit hängenden Schultern und leuchtend rotem Gesicht stehen. Das verfallene Haus hinter ihm war ein Bilderbuchbeispiel für den einstigen viktorianischen Überfluss. Die Renovierungsarbeiten waren mittendrin abgebrochen worden. »Ich bin jetzt seit drei Jahren arbeitslos«, erklärte er steif. »Ich war bei einer Binnenreederei Matrose auf einem Schlepper. Ich bin am Ende.«

»Das tut mir Leid.«

»Ich möchte kein Mitleid von Ihnen. Ich würde arbeiten, wenn es Arbeit gäbe, aber es gibt keine. Larry ist unsere einzige Hoffnung, um an Geld zu kommen.«

Pellam schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, Ihre Situation wäre eine andere.«

»Sicher.« Der Mann blieb noch einen Moment lang stehen. »Danke, dass Sie sich die Zeit für mich genommen haben.« Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und ging zu seinem Wagen zurück. Nach einem letzten Blick auf den Wohnwagen startete er den Motor und fuhr los, begleitet vom Röhren des verrosteten Auspuffs.

Pellam schleppte sich zu seinem Wohnwagen zurück, legte seine Waffe ab, hängte seine Jacke auf und ging in seine Kochnische zurück.

Eine halbe Stunde später saß er an seinem kleinen Tisch und blätterte durch den Stadtführer von Maddox, zwischen dessen Seiten unzählige Polaroid-Schnappschüsse steckten. Tony Sloan hatte ihn gebeten, ein paar Fotos von leerstehenden Häusern – in manchen Gegenden war dies fast jedes zweite – zu schießen. Mittlerweile hatte er seine Auswahl auf vier Bungalows eingeengt: Zwei davon waren ganz hübsch, zwei heruntergekommen. Er suchte die Adressen auf dem zerfledderten Stadtplan von Maddox.

In diesem Moment hörte er unsichere Schritte auf dem Kiesweg. Pellams Hände erstarrten auf den Unterlagen.

Wollte Larrys Vater noch einmal bei ihm vorsprechen?

Pellam erhob sich und ging in den hinteren Teil seines Wohnwagens, wo er nach draußen spähte. Nein, dort stand jetzt ein anderer Wagen. Eine dunkelrote Limousine.

Die Art von Wagen, die die beiden Detectives, der Italiener und der Ostküstentyp, fahren würden.

Es zeigte sich aber, dass es nicht die zwei Polizisten waren. Ohne anzuklopfen, betrat ein Mann Mitte dreißig und mit dunklem Teint den Wohnwagen und blickte sich um. Er trug einen schicken, anthrazitfarbenen Doppelreihler und eine Sonnenbrille mit blauen, reflektierenden Gläsern.

»Ich weiß, was du hoffst, aber vergiss es«, sagte er. »Du kommst hier nicht mehr raus.« Er schlug die Tür hinter sich zu und nahm langsam seine Sonnenbrille ab, die er in seine Brusttasche steckte.

... Sechs

Pellam spitzte die Lippen und schüttelte den Kopf.

»Was ist?«, fragte der Eindringling.

»Es ist ›Ich weiß, was du denkst. Aber es ist zu spät. Du kommst hier nicht mehr raus.««

»Nein.« Der Mann runzelte die Stirn. »Ich bin mir ganz sicher.« Er legte seine Aktentasche auf den Fahrersitz und öffnete sie.

»Egal, ich wollte den Dialog sowieso streichen. Die Bilder sprechen lassen. Willst du einen Kaffee? Löslichen.«

Der Mann nahm ein Drehbuch aus der Aktentasche und blätterte darin herum. »Och, nein. Pellam, Streich ihn nicht heraus. Die Zeile ist hervorragend. ›Gib auf.« Das ist sehr ... wie nennt man das? ... anachronistisch. Oh, du hast Recht.« Er las aufmerksam im Drehbuch. »Die Zeile fehlt.«

»Setz dich«, forderte ihn Pellam auf und stellte den Wasserkessel auf den Herd. Marty Weller rutschte mit seinem schlaksigen Körper geschickt auf die Bank am Esstisch. Als eifriger Yoga-Anhänger hatte er einen biegsamen Körper und kam bequem in einem Wohnwagen zu recht. Er war sonnengebräunt und hatte Muskeln auch an Stellen, an die sie nur durch Training im Sportstudio gelangen konnten. Dort, wo seine gepflegten Augenbrauen über der Nase endeten, hatten sich ›kalifornische Falten‹ gebildet, zwei vertikale Furchen, da er schon sein Leben lang die Augen zusammenkniff. »Tee. Kräutertee.« Er tippte auf das Drehbuch. »Ich muss an den ersten Entwurf gedacht haben. Oder an den zweiten. Auf jeden Fall an einen der beiden. Du schreibst eine Menge um, John.«

»Lipton?«

Weller blickte sich um, als würde er irgendwo eine versteckte Schach-

tel Celestial Seasonings Kamille entdecken können. »Ja, gut.« Es klang zurückhaltend. Dann: »Honig?«

»Brauner Zucker.«

»Hey, wir sind hier im mittleren Westen.«

»Ach ja?«, meinte Weller mit einem verstohlenen Lächeln.

»Also?«

»Du weißt, was ich fragen will. Was gibt's Sensationelles zu berichten? In Bezug auf Sloan.«

Der unabhängige Produzent Marty Weller schnappte, wie alle anderen in Hollywood auch, begierig jeden Klatsch auf, nur war er nicht einflussreich genug, sich diese Gerüchte auch tatsächlich zunutze zu machen. Er hatte eine Reihe ausgefallener Filme produziert, die nur mäßigen Erfolg gehabt hatten. Das hatte ihm zwar Türen geöffnet, was aber nicht bedeutete, dass seine Projekte auch automatisch realisiert wurden. Das Gerede über Tony Sloan allerdings rangierte unter ›Spitzengespräche‹, auch wenn Weller nicht unbedingt Vorteile daraus ziehen konnte. Man war so scharf darauf wie auf Taittinger oder Beluga.

Doch Wellers Anwesenheit hier in einer Kleinstadt in Missouri erinnerte Pellam an die in L.A. geltenden Regeln, und im Bewusstsein seines unverschämt hohen Honorars rief er sich einen Grundsatz ins Gedächtnis: Gehe davon aus, dass alles, was du sagst, sofort an den *Hollywood Reporter* weitergegeben und dir zugeschrieben wird, selbst wenn absolute Vertraulichkeit vereinbart war. Pellam gab Weller eine abgeschwächte Version der Leidensgeschichten, die mit den Dreharbeiten zusammenhingen.

»Man sagt, er würde in der Stratosphäre verglühen«, meinte Weller mit finsterem Gesicht, hinter dem er seine Freude aber nicht verbergen konnte.

Pellam zuckte mit den Schultern. »Also gut, Marty, spann mich nicht auf die Folter. Ja oder nein?«

Weller griff zu dem zerfledderten Drehbuch, aus dem er gerade falsch zitiert hatte. Der Titel: *Central Standard Time*. »Wir sind nah dran, John. Verdammt nah. Ich habe schon um die achtzig Prozent der Finanzierung unter Dach und Fach.« Schweigend blätterte er eine Minu-

te lang durch die Seiten. In seinem früheren Leben – was in Hollywood hieß: vor wenigen Jahren – hatte Pellam für unabhängige Filmprojekte Drehbücher geschrieben und Regie geführt. Er hatte gerade an *Central Standard Time* gearbeitet, als seine Karriere völlig entgleist war.

Niemand war an einer Übernahme der Rechte interessiert gewesen, bis der makellos gebräunte Marty Weller vor Pellams Tür aufgetaucht war und mit so viel Ernst, wie ein Hollywood-Produzent nur aufbringen konnte, erzählt hatte, dass er Pellams ›Vision‹ in einen dunklen Programmkino-Klassiker verwandeln würde.

»Es gab allerdings ein paar Fragen über das, was vorher passiert ist«, begann Weller vorsichtig. Das Thema behagte ihm offensichtlich nicht. »Hattet ihr schon mit der Produktion angefangen?«

»Wir hatten zwei Wochen Dreharbeiten hinter uns.«

Weller hob den Blick nicht vom Manuskript, sondern starrte aufmerksam auf die leere schwarze Rückseite. »Als er krank wurde, meinst du?«

»Krank wurde««, wiederholte Pellam. »Das ist der richtige Ausdruck.«

Tommy Bernstein, der Hauptdarsteller in *Central Standard Time* und Pellams bester Freund, war alles andere als ›krank‹ geworden. Er war während der Hauptdreharbeiten an einem von Kokain verursachten Herzinfarkt gestorben, weswegen die Dreharbeiten abgebrochen werden mussten und Pellams bisheriges Leben ein abruptes Ende gehabt hatte.

Abgestandene Luft wehte über den Tisch, als Weller die Seiten des Drehbuchs an seinem Daumen entlang laufen ließ. »Jemand ... also, ich erkläre nur, warum es so lange dauert. Das ist alles ein Scheiß, ich weiß. Aber jemand hat davon geredet, es wäre wie verhext zugegangen.«

Pellam lachte. »Wie diese *Exorzist*-Geschichten, dieser alte Quatsch?«

»Menschen sind bei Geld abergläubischer als bei ihrem eigenen Leben. Du solltest nicht vergessen, dass sich Produzenten an einem Freitag, dem Dreizehnten, immer noch lieber ins Flugzeug setzen als Schecks auszustellen.«

»Na ja, daran kann ich nichts ändern.«

»Und dass du Regie führen willst, ist das immer noch in Stein gemeißelt?«

Pellam merkte, dass Weller weiterhin ganz vorsichtig das Terrain erkundete. »Klar«, antwortete er mit fester Stimme.

»Die Sache ist die, John ... na ja, du bist schon eine ganze Weile draußen.«

»Ich führe Regie, oder sie kriegen die Rechte nicht. Das ist die Grundbedingung.«

»Und sie sagen, dass wir das Geld nicht bekommen, wenn sie nicht den Regisseur, die Hauptdarsteller und den Aufnahmeleiter auswählen dürfen. Sie werden ...«

»Dann stecken wir in einer Sackgasse.«

»Sie werden dich als Koproduzenten einsetzen. Ich glaube, sie zahlen dir sogar eine Umsatzbeteiligung, weil du das Drehbuch geschrieben hast.«

»Einen Film zu produzieren, bedeutet mir nichts.«

»Es bedeutet aber einen Haufen Geld. Das Budget beträgt sieben Millionen.« Er tippte auf das Drehbuch. »Darüber steht geschrieben: »Klassischer *Film noir*«. Wir werden ihn, in Gottes Namen, sogar in Schwarz-Weiß drehen. Er wird richtig Geld einspielen. Mit diesem Film kann man nicht *kein* Geld machen ...«

»Marty«, unterbrach ihn Pellam geduldig.

Wellers weit aufgerissene Augen zogen sich auf eine bescheidenere Größe zusammen. »Entschuldige, mir ist nicht klar, wem ich diesen Scheiß erzähle. Gut, es gibt noch eine andere Möglichkeit: Kannst du zweihunderttausend bis zweihundertzwanzigtausend Dollar aufreiben?«

»Was ist, wenn ich das kann?«

»Wir kürzen das Budget auf vier Millionen, finanzieren den Film selbst, drehen mit unbekannten Schauspielern und kriegen immer mehr Sorgenfalten, weil wir die Verleiher nur von hinten sehen. Du führst Regie.«

Erst jetzt merkte Pellam, dass der Wasserkessel die kleine Küche mit

Dampf füllte. Er bereitete eine Tasse Kaffee für sich und für Weller Tee zu, während er in Gedanken sein Haus mit einer zweiten Hypothek belastete, seinen alten Porsche verkaufte und zu der Summe seinen Verdienst aus *Missouri River Blues* addierte.

»Einhundertzwanzig bis einhundertfünfzigtausend wären möglich.«

Weller stellte seine eigenen Berechnungen an. »Ich müsste ein paar Anrufe erledigen, aber ich glaube, wenn du das beisteuerst, könnten wir es schaffen. Dafür kannst du die Regie machen, aber du bekommst keine Beteiligung. Du würdest für ein festes Gehalt arbeiten und vielleicht ein bisschen was zurückzahlen müssen.«

»Ich will, dass dieser Film gedreht wird. Ich wollte noch nie reich werden.«

»Du warst schon immer irgendwie durchgeknallt, Pellam.« Weller hob die Tasse ein Stück hoch, beugte sich vor und nippte an dem heißen Tee. »Eines sollte ich dir allerdings noch sagen. Ein Unglück kommt selten allein. Paramount ist an den Rechten für einen Film interessiert, auf den ich letztes Jahr eine Option abgegeben habe. So eine Geschichte mit einer Flugzeugentführung. Alles nur Klischees, ich weiß. Mea culpa. Das Budget liegt bei fünfundvierzig Millionen. Er wird nicht gedreht, aber ich muss trotzdem nach London, um mich mit ein paar Leuten zu treffen.«

»Was ist, wenn er doch gedreht wird?«

»Ich will aber deinen Film machen, John.« Einen Moment lang schien die Leidenschaft unter der seidigen Hautfarbe echt zu sein. Auf seine unverständliche Art drückte Weller aus, dass er lieber ein reicher Produzent von Kult- als ein superreicher Produzent von Kommerzfilmen sein wollte.

Pellam wusste: Hollywood ist das Sammelbecken für Kompromisse.

»Der nächste Schritt?«, fragte Pellam. Er trank einen letzten Schluck Kaffee, bevor er ihn wegschüttete. Seine Eingeweide spielten verrückt. Nicht oft erhielt jemand die Gelegenheit, bei seinem eigenen Film Regie zu führen und sich gleichzeitig hoffnungslos zu verschulden.

»Ich werde morgen Abend nach London fliegen und mich dort an die Strippe hängen und sehen, was ich tun kann. Aber ich gebe dir mein

Wort: Wenn wir *Central Standard Time* durchkriegen, dann mache ich ihn. Ich bin zwar irgendwie bescheuert, aber ich werde Paramount den Laufpass geben. Es ist mir egal, mit wie vielen dämlichen Nullen sie mir vor dem Gesicht herumfuchteln. Und, bist du jetzt schockiert, John? Ja?»

»Nein, Marty«, antwortete Pellam, obwohl es nicht stimmte. »Ich bin beeindruckt.«

Mit den Bungalows funktionierte es nicht. Um eine Panaflex, Scheinwerfer und Schauspieler gleichzeitig dort unterzubringen, waren sie zu klein. Sloan wollte eine komplizierte Kameraführung, bei der die Kamera aus dem Blickwinkel des Schauspielers auf einer Schiene vom Hof aus ins Wohnzimmer fuhr. Doch schließlich stimmte er Pellam und dem Materialassistenten zu, die Szene nachträglich zusammenzuschneiden. Sie würden den auffälligsten der vier Bungalows von außen aufnehmen, und im Wohnzimmer des zweistöckigen Hauses im Kolonialstil nebenan die Innenaufnahmen drehen.

Pellam verdrückte sich, als Tony Sloan dem hageren Materialassistenten Anweisungen zubellte. Dieser hatte seinen Humor nach den ersten Wochen der Dreharbeiten völlig verloren. Schuld daran waren die vielen wahnwitzigen Aufgaben – unter anderem eine Szenenkulisse in sechs Stunden aufbauen, für die eigentlich zwei Tage nötig waren. Pellam sprang auf sein Motorrad und fuhr zu der Bank, der die beiden Häuser gehörten. Der Angestellte in pastellgrünem Anzug hatte den Standardvertrag für die Vermietung zu Filmaufnahmen durchgelesen und unterzeichnet. Den Sechshundert-Dollar-Scheck hatte er fast verlegen angenommen.

»So viel Geld habe ich mit diesen Häusern in den letzten zwei Jahren nicht verdient.«

»Sieht so aus, als wenn's hier in der Gegend nicht so gut läuft.«

»Ja, Sir, die Zeiten sind schlecht. Wäre gut, wenn wir diese Rezession bald hinter uns hätten. Aber wir werden es schon schaffen.«

Pellam ging zu seinem Motorrad zurück und startete den Motor. Auf dem Weg durch die Stadt bemerkte er, dass er von einem Auto verfolgt wurde, das immer den gleichen Abstand hielt. Mit zwei Personen auf den Vordersitzen, dachte er. Pellam bog zweimal ab – der Wagen auch. Dann bremste Pellam und tat so, als würde er sich ein Schaufenster mit verstaubten Antiquitäten ansehen. Der Wagen hielt ebenfalls an, und der Fahrer tat so, als würde er auf den Stadtplan schauen. Den Blick immer noch auf das Schaufenster gerichtet, legte Pellam plötzlich den ersten Gang ein, fuhr mit quietschenden Reifen los und bog zwischen zwei leer stehenden Häusern in einen schmalen Fußweg ein, auf dem rechts und links vom Lenker kaum mehr als eine Handbreit Platz war. Er konnte weder bremsen noch einen anderen Gang einlegen, ohne dass er die Knöchel an der Mauer aufschürfen würde.

Als er aus der Gasse hinausfuhr, bremste er scharf und sah, dass der Wagen am anderen Ende schlitternd zum Stehen kam. Pellam bog nach rechts in Richtung Fluss. Nachdem er einen Straßenblock weit gefahren war, hatte er das Gefühl, das alles schon einmal erlebt zu haben, und schaltete in den ersten Gang zurück. Der Wagen war nirgends zu sehen. Pellam ließ sich von seinem Instinkt leiten, als er nach rechts abbog. Er befand sich auf der Third Street in der Nähe niedriger Fabrikgebäude und Lagerhäuser.

Von hier aus hatte er einen Überblick über das, was früher wohl Maddox' blühende Uferansiedlungen gewesen waren. Jetzt gab es hier nur noch leere Geschäfte, phantasielose Antikläden, Bars und das Callaghan's Steak House.

Hier war Donnie Buffett erschossen worden. Neben seinem Stiefel bemerkte Pellam einen Fleck. Blut, war sein erster Gedanke, aber es hätte auch Frostschutzmittel oder Kakao sein können.

»Ich behalte sie im Auge, wenn Sie sich eine Tasche oder so was besorgen wollen.«

»Echt?«

»Sicher.«

»Danke.«

Pellam stellte sein Motorrad ab und ging zu einer Telefonzelle. Das

Telefon funktionierte. Was für eine Überraschung. Nachdem er die Auskunft angerufen hatte, überraschte ihn noch mehr, dass die Adresse, die er suchte, nur einen Block entfernt war.

Pellam störte sich nicht an dem Geruch.

Es roch nach Desinfektionsmittel, nach diesem süßlichen, eisigen Zeug, das einem vor einem Schnitt oder Stich mit der Spritze auf die Haut getupft wird.

Aber auch die Ausstattung war deprimierend: Aluminium, helles Vinyl, Linoleum. Aus irgendeinem Grund schien Orange sehr beliebt zu sein. Orange und Violett. Pellam war bereits in alten Krankenhäusern gewesen, wo man wirklich einen Eindruck davon bekam, was Medizin hieß: dunkles Holz, Messing und blasses Grün. Als ob jemand gerade hinter einer der Türen, deren Glas mit Goldfarbe übermalt war, die Narkose oder das Penicillin entdecken würde. Das Maddox General war wie Leben und Sterben im Supermarkt.

Pellam meldete sich am Empfang bei einer Krankenschwester an, die ihn ans Ende des Korridors schickte. Pellam ging an einem Polizisten vorbei, der am Anfang des Flurs Stellung bezogen hatte. Er blickte Pellam aufmerksam an. »Einen Moment, Sir.«

»Ich würde gerne Officer Buffett sehen.«

»Sie sind der Zeuge.« Das Gesicht des Polizisten blieb unbeweglich wie eine Maske. Nur sein Blick wanderte auf und ab, als er Pellam musterte.

»Ich möchte nur sehen, wie es ihm geht.«

»Öffnen Sie Ihre Jacke.«

»Ich ...«

»Wenn Sie ihn sehen wollen, dann machen Sie jetzt Ihre Jacke auf.«

Also öffnete Pellam seine Jacke. Der Polizist durchsuchte ihn grob und winkte ihn in Richtung des Krankenzimmers, in dem Buffett lag. Im Fernseher lief eine Spielshow. Der Ton war leise gestellt, nur besonders lauter Applaus war zu hören. Der Empfang war nicht sehr gut,

und in der Mitte des Bildschirms war kaum etwas zu erkennen. Der Showmaster und die Kandidaten lächelten vergnügt.

Ganz im Gegensatz zu Buffett.

»Wie geht's?«, fragte Pellam und stellte sich vor.

»Ich erinnere mich an Sie.«

Pellam ging zu einem grauen Stuhl, vor dem er unentschlossen stehen blieb, als könnte er sich nicht entscheiden, ob er lieber sitzen oder stehen wollte. »Das hier habe ich Ihnen mitgebracht.« Er legte ein Buch, einen aktuellen Bestseller, auf den Tisch. »Es ist ein Krimi. Ich weiß nicht, ob Sie so was mögen.«

Buffett starrte ihn immer noch an.

Pellam räusperte sich. Stille legte sich über den Raum. »Ich wusste nicht, ob Sie vielleicht lieber was zum Trinken wollten. Was trinken Sie überhaupt, Bier?«, fragte er.

»Man hat mir in den Rücken geschossen.«

»Davon habe ich gehört. Wie geht's Ihnen denn?«

»Was glauben Sie, wie's mir geht?«

Wieder Stille. Pellam kam zu dem Schluss, dass der Moment nicht geeignet war, um einen Witz zu reißen. Er trat einen Schritt vom Stuhl zurück und verschränkte die Arme. »Hören Sie. Es tut mir Leid, was passiert ist. Aber ich würde Sie dennoch gerne um einen Gefallen bitten. Ihre Kollegen von der Polizei, genauer gesagt zwei Detectives, machen mir das Leben zur Zeit ganz schön schwer. Sie verfolgen mich. Sie denken, dass ich den Kerl gesehen habe, der im Wagen saß ...«

»Das haben Sie ja auch«, platzte es aus Buffett heraus, dessen Augen auf den Fernseher gerichtet waren.

»Ich habe ihn nicht gesehen«, wiederholte Pellam mit ruhiger Stimme. »Ich weiß, Sie denken, dass ich ihn gesehen habe. Aber das stimmt nicht.«

Mit finsterem Blick starrte Buffett ununterbrochen auf den Bildschirm. Mit der Zungenspitze leckte er seinen Mundwinkel, und sah wie ein in die Enge getriebenes Tier aus. »Wie konnten Sie ihn denn übersehen? Er saß auf dem Vordersitz.«

»Im Fenster hat sich das Licht gespiegelt.«

»So ein Quatsch – gespiegelt.«

Pellam wurde rot. »Sie glauben, ich will was verheimlichen? Das will ich nicht. Ich habe den Kerl beschrieben, der in mich hineingelaufen ist.«

»Oh, wie unendlich tapfer von Ihnen. Den habe ich selbst gesehen. Seine Beschreibung brauchen wir nicht. Egal, er ist abgehauen. Er war nur der Auftragsmörder und ist mittlerweile zurück nach Miami oder Chicago.«

»Sie glauben also, dass ich dafür bezahlt wurde?«

»Ich glaube, dass Sie nicht anders sind als alle anderen. Sie wollen damit nichts zu tun haben.«

Pellam seufzte. »Ich sollte dann doch besser gehen.«

»Schaut man auf den Vordersitz eines Wagens, dann erkennt man doch, verdammt noch mal, wer dort sitzt. Wenn man seinen Mund bewegt, dann spricht man mit jemandem!«

»Ich habe nicht ...«

»Sie haben ihn gesehen! Ich habe gesehen, wie Sie ihm direkt ins Gesicht geschaut haben.«

»Wenn Sie so verdammt viel gesehen haben, warum haben Sie ihn dann nicht selbst gesehen?«

»Wie viel haben die Ihnen dafür bezahlt?«

»Ich habe nicht ...«

»Hören Sie, Mister«, keifte Buffett, »jede einzelne Minute des Tages werden sich Polizisten an Ihren Arsch hängen! Sie werden sie nicht mehr loswerden. Sie werden nicht eher allein scheißen können, bis Sie ihnen gesagt haben ...«

Frustriert winkte Pellam ab und ging zur Tür.

»Arschloch!« Buffetts Gesicht wurde leichenblass, Sehnen traten an seinem Hals hervor, und Speichel spritzte aus seinem Mund. Seine Stimme klang erstickt, und einen Moment lang fürchtete Pellam, er hätte einen Herzinfarkt. Als er aber sah, dass Buffett einfach nur sprachlos vor Wut war, stürmte er durch die Tür.

Und stieß mit einer jungen Frau zusammen, die gerade den Raum betrat.

»Tut mir Leid«, murmelte er.

Schüchtern trat sie einen Schritt zur Seite. »Nein, mir tut es Leid.«

Die Frau, schlank, blond und Ende zwanzig, war schlicht gekleidet wie eine Sekretärin und blickte Pellam unsicher und verlegen an. Pellam vermutete, dass sie die Ehefrau des Polizisten war, und dachte, wie glücklich dieser sein müsste, mit solch einer hübschen Frau verheiratet zu sein. Er dachte aber auch, dass sie mit ihm durch eine endlose Hölle gehen würde.

»Ich suche Dr. Albertson«, sagte sie.

Pellam schüttelte den Kopf, zuckte mit den Schultern und ging an ihr vorbei.

Im Flur wurde er von Buffetts Schreien verfolgt: »Klar, hau einfach ab. Verschwinde! Mach dich vom Acker, du Arschloch!«

Die Stimme wurde immer leiser, je weiter er den Flur entlangging. Der Polizist, der Wache hielt, sagte auch etwas, was Pellam aber nicht verstand. Das höhnische Grinsen auf seinem Gesicht jedoch verriet, dass seine Wortwahl nicht freundlicher gewesen sein konnte als Buffetts Abschiedsrufe. Am Fahrstuhl angekommen, ballte er seine Hände zu Fäusten und spürte, wie er seine Zähne vor Wut zusammenpresste. Siebenmal drückte er auf den Knopf neben der Lifttür, bis er bemerkte, dass der Fahrstuhl bereits auf dem Weg war.

Die Stimme einer Frau ließ ihn aufschrecken. »Verzeihung. Ich wollte nicht einfach so reinplatzen.«

Er schaute nach hinten, wo die blonde Frau mit Blick auf die Anzeige anmarschiert kam.

Pellam presste die Lippen zusammen. »Kein Problem.«

»Er kommt mir bekannt vor.« Sie warf einen Blick auf den Flur.

»Wer?«

»Na ja, ihr Freund. Der Mann aus dem Zimmer, in dem Sie gerade waren.«

»Ach, Sie kennen ihn gar nicht?«

Nein, sie kannte ihn nicht. Sie sei lediglich auf der Suche nach dem Arzt ihrer Mutter gewesen, und die Krankenschwester habe sie dorthin geschickt. Sie deutete mit dem Kinn Richtung Zimmer. »Wer ist dieser Mann?«

»Er ist der Polizist, der angeschossen wurde«, antwortete Pellam.

»Ach, natürlich! Der Bericht aus dem *Post-Dispatch*. Da war ein Foto von ihm drin. Wie heißt er noch mal?«

»Donnie Buffett.«

»Ist er ein Freund von Ihnen?«

Pellam winkte ab. »Was Sie da hinten gehört haben ... Ich denke nicht, dass man so jemanden einen Freund nennen würde.«

Der Fahrstuhl öffnete sich, und Pellam und die Frau betraten ihn. Hinter ihnen stand ein Mann in Morgenmantel. Der Infusionsständer mit Rädern und einem großen Beutel daran, den er umklammerte, sah aus wie ein Kleiderständer aus Chrom.

»Der Arzt ist bereits in seiner Mittagspause.« Sie schnitt eine Grimasse. »Ich sollte ihn eigentlich wegen meiner Mutter treffen. Jetzt muss ich in einer Stunde wiederkommen.«

»Ist Ihre Mutter hier in Behandlung?«

»Gebärmutterentfernung. Aber ihr geht es gut. Sie klagt zwar rund um die Uhr, aber das heißt bei ihr, dass es ihr gut geht.«

Der Fahrstuhl, der sich langsam mit dem Duft ihres fruchtigen Parfüms gefüllt hatte, kam im Erdgeschoss an. »Also«, sagte er, als sie aus dem Fahrstuhl in die kühle Luft der geräumigen Eingangshalle traten.

»Also.«

»Ich heiße John Pellam.«

Sie nahm seine Hand. »Nina Sassower.«

Sie gingen durch die Eingangstür des Krankenhauses, wo Nina ihren Blick über die Straße schweifen ließ. Sie hatte ein perfektes Profil; die Züge in ihrem Gesicht waren ... wie könnte man dazu sagen? Unbelastet.

Wehmütig lächelte er vor sich hin. *Unbelastet*. Zu viel Gerede über Filme, den Blick zu sehr auf Kunst ausgerichtet. Nein, sie ist sinnlich. Und hübsch. Sie ist sexy.

Pellam blickte auf seine Uhr. Er musste noch viel erledigen, hatte aber wenig Zeit dafür: die Versicherung für die Bungalows besorgen; kontrollieren, ob die Unmengen an Schießgenehmigungen nicht we-

gen der verlängerten Dreharbeiten abgelaufen waren; seine Bank in Sherman Oaks wegen der Hypothek zur Finanzierung seines eigenen Films *Central Standard Time* anrufen; überprüfen, ob er nicht noch etwas anderes erledigen musste und nebenbei den Polizisten ausweichen.

In Wirklichkeit jedoch würde er nichts von alledem erledigen. Er fragte: »Lust, was zu essen?«

Wie sich zeigte, hatte sie Lust.

Um drei Uhr nachmittags war Pellam wieder in seinem Wohnwagen. Er wollte gerade zum Set aufbrechen, als plötzlich sein Telefon klingelte. Er schnappte danach und klemmte es zwischen Kopf und Schulter, während er seine Lederjacke anzog. »Hallo?«

»Morgen Mittag zum Essen.«

»Gut. Bist du's Marty?«, fragte er.

»Also, folgende Abmachung – bist du bereit? ... Telorian.«

Einen Augenblick lang konnte Pellam nichts sagen. »Bist du dir sicher?«

»Äh. Bin ich mir sicher?«, wiederholte Weller sarkastisch. Ahmed Telorian. Der fünfzigjährige armenisch-iranische Investor – nach der Geiselgeschichte bezeichnete er sich selbst als »persisch« – hatte amerikanische Filme lieben gelernt, so wie er es liebte, mit dem Verkauf von elektronischen Komponenten Millionen zu machen. Telorian und seine Frau hatten ein altes Kino in Westwood gekauft und von Grund auf erneuert. Sie hatten es in eine Kulthochburg verwandelt, in der sie exzentrische Filme zeigten. Viele davon gehörten zu den *Film noir*, John Pellams Stärke. Vor einigen Jahren hatten Telorian und Pellam einen Abend zusammen verbracht, Ouzo getrunken und sich über Claire Trevor, Gloria Grahame, Robert Mitchum und Ed Dmytryk unterhalten. Die Hände fest um die Ouzo-Gläser geschlossen, hatten sie heftig diskutiert.

Der Grund für das damalige Treffen war Telorians zweiter Beruf

gewesen – die Produktion von Low-Budget-Filmen. Er hatte Pellams *Central Standard Time* gelesen und wollte eine Option darauf. Dies war zu einer Zeit gewesen, als Pellam nichts mit Filmproduktionen am Hut hatte, außer wenn er für sie Drehorte suchen sollte. Nachdem Pellam die großzügige Optionsgebühr ausgeschlagen hatte, hatte Telorian beleidigt das Feld geräumt. Seit dieser Zeit hatte Pellam nicht mehr an ihn gedacht. Jetzt allerdings schlug sein Puls ein bisschen schneller, als er fragte: »Ist er in Maddox?« Die Wahrscheinlichkeit, zu beobachten, wie Elvis im Hard Rock Café einen Tisch ergatterte, war größer.

»Er war gerade in Chicago. Meine Sekretärin hat ihn ausfindig gemacht. Du hast ihm vor ein paar Jahren einen Korb gegeben, sagt er.«

»Vor ein paar Jahren habe ich so ziemlich jedem einen Korb gegeben.«

»Er nimmt es nicht persönlich. Jedenfalls nicht allzu sehr. Er denkt immer noch, dass *Central Standard Time* ein Erfolg werden könnte. Eigentlich müsste er übermorgen wieder nach Hause fahren, aber ich habe ihn überredet, in St. Louis vorbeizukommen, um mit dir zu reden.«

»Und was hält er davon, dass ich Regie führe?«

»Kein Problem. Er will lediglich wissen, wie du vorgehen würdest. Die Zeiten sind nicht mehr so rosig, wie sie mal waren. Er will erfolgreiche Filme. Die Bilder dürfen ruhig ein bisschen körniger sein. Aber es sollte Absicht sein. Kapiert?«

»Wann kommt sein Flieger an?«

»Sobald er seinem Piloten sagt, dass er landen soll. Wir treffen uns um acht im Waterfront Sheraton. An der Bar in der Eingangshalle. Du weißt, wo das ist?«

»Ich werde es schon finden.«

»So vierzig, fünfzig Minuten von Maddox entfernt.«

»Hat er das Treatment? Und das Drehbuch?«, fragte Pellam.

»Er hat alles. Alles, was du mitbringen musst, ist so viel Klatsch über Tony Sloan, wie du nur aufschnappen kannst.«

Im Eingangsbereich mit Blümchentapete stand ein weißer Resopaltisch, darauf ein Krug mit künstlichen Blumen. Links führte eine runde Türöffnung in ein Klubzimmer. Die Möbel im Stil der Fünfziger stammten hauptsächlich aus Kaufhäusern: nierenförmige Tische, helle Holzstühle, Ohrensessel mit beigefarbenem Polster und viel Plastik. Überall Plastik. In einer Ecke des Salons kämpfte sich eine junge Frau in weißer Bluse und schwarzen Stretchhosen durch eine Chopin-Etüde. Ein junger, muskulöser Mann in braunen Freizeithosen und gelbem, kurzärmeligem T-Shirt lehnte am Klavier, lächelte sie an und nickte langsam.

»Das erste Mal habe ich dich an diesem Tanzabend gesehen. Es war ...«

»Ich erinnere mich.« Sie hörte auf zu spielen und schaute auf.

»Es war heiß wie in der Wüste. Du warst auf der anderen Seite vom Saal unter dieser japanischen Laterne.«

»Ach ja, diese Laterne ... das war doch die, die kaputt war.«

»Genau, sie war kaputt, und das Licht hat dich durch das Loch im Papier beleuchtet. In diesem Moment wusste ich, dass du die Richtige für mich bist.« Er legte seine Hand auf ihre.

Ein untersetzter Mann erschien in der Eingangstür. Er legte ein Thompson-Maschinengewehr an. Das Paar drehte sich zu ihm um. Ihr Lächeln verschwand.

»Nein!« Die Frau schrie auf. Der Mann rannte auf den Angreifer zu. Das heftige Knattern der Waffe setzte ein. Bilder, Vasen und Lampen explodierten, schwarze Löcher wurden in die Wand gerissen, und auf den Körpern des Paares erschienen blutige Wunden, als sie die Arme zueinander ausstreckten. Nachdem das Magazin des Maschinengewehrs leer geschossen war und sich eine pochende Stille über das Zimmer gelegt hatte, sank das Paar langsam zu Boden. Ihre glitschigen, blutverschmierten Hände suchten tastend den anderen. Ihre Finger berührten sich und blieben dann reglos liegen.

Keiner der etwa fünfzehn verschwitzten Personen im Raum, die um die blutigen Leichen herumstanden, sagte ein Wort. Keiner bewegte sich. Die meisten von ihnen starrten nicht einmal auf das Paar, sondern stattdessen auf den bärtigen Mann in Jeans und grünem T-

Shirt, der am Scheinwerferstativ lehnte und dessen Blicke nachdenklich durch den Raum streiften. Tony Sloan schritt über die leeren Patronenhülsen des Maschinengewehrs. Er schüttelte den Kopf.

Der Mann in Braun stand auf, wischte sich Blut von der Nase und sagte: »Komm schon, Tony. So funktioniert es.«

»Schnitt«, schrie plötzlich jemand hinter der Kamera.

Die blutverschmierte Schauspielerin sprang auf und schlug mit ihren klebrigen Händen auf ihre Hüften. »O Gott«, murmelte sie zornig.

Sloan trat näher an das Blutbad heran. »So ›funktioniert‹ es nicht!«, schnauzte er. Der Schütze zog sich die Watte aus den Ohren und fragte: »Was hat er gesagt?« Die Schauspielerin verzog das Gesicht. »Er sagt, es funktioniert nicht.«

Der Mörder zuckte mit den Schultern.

Sloan winkte Danny, den Drehbuchautor, und die Regieassistentin, eine junge blonde Frau Anfang dreißig, zu sich. Die drei beratschlagten sich in einer Ecke des Raums, während sich die Garderobe und die Materialassistenten über das Set verteilten und Ordnung schafften. »Wir müssen die Szene draußen drehen«, sagte Sloan.

Der blonde Pferdeschwanz der Regieassistentin hüpfte stolz auf und ab, als sie ihm energisch zustimmte.

»Draußen?« Danny seufzte. Laut Vertrag mit der Autoren-gewerkschaft bekam er jedes Mal, wenn er *Missouri River Blues* überarbeiten musste, einen ganzen Batzen Geld. Doch der Spaß, auf diese Art Geld zu verdienen, hatte sich für Danny seit langem abgenutzt.

»Hm, irgendwie ist es nicht dynamisch genug«, sagte Sloan. »Wir brauchen mehr Bewegung. Ja, sie sollten sich bewegen. Ich glaube, es ist wichtig, dass sie sich bewegen.«

Danny zog seine Ohrstöpsel heraus. »Wenn du dich an das Buch und Drehbuch erinnerst, sind sie geflohen. In der ersten Version habe ich sie gar nicht sterben lassen.«

»Nein, nein, nein, das meine ich nicht«, wehrte Sloan ab. »Sie müssen sterben. Ich denke nur, dass sie im Freien ermordet werden sollten. Dann sind sie viel näher an der Freiheit dran. Denkt doch nur an die Angst, die Ross hatte.«

»Angst vor dem Eingesperrtsein«, fügte die Regieassistentin hinzu und schüttelte ihren blonden Pferdeschwanz. Man konnte unmöglich sagen, ob ihr Kommentar respektvoll oder sarkastisch gemeint war.

Danny drehte seinen eigenen rabenschwarzen Pferdeschwanz um seine Wurstfinger, dann wischte er einen Fetzen roten Karton von den Maschinengewehrhülsen von seiner Wange. Er sah genauso erschöpft aus wie Sloan. »Sag mir, was du willst, Tony. Wenn du sie tot willst, dann töte ich sie. Wenn du willst, dass das Ganze draußen passiert, dann töte ich sie draußen. Sag mir nur, was du willst.«

Der Regisseur schrie: »Pellam? Scheiße, ist er schon weg?« Pellam, der keine Kopfhörer getragen, sondern zehn Meter von der Schießerei entfernt auf der Treppe im Flur gesessen hatte, stand auf und ging ins Wohnzimmer. Er wich den Porzellan- und Glasscherben aus und stieg über zwei Waffenassistenten, die in Schutzausrüstung die Knallkörper aufsammelten, die nicht detoniert waren.

»Wie wäre es mit einer Straße?«, fragte Sloan.

»Wozu willst du eine Straße?«, erwiderte Pellam.

»Ich will sie auf einer Straße sterben lassen«, antwortete Sloan. »Oder zumindest in der Nähe von einer Straße.«

»Ich will nicht noch einmal erschossen werden«, beschwerte sich die Schauspielerin in den Stretchhosen. »Es ist so laut und chaotisch, das mag ich nicht.«

»Du musst aber sterben«, widersprach Sloan. »Also hör auf damit, rumzujammern.«

Mit einem blutigen Finger zeigte sie auf die Filmkassette, die der Kameraassistent gerade aus der Panaflex nahm. »Ich bin schon tot. Es ist alles im Kasten.«

Der Regisseur starrte auf den Boden. »Ich hätte gerne eine Straße, die durch ein Stück Wald führt. Nein, besser ein Feld. Ein großes Feld. Vielleicht neben einer Schule oder so. Ross und Dehlia planen einen letzten Raubüberfall. Aber sie geraten in eine Falle. Plötzlich tauchen im Fenster die beiden Männer von Pinkerton wie aus dem Nichts auf ...«

Pellam wollte gerade etwas sagen. »Hörst du jetzt endlich mit diesem

Bonnie-und-Clyde-Scheiß auf, Pellam?«, schnauzte Sloan. »Dieser Film hier wird anders. Jeder denkt, dass sie erschossen werden. Ich meine, das Publikum denkt an *Bonnie und Clyde*. Das Publikum denkt: Das habe ich doch schon einmal gesehen. Nein, nein. Dieses Mal kommen sie davon. Vielleicht haben die Waffen ja Ladehemmung, und ...«

»Keine der Waffen geht los? Es gibt immerhin zwei Agenten«, gab Danny zu bedenken.

»Also, eine Waffe klemmt, und der andere Typ trifft nicht.«

»Heißt das, du willst sie jetzt lebend?«, fragte Danny mit strahlendem Gesicht.

»Nein, nein, nein. Ich will, dass sie entkommen und dann sterben, vielleicht durch einen verrückten Unfall. Ich hab's! Sie fahren in einen Zug.«

»Wenn ich nicht noch einmal erschossen werde, ist mir das egal«, stimmte die Schauspielerin zu.

»Es gab da schon einmal ein Ende mit einem Zugunglück«, gab Pellam zu bedenken. »Bei wem war das nur? Das ist typisch für die Siebziiger. Könnte sein, dass Elliott Gould einmal einen Wagen in einen Zug hat fahren lassen. Oder Donald Sutherland. In *Sugarland Express*.« Er wunderte sich selbst, warum er so verärgert war. *Missouri River Blues* war einfach nicht sein Film.

Der Spitzel im Studio, ein junger Mann mit gelocktem Haar, das er nicht zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte, zündete sich eine Zigarette an und sagte zu niemand Bestimmtem: »Ihr wisst, was es kostet, einen Zug zu mieten?« Sloan wollte etwas sagen, doch dann dachte er noch einmal nach. »Vielleicht geht es ja auch mit einem Sattelschlepper«, schlug er schließlich vor.

»Warum nennst du den Film nicht einfach *Die Tochter von Bonnie und der Sohn von Clyde*?«, meinte Pellam.

Danny und Pellam hoben die Hände und schlugen sie klatschend aneinander.

Sloan achtete nicht auf sie. »Daniel, schreib die Szene neu und gib John eine Kopie. Ich will, dass es so aussieht, als würden sie draufgehen, aber dann passiert irgendwas, sie entkommen, doch dann werden sie in einen verrückten Unfall verwickelt.«

»Was denn nun?«, fragte Danny aufgebracht. »Was soll passieren? Sag es mir. Gib mir einen Tip.«

»Überrasch mich«, verlangte Sloan. »Ich will, dass es so aussieht, als könnten Menschen ihnen nichts anhaben, aber das Schicksal kriegt sie dann doch. Schicksal oder Natur oder irgend so ein Scheiß.«

»Willst du eine bestimmte Art von Straße?«, fragte Pellam.

»Eine Straße.« Sloans Blick begann wieder zu wandern. »In der Nähe vom Fluss, auf einer Seite liegt ein großes Feld. Ich will, dass der Wagen in den Fluss stürzt.«

Der Fluss. Pellam verzog das Gesicht. Heute war es fast nicht mehr möglich, eine Genehmigung für solche Szenen zu bekommen. Keiner will, dass Gas, Öl oder irgendwelche Autoteile ins Wasser gelangen. Viele Szenen mit einem Autounfall wurden ohne Genehmigung gedreht, in großer Eile, bevor die Behörden etwas davon mitbekamen. Die Beweise blieben auf dem Boden des Flusses oder Sees liegen. Pellam vermutete, dass es in etwa so ablaufen müsste, wenn Sloan darauf bestand, Ross' Packard in den Missouri stürzen zu lassen.

»Ich werde mir jetzt ein paar Arbeitskopien ansehen«, verabschiedete sich Sloan und eilte Richtung Tür. Doch bevor er den Raum verließ, hörte er, dass auf dem Flur gestritten wurde. Ein Wachmann wurde von zwei großen Männern in hellgrauen Anzügen Richtung Set zurückgedrängt. Sie gingen auf ihn zu und redeten mit leiser und angenehmer, aber eindringlicher Stimme auf ihn ein. Einer von ihnen schaute zu Pellam. »Das ist er«, sagte er zu seinem Kollegen. Sie wandten sich von dem nervösen Wachmann ab, der rot angelaufen war, und gingen Richtung Set.

»He, he, he«, schimpfte Sloan. »Was ist hier los?«

»John Pellam?«

»Das hier ist ein geschlossenes Set«, sagte Sloan ungeduldig, bevor Pellam antworten konnte. »Sie müssen gehen.«

»Verzeihen Sie die Störung«, entschuldigte sich einer der beiden mit hoher, reuevoller Stimme. »Es dauert nur einen Moment.« Er wandte sich an Pellam. »Sind Sie John Pellam?«

»Ja.«

Sloan blickte Pellam halb perplex und halb verärgert an. »John, wer sind diese Kerle? Was ist hier los?«

Wie die Polizisten am Tag zuvor achteten auch diese Männer nicht auf Sloan. »Wir sind vom FBI«, stellte sich einer der beiden vor. Dienstausweise wurden vorgezeigt.

Und wie am Tag zuvor hörten auch jetzt alle am Set auf zu arbeiten und schauten zu.

»Ich bin Special Agent Monroe, und das ist Special Agent Bracken. Würde es Ihnen etwas ausmachen, mit uns nach draußen zu gehen? Wir würden Ihnen gerne ein paar Fragen stellen.« Die Beamten achteten nicht auf die blutverschmierte Schauspielerin. Vielleicht hatten sie schon ein paar von Maschinengewehrsalven durchlöcherter Leichen gesehen.

»Worüber?«

»Ein Verbrechen, bei dem Sie möglicherweise Zeuge waren. Wenn Sie jetzt bitte ein paar Minuten Zeit hätten.«

»Nein, habe ich eigentlich nicht.«

»Ja gut, Sir«, sagte Bracken. Monroe mit seinem kurz rasierten Haar und dem gepflegten Bart sah aus wie ein FBI-Agent. Bracken war ungepflegt und trug einen verknitterten Anzug. Er sah aus wie ein Gangster. Vielleicht arbeitete er als verdeckter Ermittler. »Es wird nicht lange dauern.«

»Er ist sehr beschäftigt«, mischte sich Sloan ein. »Wir sind alle sehr beschäftigt.«

Bracken antwortete Pellam so, als hätte dieser sich beschwert. »Sir, die Sache ist die, wenn Sie weiterhin nicht mit uns zusammenarbeiten, werden wir Sie mit nach St. Louis nehmen und ...« Sloan ging zu ihnen hinüber. »Ich weiß nicht, worum es bei dieser ganzen Sache geht, aber Sie können nicht einfach hier hereinspazieren. Besorgen Sie sich einen Durchsuchungsbefehl oder so was. John, was, um Himmels willen, ist hier los? Worüber reden die hier?«

»Also, wir können uns einen Durchsuchungsbeschluss besorgen, Sir. Aber das hieße, dass wir Mr. Pellam hier festnehmen müssen.«

»Weswegen?«

»Missachtung und Behinderung der Justiz. Wenn sie also möchten, dass wir auf diese Weise fortfahren ...«

»Lieber Himmel«, wimmerte Sloan mit geschlossenen Augen. Er klang aufgebracht als Pellam. »Sprich mit ihnen, John.« Er fuchtelte heftig mit der Hand, als wollte er eine Biene verscheuchen. »Das ist ein Problem, mit dem ich hier nichts zu tun haben will. Verstehst du mich?«

»Vielleicht können wir einfach nach draußen gehen, Mr. Pellam«, schlug Monroe vor. »Es wird nicht lange dauern.«

Sloan zog ungeduldig seine Augenbrauen hoch. »Macht er doch gerne«, sagte er zu den Beamten und blickte Pellam an.

... Sieben

Pellam ging den beiden Beamten voraus, als sie das Haus verließen und an einer Reihe von Wohnwagen, Kamerawagen und Generatorenwagen vorbei die Straße hinuntermarschierten. Sie sorgten dafür, dass er zügig den Bürgersteig entlangging, fort von den neugierigen Blicken der Schauspieler, der Mannschaft und der Einheimischen, die, fasziniert vom Treiben am Set, hin und wieder und mehr oder weniger schüchtern den Schauspielern zuwinkten.

Ein Mann mittleren Alters zeigte auf Pellam und flüsterte der Frau neben ihm etwas zu. Ihre Gesichter verfinsterten sich, und sie starrten ihm nach, bis er hinter einer verwilderten Hecke ihren Blicken entschwunden war. Als er, wie ihm gesagt wurde, in eine Gasse zwischen zwei leeren Häusern abbog, konnte er noch einmal einen Blick auf das Paar erhaschen. Sie starrten ihm immer noch feindselig hinterher, hatten aber mittlerweile Verstärkung bekommen.

Pellam dachte, sie würden zum Wagen der Beamten gehen, doch mitten in der Gasse nahmen die beiden ihn zwischen sich und blieben stehen.

»Hier können wir uns unterhalten.«

»Hier?« Als Pellam einen Schritt rückwärts ging, um die Polizisten auf Abstand zu halten, streifte er die Backsteinmauer von einem der Häuser. Er drehte sich um und merkte, dass er in der Falle saß.

Pellam wandte sich wieder an Bracken. »Könnten wir nicht ...«

»Maul halten«, bellte der schnöselige Monroe.

Bracken drückte seinen dicken Finger auf Pellams Brust und schob ihn brutal gegen die Mauer. »Wir wissen, dass er Sie gefunden hat. Und wir wissen, dass er Sie in die Mangel genommen hat.« Sie waren beide rasiert, aber bei Bracken war das Ergebnis etwas schlampiger ausgefallen. Er roch nach Schweiß. Diese Jungs meinten, auch ohne Rasierwasser auszukommen.

Wütend wedelte Pellam mit dem Arm und wollte sich aus dem Staub machen. »Schert euch doch zum Teufel.«

Zwei riesige Hände packten seine Schultern und stießen ihn wieder gegen die Mauer. Als Pellam mit dem Kopf gegen ein Fenster knallte, zersprang die Scheibe.

»Wir haben uns wohl nicht deutlich genug ausgedrückt«, meinte Monroe.

Mit seiner nicht angemeldeten Waffe im Hosenbund wollte sich Pellam lieber nicht filzen lassen. Seine friedlichen Absichten demonstrierend, hob er mit nach vorne gerichteten Handflächen die Arme. »Warum sagen Sie mir nicht einfach, was das Ganze hier soll?«

»Ein Zeuge in einem Verfahren, der sich weigert auszusagen oder Aussagen macht, von denen er weiß, dass sie falsch sind, kann sich der Missachtung und Behinderung der Polizeiarbeit und des Meineids schuldig machen.« Das dicke Goldarmband, das Bracken um sein haariges Handgelenk trug, wirkte bei einem Bundesbeamten irgendwie fehl am Platz.

»Und außerdem der Verabredung zu einem Verbrechen, wenn sich eine Verbindung zwischen ihm und dem Haupttäter nachweisen lässt.« Bracken beugte sich zu Pellam vor. »Was ich meine, ist: Wenn Sie nicht den Mumm haben, uns zu sagen, was Sie an dem fraglichen Abend ge-

sehen haben, dann werden wir davon ausgehen, dass Sie an der Tat beteiligt waren.«

»Das heißt, Sie verhaften mich?«

»Nein, Sir.«

»Dann ist das hier reine Schikane. Ich glaube, es ist Zeit, dass ich meinen Anwalt anrufe.«

Bracken packte ihn am Revers und drückte ihn erneut gegen die Mauer. Diesmal dachte Pellam daran, auf seinen Kopf zu achten, damit keine weiteren Scheiben zu Bruch gingen. »Wir wissen, dass Sie Crimmins in dem Lincoln gesehen haben, und wir wollen, dass Sie ihn identifizieren.«

»Ich weiß ja nicht einmal, von wem Sie reden.«

»Von dem Mann, der Sie bezahlt? Sie erinnern sich nicht an ihn?«

Monroe zog ein Überwachungsfoto aus seiner Jackentasche. Es stammte von einer Videoaufnahme, auf der in der rechten unteren Ecke Datum und Uhrzeit angegeben waren. Das Bild zeigte einen unteretzten Mann mit breitem, slawischem Gesicht und angehender Glatze. Sein Mund stand offen, und er hatte sich nach hinten gedreht, um sich mit einer anderen Person zu unterhalten, die wohl hinter ihm ging, aber auf dem Foto nicht zu sehen war.

»Der ist mir noch nie unter die Augen gekommen.«

»Schauen Sie noch mal hin, Pellam. Das ist Peter Crimmins.«

»Ich kenne ...«

»Schauen Sie hin, Pellam«, wiederholte Monroe. »Er ist der Mann, der im Lincoln gesessen hat. Und er ist derjenige, der für den Tod von Vincent Gaudia und die Schüsse auf den Polizisten aus Maddox verantwortlich ist. Das ist der Mann, den Sie gesehen haben. Wir brauchen nur Ihre Bestätigung.«

»Ich kann nicht bestätigen, was ich nicht gesehen habe.«

»Sie werden nicht kooperieren?«, bellte Bracken.

»Ich kooperiere doch – schließlich höre ich Ihnen zu. Das ist eigentlich schon mehr als Kooperation. Ich gehe.«

Diese Stunde war sehr, sehr lange gewesen. Peter Crimmins schwitzte. Sein Sea-Land-Baumwollhemd war hinten am Rücken und unter den Armen nass. Der Schweiß perlte auf seinen Brusthaaren, und wenn er sich bewegte, fühlte er sich kalt auf seiner Haut an. Schweiß sammelte sich auch in seinen tiefen Fettfalten zwischen Bauch und Oberkörper, und Schweiß lief an seinem Rücken hinab.

Crimmins wusste, dass er die Beamten jederzeit hätte auffordern können zu gehen und dass sie ihn dann entweder in Ruhe lassen oder verhaften müssten. Aber wenn sie ihn verhaften würden – was sehr gut möglich sein könnte –, hieß das, dass er seinen Freund und Anwalt anrufen müsste.

Aber das wollte Crimmins nicht. Deswegen hatte er dem Verhör zugestimmt. Er bedeutete den Männern, in seinem Büro Platz zu nehmen, das zwischen dem Parkplatz und dem Raum mit den dunklen Schreibtischen lag, und legte seine Finger an das Muttermal auf der Stirn. Schon eine Stunde lang musste er einen Schwall von Fragen über sich ergehen lassen. Die beiden schwarzen, gut aussehenden Männer wirkten eher wie frisch gebackene Absolventen einer Wirtschaftsschule und nicht wie Bundesagenten. Sie sahen aus wie viele von Crimmins Kunden – gescheit, höflich, reserviert, was nicht nur auf die Gesetzestreuern unter ihnen, sondern auch auf die anderen zutraf.

Aber hinter dieser Fassade brodelte eine Energie, die einem heraufziehenden Unwetter an einem Januarmorgen im mittleren Westen in nichts nachstand.

Einer stellte die Fragen, der andere hielt abwechselnd seinen ruhigen Blick auf Crimmins gerichtet oder machte Notizen.

»Dürfte ich Sie fragen, wo Sie letzten Freitag waren, Sir?«

Er hasste dieses ›Sir‹. Die Art, wie es am Ende des Satzes wie Spucke aus ihrem Mund fiel, drückte ihre Geringschätzung für ihn aus. Aber was sollte er tun? Es war eine alte Regel bei allen Verhandlungen: Sag nichts, was später gegen dich verwendet werden kann. Bei einer späteren Anzeige wegen Schikane würden die Agenten sagen: »Ich habe ihn die ganze Zeit über nur mit ›Sir‹ angeredet. Schauen Sie sich doch die Abschrift an.«

»Ich war den größten Teil des Abends in meinem Büro.«

»Bis wann?«

»Etwa zehn Uhr. Vielleicht auch bis Viertel vor.«

»Alleine?«

»Ja. Meine Sekretärin geht jeden Abend um Viertel nach fünf. Ich bleibe oft noch länger hier.«

»Gibt es einen Wachmann?«

»Klar gibt es Wachleute. Aber als ich an dem Abend gegangen bin, ist mir keiner begegnet.«

»Gibt es jemanden, der Ihre Aussagen bestätigen kann?«

»Sie glauben wirklich, ich hätte Vince Gaudia getötet?«, fragte Crimmins verzweifelt.

»Gibt es jemanden, der Ihre Aussagen bestätigen kann, Sir?«, wiederholte der Beamte.

»Nein.«

»Besitzen Sie einen Lincoln?«

»Ja. Und einen Mercedes Kombi. Einen Diesel.«

»Welche Farbe hat dieser Lincoln?«

Crimmins rieb über die Beule seines dritten Auges. Warum hassten sie ihn so? »Dunkelblau. Aber das wissen Sie doch schon, oder?«

»Autonummer?«

Er nannte sie ihnen.

»Wo befand sich der Wagen in der fraglichen Nacht?«

Crimmins hatte Hunger. Sein Blutzuckerspiegel war zu niedrig. Er musste regelmäßig essen – manchmal fünfmal am Tag –, sonst bekam er Anfälle. Mit Freude dachte er daran, dass Vince Gaudia an dem Abend, an dem er gestorben war, keine Gelegenheit mehr für sein letztes Mahl gehabt hatte. »Ich bin in die Stadt gefahren.«

»Und wo haben Sie geparkt, Sir?«

»Dort, wo ich immer parke. In der Garage in der Nähe vom Ritz.«

»Und Sie haben einen Lincoln Continental?«

»Das habe ich doch schon gesagt.«

»Eigentlich nicht ... Das Modell haben Sie uns nicht genannt. Ist es ein Continental?«

»Ein Town Car.«

»Und jetzt erzählen Sie mir noch einmal, wo Sie in der fraglichen Nacht waren.«

»Wo ich gegessen bin, meinen Sie?«, fragte Crimmins.

»Sie waren in Ihrem Büro, behaupten Sie.«

»Ich behaupte gar nichts. Ich war hier. Das habe ich Ihnen schon gesagt. Hat er das nicht aufgeschrieben? Ich habe doch gesehen, dass er es aufgeschrieben hat.«

»Warum war Ihre Sekretärin nicht da?«

»Sie geht jeden Abend um Viertel nach fünf. Auch das habe ich Ihnen schon gesagt.«

Die Beamten hielten sich in diesem endlosen Verhör an jedem einzelnen Wort von Crimmins auf.

Schließlich standen sie auf, schlugen ihre Notizbücher zu und griffen zu ihren Regenmänteln. Und plötzlich waren sie weg.

Jetzt saß er an seinem Schreibtisch, blickte auf die vertrauten Kerben an der Kante, ließ die Finger darüber gleiten und spürte seinen Bauch, der gegen den Gürtel drückte.

Das Telefon klingelte.

Sein Anwalt. Crimmins beschloss, ihm nichts von dem Besuch der FBI-Beamten zu erzählen. Das Verhör war schlimmer gewesen als erwartet, aber wenn er dem Anwalt davon erzählen würde, würde dieser nur seinen Sermon darüber abgeben, dass er nicht hätte allein mit ihnen reden dürfen. Aber das war gar kein Thema – der Anwalt wollte nur reden, nicht zuhören.

»Pete, ich habe ein paar Neuigkeiten. Ruf mich auf der sicheren Leitung an.«

Crimmins brummte und legte auf. Dann ging er nach unten und die Straße entlang zur Garage des Ritz Carlton. Ohne eine Karte zu lösen, nickte er einem jungen Angestellten zu, der loseilte, um den Lincoln zu holen. Als er vorfuhr, blickte Crimmins dem Wagen mürrisch entgegen. Er steckte dem jungen Mann einen Geldschein zu, stieg ein und fuhr auf die breite Straße hinaus. Dort hob er den Hörer seines Autotelefons ab, dessen Nummer er so oft wechselte, dass er

zu fünfundneunzig Prozent davon ausgehen konnte, dass es nicht abgehört wurde.

»Du hast gesagt, es gäbe Neuigkeiten.« Crimmins fuhr langsam und deutlich unter der zugelassenen Höchstgeschwindigkeit.

»Der Zeuge«, sagte der Nichtfreund und Anwalt.

»Ja.«

»Der Zeuge beim Mord an Gaudia.«

»Ja, ja, ist mir schon klar. Was ist mit ihm?«, schnauzte Crimmins wütend, weil immer die fünfprozentige Möglichkeit bestand, dass die Leitung doch abgehört wurde.

»Ich habe ihn gefunden.«

»Wie?«

»Ich hatte bei jemandem noch etwas gut.«

Bei jemandem noch etwas gut haben? So ein Quatsch. Ein Blutsauger hat bei niemandem etwas gut. »Wer ist es?«

»Ein Mann von der Filmgesellschaft, die in Maddox dreht.«

»Filmgesellschaft? Von einer Filmgesellschaft habe ich noch nichts gehört.«

»Sie drehen irgendeinen Gangsterfilm.« Seine Stimme war voller Ironie, die Crimmins am liebsten überhört hätte.

»Und? Erzähl mir von ihm.«

»Sie wissen, dass er weiß, wer im Wagen saß«, fuhr der Anwalt fort. »Sowohl die Polizei von Maddox als auch das FBI. Bis jetzt hatte er noch zu viel Angst, um auszusagen.«

»Was hat er gesehen?«, fragte Crimmins langsam.

»Sie sind sich sicher, dass er den Fahrer gesehen hat«, antwortete der Anwalt. »Aber es gibt noch mehr, was ich dir erzählen sollte. Ich habe von jemandem aus dem Justizministerium gehört, dass Peterson hinter ihm her ist. Er wird ihn ordentlich in die Mangel nehmen. Er wird ihn so lange unter Druck setzen, bis er dich verpfeift.«

Ein Seufzer. »Wie heißt er?«

»John Pellam.«

»Wo hält er sich auf?«

Der Anwalt zögerte – vielleicht wegen Crimmins plötzlichem Inter-

esse an den Einzelheiten. »Er hat einen Wohnwagen«, antwortete er schließlich. »Er parkt immer woanders, aber meistens steht er auf dem alten Campingplatz am Fluss in Maddox. In der Nähe vom Zementwerk.«

»Ich dachte, der sei geschlossen.«

»Vielleicht wurde er für die Filmleute wieder aufgemacht.«

»Außen herum ist doch nichts, oder?«

Das Zögern wurde zu einem langen Schweigen. »Warum willst du das wissen?«, brachte der Anwalt nach einer Weile heraus. »Los, sag schon.«

»Im Moment brauche ich dich nicht mehr«, wehrte Crimmins ab.

»Arrangier das für mich, Nels«, sagte Ronald L. Peterson, der US-Staatsanwalt für den östlichen Bezirk von Missouri.

Er saß in seinem großen, im funktionellen Stil der Sechzigerjahre eingerichteten Büro. Die Möbel waren teuer. Der Schreibtisch war aus massivem Teakholz, was man aber nicht erkennen konnte, weil er mit Tausenden von Blättern übersät war. Auf den sich über drei Wände hinziehenden Bücherregalen standen dunkle, vergilbte Bände – *Moore's Federal Practice Digest*; Richtlinien für die Rechtssprechung auf Bundesebene und das Bundeszivilprozessrecht; Fallberichte, Gesetzeskommentare, das *ABA Journal*.

Der junge, blonde Nelson, ein kräftiger, typischer Zögling einer Eliteschule, öffnete eine Akte, zog einzelne Blätter heraus und begann, sie zu sortieren.

Peterson, vierundvierzig, trug einen marineblauen Brooks-Brother-Anzug, der ungefähr ein Fünftel so alt war wie er, dazu ein weißes Hemd und eine gelbe Krawatte mit schwarzen Punkten – technisch gesehen eine Sommerkrawatte, doch praktisch war es seine Glückskrawatte, die er umgehabt hatte, als er sieben Cosa-Nostra-Führer hinter Gitter gebracht hatte. Deswegen trug er sie, wenn er das Gefühl hatte, er brauchte wieder einmal Glück. So wie jetzt. Peterson war ein

kräftiger Mann mit dicken Händen und einem glatten Gesicht. Und angehender Glatze. Durch den dünnen Stoff der weißen Hemden, die er immer trug und die sich über seinem Bauch spannten, schimmer- te seine rosa Haut hindurch. Er gehörte zu dem Typus Mann, dessen Gesicht man immer noch den Jungen ansah, der er mit dreizehn ge- wesen war. Und in gewisser Hinsicht war er heute noch so wie damals: eingebildet, rachsüchtig, scharfsinnig, entschlossen und pingelig. Und wahnsinnig.

Ronald Peterson war mit einer erstaunlich einfachen Einstellung zu seinem Beruf und zur Rechtswissenschaft gekommen. Er war aus demselben Grund der leitende US-Staatsanwalt in einem der größeren Gerichtsbezirke, aus dem er zuvor neun Jahre lang im Justizministe- rium gearbeitet hatte: Weil er dachte, dass Menschen, die böse Dinge tun, ins Gefängnis gehören.

Vor Jahren, in der juristischen Fakultät, als er sich Sorgen darüber machte, welche Richtung er einschlagen sollte, hatte er von einem die- ser Juraprofessoren aus Harvard gehört, dass die besten Anwälte die schlechtesten Richter werden. Damit hatte er gemeint, dass die Recht- spraxis für ihre eigene Moral sorgt – Anwälte brauchen keine Urteile über richtig und falsch zu fällen. Sie wenden nur die Regeln an. Diese Bemerkung war für ihn wie eine Erleuchtung gewesen, und in jenem Sommer hatte er eine Stelle in demselben Büro des US-Staatsanwalts angetreten, das er jetzt leitete. Seit damals wendete er diese einfachen Regeln an. Er erfüllte seine Aufgabe mit der Ergebnisheit eines funda- mentalistischen Schiiten, mit denen er das Gefühl für Rechtschaffen- heit und die hohe Wertschätzung für das Abstrakte teilte.

Der Mann, der im Mittelpunkt von Petersons gegenwärtigem Dschi- had stand, hieß Peter Crimmins. Mit der niederträchtigen Sechzig-Mi- nuten-Sendung, in der sein Büro ins Visier genommen worden war, hatte diese Kampagne weniger zu tun, als man denken mochte. Nein, was Peterson diesem Crimmins so sehr verübelte, war das, was er als ein ernsthaftes Problem in Amerika erkannt hatte: Die freche, bewus- ste Entscheidung eines ordentlichen Geschäftsmanns, sich illegal zu betätigen. Wie diejenigen, die Insider-Geschäfte betrieben und die Pe-

terson ebenso hasste, hatte sich Crimmins mit den Gewinnen aus seinem regulären Handel nicht begnügen können und wollte mit Geldwäsche und anderen Verbrechen expandieren, als wäre dies der nächste logische Schritt, seinen Geschäftsbereich zu erweitern.

Nelson, stellvertretender Staatsanwalt, hatte alle Papiere durchgesehen und blickte in die jugendlichen Augen seines Chefs. »Die Angelegenheit ist heikel.« Er schwieg sofort wieder, weil er seine Wortwahl bereute. Ständig verlangte Peterson von seinen Leuten, sie sollten keine verschwommenen Aussagen treffen. Er wollte Konkretes hören. Ein Ja oder ein Nein. Peterson war bekannt für seine Wutanfälle. Doch heute war er nicht in der Laune, jemanden für einen solchen neben-sächlichen Fehler zusammenzustauchen. Er trank einen Schluck Kaffee. »Was wissen wir über Crimmins in der Mordnacht?«, fragte er.

»Er leugnet alles, aber er hat kein Alibi. Wir haben nichts gegen ihn in der Hand. Aber zwei Stunden vor und nach der Schießerei gab es keine Telefonanrufe. Er hat einen Lincoln.«

»Passt er?«

»Nur ein Indiz. Sowohl das Fluchtauto als auch der Wagen von Crimmins sind dunkel. Aber wir haben keine Angabe über das Kennzeichen oder sonst was. Noch nicht.«

»Crimmins hat doch diesen Leibwächter, oder?«

»Ja. Aber er passt nicht auf die Beschreibung des Todesschützen.«

»Was ist mit früheren Abhöraktionen?«, fragte Peterson. »Gab es irgendwas, sei es auch noch so unbedeutend, das darauf hinweisen könnte, dass Crimmins einen Mord in Auftrag gegeben hat? Wurde über Unfälle geredet? Irgendwas über, äh, eine Säuberungsaktion?«

Das habe es alles nicht gegeben, berichtete Nelson, während er über seine junge, rosa Wange strich, hinter der er nervös auf der Zunge zu kauen schien. »Aber Sie wissen, wie streng er überwacht wurde«, erklärte er. »Crimmins erledigt die Hälfte seiner Anrufe vom Park aus und übers Autotelefon.«

Gelassen drehte sich Peterson in seinem Sechzigerjahre-Stuhl und leckte einen Tropfen Kaffee von der Tasse. Den Starzeugen zu verlieren, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte, war ein derartig harter

Schlag gewesen, dass das bei ihm dadurch ausgelöste Gefühl über bloße Wut weit hinausging. Abgesehen davon konnte sich eine solche Wut gegen niemand anderen richten als gegen ihn selbst – weil er Gaudias Bittente entsprochen hatte, die US-Marshals nicht einzuschalten.

Peterson atmete langsam ein und aus, während er den Blick über die Stadt schweifen ließ. Konnte es sein, dass Crimmins beim Mord wirklich hatte dabei sein wollen? Warum? Vielleicht hatte er sich mit Gaudia getroffen. Vielleicht war er auf einen Kuhhandel mit Gaudia ausgewesen, und das Gespräch war außer Kontrolle geraten.

Peterson klopfte auf seine Schenkel. Er war auf Diät. Eine Sache, die ihn ärgerte, war, dass er wie Peter Crimmins aussah. Nur hatte der mehr Haare. Langsam aber energisch drehte er den Kopf, als hätte er den Gang auf eine sehr niedrige Übersetzung geschaltet. »Was ist mit dem Zeugen? Wie heißt er? Pellam?«

»Die Polizei gibt uns gegenüber keine Informationen preis.«

»Wichser«, zischte Peterson. Er klatschte auf seinen Schenkel, spürte, wie das Fett vibrierte. »Einer von ihnen wird angeschossen, und der Bürgermeister und der Polizeichef sitzen auf ihrem Zeugen. Du weißt, warum sie das machen. Für den *Post-Dispatch*. Deswegen. Wer ist an ihm dran?«

»Monroe und Bracken. Sie haben ihn ordentlich in die Mangel genommen. Aber er redet nicht.«

»Bist du sicher, dass er was gesehen hat?«

»Ja. Er kann ihn nicht übersehen haben. Unmöglich.«

»Ich glaube, er wird bezahlt.«

»Das glaube ich auch«, meinte Nelson, was aber eigentlich nicht stimmte. Er glaubte, dass Crimmins ihm schlicht gedroht hatte: »Wenn du aussagst, bringe ich dich um.«

Also war Pellam stumm wie ein Grab.

»Bleib auf jeden Fall am Ball«, verlangte Peterson. »Und finde so viel über ihn heraus wie möglich.«

»Über wen? Über Crimmins?« Was, wie Nelson zu seinem Bedauern merkte, eine völlig dumme Frage war, und deswegen rasch nachschob: »Ach so, du meinst Pellam.«

»Hm.«

»Dann sag den beiden, Monroe und Bracken ...« Peterson überlegte und blickte geistesabwesend auf ein Spielzeug zum Aufziehen, das auf seinem Schreibtisch stand. »Sie sollen ihn ordentlich rannehmen.«

»Was?«, flüsterte Nelson.

Peterson blinzelte und ließ seinen Blick zum besorgten Gesicht seines Assistenten wandern. »Im übertragenen Sinn«, fügte er wie beiläufig hinzu. »Sie sollen an ihm dran bleiben, meine ich. Dir war doch klar, dass ich das meinte, oder?«

»Im übertragenen Sinne«, bestätigte Nelson. »Ja, ja, das war mir klar.«

... Acht

Pellam wurde sich plötzlich bewusst, dass er Nina Sassower seit vierundzwanzig Stunden kannte und noch keine Ahnung hatte, womit sie ihr Geld verdiente.

»Ich bin arbeitslos«, antwortete sie auf seine Frage. Sie wurde rot, und plötzlich schien ihr die Situation unangenehm zu sein, doch Pellam beruhigte sie damit, dass er seit zehn Jahren im Filmgeschäft und davon auch die meiste Zeit arbeitslos gewesen sei.

Sie gingen durch die Reste des Geschäftszentrums von Maddox spazieren. Nach dem Essen hatten sie sich unter Pellams wortloser Führung von dem Park fortbewegt, in dem Tony Sloan den Mord an zwei Männer von Pinkerton in Szene setzte, die zufällig über Ross' Versteck gestolpert waren. Der Lärm der Schüsse, die zwar harmlos waren, sich dennoch beängstigend anhörten, ließ Ninas eng stehende Augen erschreckt hin und her huschen. Pellam ergriff ihren Arm und lenkte sie Richtung Fluss.

An diesem Tag trug sie einen orangefarbenen, weiten Pullover mit V-

Ausschnitt. Der dazu passende orangefarbene, glockenförmige Rock wurde von einer Brise aufgebläht wie ein Segel. Ihre braunen Schuhe passten farblich zum Regenmantel. Auf dem Santa Monica Boulevard hätte sie so nicht herumlaufen können, doch in Maddox in Missouri war ihre Aufmachung richtig schick.

Als sie etwas Abstand zwischen sich und dem Ort der Schießerei gebracht hatten, entspannte sie sich. »Vor meiner Entlassung war ich Grundschulberaterin.«

Auch Pellam hatte diese Prüfungen über sich ergehen lassen. Seine Lehrer in der kleinen Stadt in den Catskill Mountains, wo er aufgewachsen war, hatten ihn ermutigt, aber die Prüfungen hatten gezeigt, dass er für die aufgeführten Laufbahnen eine zu geringe Begabung besaß. Weil Pellam gerne las, hatte der Berater Buchhändler vorgeschlagen. Und weil er gerne ins Kino ging, war sein Vorschlag »Platzanweiser« und bei harter Arbeit »Geschäftsführer eines Kinos« gewesen.

»Ich war aber mehr Therapeutin als Beraterin.«

»Psychiaterin?«

»Psychologin. Aber die Budgetkürzungen ... auch in Illinois. Ich denke, das ist im ganzen Land so.«

»Ich bin eher überrascht, dass man in Maddox noch ein paar Schulen übrig gelassen hat.«

»Hm, eigentlich wohne ich in Cranston, wo es noch nicht so schlimm aussieht wie hier. Es ist näher an St. Louis dran. Aber uns geht's trotzdem nicht gut. Aber wenn es einen mit der Kündigung erwischt hat, ist es wohl egal, ob die Arbeitslosenrate bei einem oder bei zwanzig Prozent liegt.«

»Das denke ich auch.«

Vor ihnen, fünfhundert Meter die breite Straße hinunter, zog der graue Fluss vorbei. Trotz des verzweigten Netzes aus oberirdischen Strom- und Telefonkabeln sah die Straße aus, als wäre man ins neunzehnte Jahrhundert zurückversetzt worden – in eine verlassene Westernstadt. Über schmutzige Männer, die Esel, Ponys und Vieh vor sich hertrieben, und Flussarbeiter, die durch den Matsch zum Kai marschierten, würde man sich hier nicht wundern. Pellam bemerkte ein

paar schäbige, stimmungsvolle Gebäude, die wirklich direkt aus dem Jahr 1880 zu stammen schienen. »Warte mal kurz. Ich will schnell ein paar Aufnahmen machen.«

Er klappte seine zerbeulte Polaroid auf und schoss vier Bilder. Die noch nicht entwickelten Aufnahmen steckte er in seine Hemdtasche, dann ging er mit Nina weiter.

»Brauchst du die für euren Film?«

»Nicht für den, der gerade gedreht wird. Ich habe einen Katalog mit Gebäuden und Orten, die ein Regisseur vielleicht mal brauchen kann. Dann muss ich das Rad nicht jedesmal neu erfinden, wenn ich einen Auftrag bekomme.«

»Du arbeitest für das Studio? Oder hast du dein eigenes Geschäft?«

»Freiberufler. Wie die meisten hier. Heutzutage übernehmen die Studios nur noch die Finanzierung und den Vertrieb. Alle anderen Mitarbeiter sind unabhängige Auftragnehmer. Früher war das anders. In den Dreißigern und Vierzigern hat man den Studios seine Seele verkauft – sofern man eine hatte.«

Sie lachte nicht, schien sich aber diese Lektion mit dem Thema »Filmindustrie in Hollywood« einzuprägen, so dass er sich entschloss, keinen Witz über Sofas, Regisseure und die Situation beim Casting zu reißen. Noch nicht. Er drehte sich noch einmal zu den alten Häusern um, um weitere Fotos zu schießen, dann gingen sie weiter die Straße entlang.

Nina deutete mit einem Nicken auf einen Laden. »Können wir da reingehen?« Obwohl sich Pellam sehr wohl bewusst war, dass er für Sloan noch ein großes Feld suchen musste, willigte er ein. Also betraten sie einen Lagerraum voll mit Relikten aus alten Häusern. Nina interessierte sich für Säulen und Kamineinfassungen. Sie entdeckte ein paar schäbige Holzsäulen, die ohne jede Sorgfalt behandelt worden und mit Farbflecken, Kerben und versengten Stellen vom Gebläsebrenner bedeckt waren. Nina gefielen sie, doch vierhundert Dollar pro Stück war ihr zu teuer. Das fand Pellam auch. Außerdem würden sie in seinen modernen Bungalow auf Beverly Glen in Kalifornien nicht gut passen, dachte er. »Und im Wohnwagen wären sie viel zu gefährlich«, witzelte er.

Nina lächelte, bis sie vor einem dunklen, fleckigen Spiegel mit altem Eichenholzrahmen stehen blieb. Sie strich ihr Haar nach hinten.

»Erzähl mir von dir«, bat Pellam.

Sie wurde rot und blickte auf einen Messingkohleeimer, auf dem ein Gesicht eingeprägt war.

»Ein Cherub«, stellte Pellam fest, der nicht weiter nachbohrte.

»Ich dachte, es wäre eine Zigarre. So ein Ding, das Clint Eastwood in seinen italienischen Western immer geraucht hat.«

»Sind das nicht Stumpen?«

»Könnte sein. Ich bringe immer alles durcheinander.«

»Also gut, dann erzähle ich von mir«, begann sie nach einer Pause. »Also.« Offenbar hatte sie für ihren Bericht Mut gesammelt. »Vielleicht findest du es ja ziemlich langweilig. Ich bin in Maddox aufgewachsen. Dann bin ich aufs Mizzou gegangen – das ist die University of Missouri in St. Louis. Dort habe ich englische Literatur studiert, womit man gar nichts anfangen kann. Ich bekam Arbeit in einer Bibliothek, aber mir gefiel der Weg nicht, den ich eingeschlagen hatte. Also habe ich noch Psychologie studiert. Anschließend bin ich nach Cranston umgezogen, in sicherem Abstand zu meiner Mutter und damals auch noch zu meinem Vater. Hobbys? Astrologie, Shiatsu ...«

Hm, Massage, dachte er sofort. War es noch zu früh, wenn er jetzt über seinen Oberschenkel sprach? Ja doch, vielleicht. Er entschied sich für den Rücken. »Ich habe Probleme mit dem Rücken«, sagte er. »Mit dem unteren Rücken«, fügte er hinzu.

Sie parierte mit gespielter Enttäuschung. »Leider mache ich nichts am unteren Rücken.«

»Oh, du hast dich spezialisiert. Ich verstehe.« Er wartete einen angemessenen Zeitraum bis zur nächsten Frage. »Keinen Freund?«

»Freund.« Während sie nachdachte, fragte er sich, ob sie sich einen zusammenschusterte. »Es gibt da einen Typen, den ich ab und zu sehe. Aber eher selten. Du weißt, wie das ist. Als ich jünger war, habe ich mich oft mit Männern getroffen, aber ich weiß nicht, irgendwie war ich ein Magnet für Spinner. Egal, aus welchen Ecken die Typen hervorgekrochen kamen ...«

»Warst du jemals verheiratet?«

»Nein. Du?«

Er sei Veteran, gab Pellam zu.

»Tja, mir war es lieber, nicht zu heiraten, als mich durch eine Scheidung zu quälen.«

»Wenn's nicht weh tut, lernt man nichts«, meinte Pellam. Beide dachten über den Satz nach, während sie sich einen Neunzig-Dollar-Spucknapf betrachteten. »Du denkst, das war schwachsinnig, was ich da gerade gesagt habe«, meinte er schließlich.

Nina nickte. »Hm, tja, genau das habe ich gedacht.« Lachend blieb sie vor Regalen voller Schallplatten stehen, die für je fünfzig Cent verkauft wurden. Pellam mochte den Klang von verkratzten LPs, deswegen besaß er auch keinen CD-Spieler. Er steckte viel Geld in Platten, und wenn er nach Hause kam, überspielte er sie auf Kassetten, die er sich im Winnebago anhören konnte. »Magst du Musik?«, fragte er, als er das Jazz-Regal durchging.

»O ja, ohne Musik könnte ich nicht leben.« Sie blickte über ihre Schulter zu Pellam, der gerade eine Platte in der Hand hielt.

»Wer ist das?«, fragte sie.

»Oscar Peterson.« *Wer ist das?*

»Kommt mir bekannt vor.«

»Oscar Peterson«, wiederholte Pellam.

»Äh ... Ich stehe mehr auf Softrock, weißt du. Light FM. Das ist spannend.«

Oh.

»Das ist Jazz«, erklärte er.

»Wie Stevie Wonder?«, fragte Nina ernst.

»So in der Art«, antwortete Pellam. »Sie verwenden dieselben Notenn.«

Draußen ließ sich Pellam von Tony Sloans Paranoia einholen. Er müsse zurück zur Arbeit, erklärte er Nina. Den Abschiedskuss auf die Wange, zu dem er sich zu ihr vorbeugte, erwiderte sie mit einem festen Druck auf seine Hände, und sie beugte sich sogar ihm entgegen. Eine halbe Umarmung. Er blickte hinunter und erhaschte einen Blick in die

unendlichen Tiefen ihres Ausschnitts. Als sie wieder voneinander abrückten, bemerkte sie, dass er seinen Blick immer noch nach unten auf ihre blasse Haut gerichtet hatte. »Diese Ohringe sind wunderschön«, redete er sich rasch heraus. »Sie sind wirklich interessant.«

»Ein Geschenk«, erklärte sie, wahrscheinlich ohne ihm zu glauben.

Lächelnd setzte er seine Sonnenbrille auf. »Hast du mal Lust, mit mir nach einem Feld zu suchen?«

Nina nickte. »Klar. Das würde ich gerne.« Mit ernstem Blick berührte sie seinen Arm. »Aber ich möchte noch was sagen.«

Der Freund, der kein Freund war. Die Freundin, die eine Freundin war. Ich mag keine Männer, die bei Filmgesellschaften arbeiten. Lippen, die nach Schnaps schmecken ...

»Und?«

»Ich möchte dir sagen, warum ich dich angesprochen habe.«

»Was kommt jetzt?«

»Ich meine, nicht, dass ich dich nicht mag.«

»Aha.«

»Weißt du, ich hatte gehört, dass eine Filmgesellschaft in die Stadt kommt und Leute anheuert. Na ja, es ist nicht der einzige Grund, warum ich ein Gespräch mit dir angefangen habe.«

Ich verstehe.

»Gibt es eine Möglichkeit, dass ich an eine Arbeit rankomme?«

Tja, das hätte er wissen müssen. Es war ja nicht das erste Mal, dass das passierte. Sie muss das Zucken in seinen Augen gesehen haben. Die Ray-Bans waren nicht so dunkel, wie man immer dachte.

»Tut mir Leid.« Sie senkte den Blick. »Ich hätte nicht fragen sollen. Es ist nur ...«

»Das macht mir nichts aus.«

»Es ist nur so, dass ich schon sechs Monate arbeitslos bin. Ich habe noch nicht mal eine Arbeit als Kellnerin gefunden.«

Er berührte die unglaublich weiche Alpacca-Wolle über ihrem muskulösen Arm. »Die Sache ist die, dass die Dreharbeiten fast beendet sind. Das Casting für die Komparsen ist längst abgeschlossen, und die verdienen ohnehin nicht viel Geld.«

»Nein, nein, nein.« Sie wurde rot im Gesicht. »Ich will nicht schauspielern. Ich mag noch nicht einmal Filme. Ich halte sie für ziemlich dumm.«

Sie mag keine Filme?

»Oh.« *Jeder mag doch Filme ...* »Und was schwebt dir dann vor?«

»Weiß ich nicht. Ich sehe so viele Leute von eurer Filmgesellschaft in der Stadt ...«

Siebenunddreißig Schauspieler aus Hollywood, zweiundsechzig ortsansässige Komparsen, einundsiebzig Crew-Mitglieder aus L.A. siebenundsechzig aus St. Louis, zwölf Stuntmen, acht Fahrer, zwei Produzenten, zwei Leute vom Verpflegungsteam, zwei Tiertrainer, ein Spitzel von der Küste, ein Hightech-Animator als Regisseur.

Ein Location Scout.

»Gibt es etwas, das du tun kannst?«, erkundigte sich Pellam.

Nina dachte eine Minute nach. Nicht nur die Röte in ihrem Gesicht, sondern auch ihre Scheu waren verflogen. Er vermutete, dass sich unter dem blassen Julia-Roberts-Gesicht eine fordernde Schulberaterin verbarg. »Mehr, als Mädchen bei ihrer Gymnastik anzuleiten und mit Schülern zu reden, kann ich eigentlich nicht.«

Pellam drückte wieder ihren Arm. »Und du kannst dich schön machen«, ergänzte er ihre kleine Liste.

Sie lachte gequält. »Du flirtest.«

»Nein, ich denke da an was«, sagte Pellam. »Neben dem Flirten.«

MISSOURI RIVER BLUES

SZENE 180A – INNEN TAG,

ROSS' FLUCHTAUTO, Fortsetzung

ROSS

Das erste Mal habe ich dich an diesem Tanzabend gesehen. Es war ...

DEHLIA

(hält ihren verwundeten Arm) Ich erinnere mich.

ROSS

Es war heiß wie in der Wüste. Du warst auf der anderen Seite vom Saal unter dieser japanischen Laterne.

NAH AUF DEHLIA, Wind streift durch ihr Haar. Sie schaut ihn voller Liebe an.

DEHLIA

(keuchend) Ach ja, diese Laterne ... das war doch die, die kaputt war.

ROSS

Genau, sie war kaputt, und das Licht hat dich durch das loch im Papier beleuchtet. In diesem Moment wusste ich, dass du die Richtige für mich bist.

»Oh je, das ist furchtbar. Lies nicht weiter, Pellam.« Stile und Pellam saßen am Steilufer des Missouri.

Pellam blickte auf das überarbeitete Drehbuch hinab. »... dass du die Richtige für mich bist«, zitierte er voller Gefühl.

»Pellam«, winselte Stile. »Bitte.«

»Das sagen sie, kurz bevor sie in den Fluss rutschen. Findest du das nicht auch hübsch? Das Loch in der Laterne ist eine Metapher für Freiheit.«

»Weißt du, was eine Metapher ist? Wenn man sagt, man soll die Kühe im Stall lassen. In diesem Fall« – Stile wies zum Drehbuch – »heißt das, die Kuh ist dort, wo die Scheiße ist.«

»Ich wette, in der Schlusszene findet die Polizei den Wagen, aber nicht die Leichen.« Pellam blätterte zum Ende und las. »Verdammt, verdammt, verdammt, ich habe Recht. Los, komm.«

Pellam hob die Hand und Stile schlug dagegen, bevor er zur Yamaha hinüberhumpelte. Er hatte den Nachmittag damit zugebracht, sich aus nächster Nähe mit einer .45er erschießen zu lassen und eine Treppe hinunterzustürzen. Dreißig Schüsse und fünfzehn Stürze. Dann hatte Sloan seine Meinung geändert und beschlossen, Stile solle durch ein Fenster stürzen. Doch der Stunt-Koordinator hatte darauf bestanden,

die Szene bis zum nächsten Tag zu verschieben, so dass Stile den Rest des Tages frei hatte. Er war zu Pellam gegangen, und gemeinsam waren sie den ganzen Nachmittag über mit der Yamaha unterwegs gewesen, um Sloans großes Feld zu suchen. »Wer war die Braut, mit der ich dich gesehen habe?«

»Nina Sassower.« Pellam ging zu Stile, der neben der Yamaha stand.

»Ach, Namen sind Schall und Rauch. Ich habe sie am Set noch nie bemerkt.«

»Weil sie heute den ersten Tag da ist. Ich habe ihr einen Job in der Maske besorgt. Sie ist ziemlich gut.«

»Sie ist auch ziemlich gut im Küssen und Umarmen.«

Das stimmte, das war sie.

»Das Casting-Sofa ist eine Sache, Pellam. Wenn du mit einer Frau was anfängst, weil du ihr einen Job als Maskenbildnerin besorgt hast, während ich aus hohen Gebäuden stürze und nachts alleine Ringelpietz mit Anfassen spielen muss, dann ist die Welt ziemlich ungerecht.«

Pellam dachte allerdings gar nicht an Nina Sassower und Umarmungen. Er war besessen davon, ein Feld zu finden. Angesichts der wirtschaftlichen Situation von Maddox waren die Häuser und Gebäude für den Film einfach zu finden gewesen. Mit dem Feld sah die Sache schon anders aus. Sloan wollte, dass es von Bäumen gesäumt war und dass sich eine Straße, ein Fluss und eine von Büschen umgebene Schule in der Nähe befanden. Ach ja, und eine Klippe für einen dramatischen Unfall musste auch in der Nähe sein.

Das Beste, das sie gefunden hatten, war ein kleiner Überhang neben einem mit Unkraut überwucherten Kürbisfeld. Um das Steilufer für den dramatischen Sturz zu erreichen, würde Ross mit seinem Packard durch ein Dickicht aus Forsythien, Wacholder und Ahornsprösslingen preschen müssen.

»Sehr grünes Fleckchen Erde, dieses Missouri«, bemerkte Pellam. »Und komischerweise knapp an Feldern.«

»Ich verstehe immer noch nicht, warum du für Sloan arbeitest. Selbst eine Nutte hat ihre Prinzipien. Damit will ich sagen, ihr passt zusammen wie Feuer und Öl.«

Pellam wischte einige Regentropfen vom Glas seiner Armbanduhr. Sechs Uhr. In zwei Stunden würde er sich mit Marty Weller und Ahmed Telorian treffen. »Brechen wir ab und gehen ein Bier trinken.« Er stieg auf die Yamaha, Stile steckte die Polaroids ein und setzte sich hinter Pellam.

Plötzlich kam kalter Wind auf. Es hatte fast aufgehört zu regnen, aber auf den Straßen lagen noch Zweige und Blätter, und die Luft dampfte vor Feuchtigkeit. Ein Hund, dem das Fell vom letzten Regenguss zu Berge stand, kam streitlustig schnüffelnd auf sie zu, floh aber, als Pellam den Motor startete und auf die Straße fuhr.

»Ich habe Hank angerufen«, rief Pellam nach hinten. Er meinte den kartenspielenden Rechtsanwalt, den die Filmgesellschaft engagiert hatte. »Er sagt, ich kann nichts dagegen tun.«

»Wegen der Sache mit dem FBI?«

»Sie können jeden verhören, den sie verhören wollen, sie können die Produktion stoppen oder sich alle unsere Genehmigungen zeigen lassen. Sie können nach Delaware und Sacramento gehen und das gesamte Archiv der Filmgesellschaft durchsuchen.«

»Oh je, Tony wird dir in die Eier treten.«

»Er wird mich einfach nur rausschmeißen«, erwiderte Pellam.

»Ich glaube nicht, dass er dich rausschmeißen kann, nur weil du nicht als Zeuge aussagst. Ich wette, du kannst ihn verklagen, wenn er das versucht.«

»Ja, stimmt.«

Pellam deutete auf den Fluss. Ein Schleppkahn platschte neben ihnen durchs Wasser. Seeleute in orangefarbenen Westen drängten sich im stärker werdenden Wind vorne auf dem Lotsen, in der Hand ein Sprechfunkgerät. Offenbar unterhielten sie sich mit dem Kapitän, der drei Fußballfeldlängen hinter ihnen in Anzug und Krawatte im Führerhaus stand.

»Ich liebe Flussboote. Aye, aye, Sir«, rief Stile ihm zu. »Achtzehnhundertfünfunddreißig. Die *Altona* hat die Fahrt von St. Louis nach Alton in einer Stunde fünfunddreißig geschafft. Siehst du die Lichter da hinten? Das ist Alton.«

»Woher weißt du den ganzen Kram?«, rief Pellam über dem Lärm des Motorrads nach hinten.

»Dieser Rekord wurde lange nicht gebrochen. Klar, die *Robert E. Lee* hätte es schaffen können. Oder die *Natchez*. Pass auf, da vorne kommt eine Kurve.«

Pellam richtete seinen Blick gerade noch rechtzeitig auf die Straße. Das Motorrad rutschte nur leicht weg, so dass Stile nicht einmal zusammenzuckte. An der River Road bogen sie ab und brausten Richtung Zentrum. Die Straßenlaternen glänzten im Nebel. »Siehst du«, rief Pellam zu Stile nach hinten, »überall blendet das Licht. Wie hätte ich da was erkennen können?«

Pellam fuhr auf den Parkplatz eines Supermarkts und schaltete den Motor aus.

In dem von grünen Neonröhren beleuchteten Laden steuerten sie schnurstracks auf die gekühlten Getränke zu, wo sie einen Kampf um kanadisches oder amerikanisches Bier austrugen. Pellam verlor, so dass Stile einen Sechserpack Budweiser schnappte, den er Pellam in die Hand drückte. »Ich muss mal pinkeln.«

Pellam bezahlte das Bier und ging hinaus. Nachdem er eine Dose geöffnete hatte, setzte er sich auf seine Yamaha und blickte hinüber zum Fluss, der als schwarzer Streifen vor ihm vorbeizog.

Leise pfiff er ein paar Takte aus »Across the Wide Missouri«.

Die Sirene blieb still, bis der Wagen direkt hinter ihm stehen blieb, dann brach sie mit Ohren betäubendem Lärm los. Der Scheinwerfer wurde im gleichen Moment eingeschaltet. Pellam war so erschrocken, dass er sein Bier fallen ließ, von dem sich das meiste über seine Jeans ergoss. »Verdammt!« Er wirbelte herum und blickte zum Wagen. Die Türen wurden geöffnet, und zwei Männer kamen auf ihn zu, die aus sahen wie FBI-Agenten, die vorhatten, den Boss einer Gangsterbande abzuknallen.

Der Ostküsten- und der italienische Detective. Oh, nein ... die schon wieder.

»Jetzt schaut euch das hier mal an.« Pellam hob einen Arm und zeigte ihnen seine nasse Levis.

Dem italienischen Polizisten war das egal. Er schnappte sich einfach Pellams Arm und legte ihm Handschellen um.

Verdutzt blickte Pellam auf die silberne Kette hinab. »Was ...«

Auch um sein anderes Gelenk schlossen sich Handschellen.

»... machen Sie da?«

»Sie haben das Recht, die Aussage zu verweigern. Und Sie haben das Recht auf einen Anwalt.« Das sagte der italienische Detective.

»Wenn Sie sich keinen leisten können, wird Ihnen einer zugewiesen«, kam sein Kollege zu Hilfe. »Wenn Sie von Ihrem Recht zu schweigen keinen Gebrauch machen, kann alles, was Sie sagen, vor Gericht gegen Sie verwendet werden.«

»Haben Sie diese Rechte verstanden?«

Pellam dachte, dass sie irgendwie die Sache mit seiner nicht registrierten .45er in Erfahrung gebracht haben mussten, die im Fach unter dem Sitz der Yamaha lag.

»Ich ...«

»Haben Sie diese Rechte verstanden?«

»Klar habe ich die verstanden. Weswegen werde ich verhaftet?«

»Sir, in unserer Gemeinde nehmen wir Alkohol am Steuer sehr ernst«, meinte der Ostküstentyp.

Pellam schloss die Augen und schüttelte den Kopf.

»Wir müssen einen Alkoholttest durchführen«, sagte der Italiener.

»Aber leider haben wir kein Gerät dabei«, fuhr der Ostküstentyp fort.

»Wir nehmen ihn besser mit in die Stadt«, ergänzte der Italiener.

»Was ist hier los?« Stile, der auf einem Stück getrocknetem Rindfleisch kaute, kam aus dem Laden.

»Ich bin ...«, begann Pellam.

»Halten Sie sich einfach da raus, Mister«, drohte der Ostküstentyp.

»... verhaftet.«

»Weswegen?«

»Wegen einem Scheißdreck«, rief Pellam. Er blickte auf seine Uhr. Zwanzig nach sechs. »Hören Sie, um acht habe ich eine wichtige Besprechung. Ich kann nicht ...«

»Ruhe.«

»Nein, hören Sie, ich bin in St. Louis verabredet.«

Sie zogen ihn rücksichtslos zum Streifenwagen, wo ihn der Italiener mit seiner haarigen Hand in den Wagen schob.

»Stile, du musst für mich anrufen«, rief Pellam. »Du musst Marty anrufen ...«

»In Ordnung, Sie haben genug gesagt.« Die Tür wurde zugeschlagen. Wütend trat Pellam gegen den Vordersitz.

»Fast hätte man sagen können, er hätte Widerstand geleistet«, meinte der italienische Polizist zu niemand Bestimmtem.

»Wo ist das Polizeirevier?«, wollte Stile wissen. »Ich komme auch dorthin.«

Die Polizisten stiegen ein. »Das steht im Telefonbuch«, antwortete einer von ihnen. »Schauen Sie dort nach.«

Gemütlich fuhren sie los und ließen Stile mit einem Streifen getrocknetem Rindfleisch in der einen und fünf Dosen Bier in der anderen Hand stehen.

... Acht

Hör zu«, verlangte Ralph Bales.
Also hörte Stevie Flom zu.

»Gut, der Mann ist nicht glücklich mit der Situation.«

Sie saßen in einem Kettenrestaurant auf dem Big Bend Boulevard in St. Louis. Stevie trank koffeinfreien Kaffee, Ralph einen Tee, aufgehellt mit zwei Zitronenscheiben. Es war der ›Trau Dich – iss, so viel du kannst‹-Spaghettiabend. Um sie herum hingen fettleibige Familien über ihren Tellern.

»Ganz und gar nicht glücklich.«

Stevie war ein Ganove, und es kümmerte ihn gewöhnlich einen

Dreck, ob jemand glücklich war oder nicht, es sei denn, diese Person schuldete ihm eine Menge Geld.

»Ist das etwa meine Schuld?«, fragte Stevie mit gellender Stimme. Der Tisch wackelte, als er sich vorbeugte und flüsterte: »Was denn – sollte ich etwa zulassen, dass dich ein Polizist drankriegt?«

Ralph Bales legte einen Finger auf die Lippen. »*Ich* beschwere mich doch gar nicht. Lombro ist, weißt du, ziemlich unvernünftig. Er meinte, du hättest dem Polizisten besser ins Bein oder so schießen sollen, dann gäbe es nicht so einen Ärger. Nicht in den Rücken.«

»Genau, ich hätte ihm einfach ins Bein schießen sollen. Es ist ein gemütlicher Abend, ich habe eine niedliche Waffe in der Hand und schieße ihm mal eben ins Bein. Ha, er denkt, das fühlt sich an wie ein Bienenstich, dreht sich zu mir um und pustet mir den Schädel weg. Scheiße. Totale Scheiße!«

Die beiden Männer kannten sich nicht gut. Sie verkehrten in verschiedenen Kreisen. Ralph Bales war fünfzehn Jahre älter. Er hatte gute Verbindungen im Hafengebiet und hätte wahrscheinlich sogar erfolgreicher sein können, wenn er in Chicago nicht in Schwierigkeiten geraten wäre, wo er für die Giancana-Familie gearbeitet hatte. Eine Geldlieferung war nämlich auf dem kurzen Weg von Cicero nach Oak Park verschwunden. Ralph Bales durfte weiterleben, damit er dieses Geld mit seinem Lohn zurückzahlen konnte, doch in Chicago weckte sein Name seitdem immer Misstrauen. Also war er pleite in seine Heimatstadt St. Louis zurückgekehrt, wo er im Hafen Schiffe und Lastwagen belud und schließlich zum Berater aufstieg.

Als Ralph Bales Stevie Flom kennen gelernt hatte, war er tatsächlich gerade als Sicherheitsberater engagiert gewesen. Ein gemeinsamer Freund brauchte ein paar helfende Hände, die ihn dabei unterstützen sollten, teuren Scotch von einem Lkw fallen zu lassen und fortzuschaffen. Die Sache ging reibungslos über die Bühne, obwohl Ralph Bales vom arroganten Stevie genervt war. Er entdeckte jedoch, dass sich da noch eine zweite Person in diesem jungen Mann verbarg: Stevie, der Verzweifelte, der in Kasinos, beim Pokern und mit den Mädchen, die er – offenbar jede Nacht – bumste, einen riesigen Schuldenberg aufge-

baut hatte und jetzt bereit war, alles zu tun, was man ihm auftrug, sofern er dafür bezahlt wurde.

»Es ist also meine Schuld, meinst du. Ganz plötzlich ist alles *meine* Schuld!«

»Du hörst mir nicht richtig zu«, erwiderte Ralph Bales. »Ich sag doch nur, was Sache ist.«

Draußen war es kalt und nass, aber Stevie trug ein ärmelloses Hemd. Er war muskulös und zeigte gerne, was er hatte.

»Wir müssen die Sache mit Lombro deichseln ...«

»*Die Sache deichseln!*« Stevie platzte der Kragen, obwohl er sich etwas zurückhielt, weil er gerade die Kaffeetasse an die Lippen hob. »Was soll das schon wieder heißen?«

»Erstens heißt das, dass wir nicht bezahlt werden.«

»Nicht bezahlt werden?« Und wieder wurde er laut. »Lombro saß doch auch in der ersten Reihe! Er hätte Schmiere stehen sollen, er hätte hupen sollen oder so was. Scheiße!«

Einige Eltern, die sich um ihren pausbäckigen Nachwuchs sorgten, schielten beunruhigt zu ihnen herüber.

Ralph Bales beugte sich vor. »Schau mal ...«

»Hör mal, schau mal.« Du hörst dich an wie ein Schülerlotse.«

»Mit diesem Mann ist nicht zu spaßen.«

»Also, jetzt hörst *du* mir mal zu. Ich werde mit fünftausend Dollar abgespeist. Ich habe mich erkundigt, okay? Und herausgefunden, dass das für einen Mord ziemlich wenig ist.«

Ralph Bales hatte Stevie erzählt, dass Lombro ihnen nur zehntausend angeboten hätte, statt von den fünfundzwanzigtausend zu reden, die sich die beiden teilen sollten. Er warf dem jungen Mann einen eisernen Blick zu.

»Mit wem hast du darüber gesprochen?«, fragte er drohend.

Stevie riss sich zusammen. Er blickte auf seine Tasse hinab und goss noch mehr Sahne in den Kaffee. »Mit niemandem. Ich habe mich einfach nur umgehört. Aber ich habe nichts von der Sache erwähnt.«

Ralph Bales seufzte. »Verdammt. Du darfst nie jemandem gegenüber was davon sagen. Kein Wort. Zu niemandem. Niemals. Lom-

bro hat Beziehungen, an die du nicht einmal im Traum denken würdest.«

»Geschäfte ... Verbindungen.« Stevie verdrehte die Augen. Dennoch sprach er jetzt leise. Ralph Bales Blick hatte ihm Angst eingejagt.

»Also gut, die Abmachung sieht so aus: Wir kümmern uns um den Zeugen, und Lombro bezahlt uns alles, plus fünfundzwanzig Prozent.«

»Warum hast du die Sache eigentlich nicht neulich über die Bühne gebracht? Am Fluss. Wir hätten warten können.«

»Okay, denk darüber nach«, sagte Ralph Bales langsam.

»Hm ...«

»Denk darüber nach.«

Stevie war zu abgebrüht, zu sehr Ganove, um Bewunderung zu zeigen. Aber er lächelte. »Jetzt hab ich kapiert. Du willst Lombro noch mehr Geld abknöpfen.«

»Weißt du, wo der Unterschied zwischen uns beiden ist? Du tust die Dinge bloß, aber ich denke sie mir aus«, klärte ihn Ralph Bales auf.

»Fünfundzwanzig Prozent?« Stevie versuchte, sich die Zahlen vorzustellen. Wie viel war ein Viertel von Fünftausend? Fünfzig Prozent sind zweitausendfünfhundert. Dann davon wieder die Hälfte? Er war verwirrt.

»Das heißt, du hast fast siebentausend Dollar in der Tasche«, klärte ihn Ralph Bales auf. »Nicht schlecht für zwei Tage Arbeit.«

Fast sieben? Stevie lächelte. Er wollte sich sein Grinsen verkneifen, aber er schaffte es nicht.

Ralph Bales lächelte ebenfalls. »Hey, passt dein Kumpel Ralph auch wirklich auf dich auf? Ja?«

»Ich denke, ja«, sagte Stevie. »Wann?«

»Was meinst du mit wann?«

»Wann machen wir es?«

»Tja, ich habe schon darüber nachgedacht. Ich meine, wir sollten noch einen oder zwei Tage warten. Lombro soll ruhig denken, dass wir das Geld verdienen. Ich werde ihn hin und wieder anrufen und ihm sagen, dass wir nah dran sind, dass wir ihn fast gefunden haben, uns aber noch nicht sicher sind.«

Wieder grinste Stevie, diesmal in die Kaffeetasse hinein und fast bewundernd. Dann fragte er: »Aber was ist, wenn sich das Arschloch entschließt, mit den dämlichen Polizisten zu reden, was ist ...«

Ein Schatten fiel auf sie. »Entschuldigen Sie, meine Herren«, unterbrach sie ein großer, muskulöser Mann mit grauem, kurz geschorenem Haar und einem gestärkten Karohemd und blickte finster auf sie herab. Er sah genauso aus wie ein verdeckter Ermittler. Ralph Bales' teigiges Gesicht brannte, und er spürte die Stelle, an der sein Colt gegen seine Hüfte drückte. Dorthin wanderte vorsichtig seine Hand, während er seinen Blick über die drei oder vier Dutzend Familien um sie herum schweifen ließ. Sein Herz begann laut zu pochen, und es pochte noch schneller, als er sah, wie Stevie Flom den Mann mit einem streitlustigen Grinsen anblickte.

O Mann ...

»Ich würde Sie gerne um was bitten«, sagte der Mann mit grimmigem Gesicht.

»Etwa jetzt?«, schleuderte Stevie der riesigen Person entgegen. »Und das wäre?«

Mach ja keinen Scheiß, Stevie ...

»Dort drüben sitzen meine Kinder.« Er deutete auf einen Tisch in der Nähe. »Könnten Sie bitte ihre Ausdrucksweise etwas zügeln? Ich weiß zwar nicht, wo Sie herkommen, aber bei uns hier spricht man nicht so.«

Das Grinsen auf Stevies Gesicht verschwand, dafür funkelten jetzt seine Augen. Seine Hand rutschte unter den Tisch, wo sich ohne Zweifel seine .25er befand.

O mein Gott ...

Auf Ralph Bales' Gesicht traten Schweißperlen. Er beugte sich vor, um nach Stevies Arm zu greifen.

Als Stevies Hand wieder auftauchte, hatte er jedoch nur seine Serviette gepackt. Sorgfältig wischte er seinen Mund ab. »Das tut mir sehr Leid«, sagte er. »Wir hatten einen anstrengenden Tag. Furchtbaren Stress bei der Arbeit.«

»Ist schon in Ordnung. Mich selbst stört es nicht. Ich dachte nur wegen der Kinder.«

Er drehte sich um. »Warten Sie«, rief Stevie ihm hinterher.

Der Mann drehte sich wieder zum Tisch.

Stevie wartete einen Moment, bevor er sagte: »Mein Freund möchte sich auch bei Ihnen entschuldigen.« Grinsend blickte er Ralph Bales in die Augen, bis der nach einem Moment ein »Verzeihung« über die Lippen brachte.

»Schon vergessen.«

Die sich öffnende Wagentür. Das Licht der Straßenlampen, das sich im Fenster spiegelte, blendete ihn. Das Zucken, als er versuchte, nach dem Bierkasten zu greifen. Der laute Schlag von Glas auf Glas. Das Grinsen auf dem Gesicht des Typen mit Halbglatze, der sagte: »Leck mich.« Das eigene Spiegelbild im Autofenster, als er sich bückte und in den Wagen blickte, das Bier, das um seine Füße herumfloss ... Der Lincoln, der losfuhr.

So hatte es Pellam den Detectives erzählt.

Eine Sache, die er ihnen nicht erzählen konnte, war die Information, mit der er sofort freigelassen worden wäre und die ihm auf dem Weg zum Treffen mit Marty Weller und dem potentiellen Partner plötzlich hätte klar werden können – nämlich die Beschreibung des Fahrers des Lincoln.

Wie weit war es denn noch bis zum Sheraton, fragte sich Pellam. Wie lange würde er noch brauchen? Vierzig Minuten, erinnerte er sich. Eigentlich spielte es in diesem Moment keine Rolle mehr. Es war jetzt halb zehn.

Er saß in einem kleinen Zimmer im Polizeirevier von Maddox. Auf der anderen Seite eines wackeligen Tisches – die beiden Detectives. Dieses kleine Zimmer stank ebenso wie die anderen Büroräume hier nach Alter: altes Holz, Lysol, Schimmel, modrige Wandfarbe. Die Wände waren schmutzig grün, von der verrauchten Decke hingen nackte, grelle Glühbirnen an schwarzen Kabeln herab. Im Hauptbüro stand ein Dutzend Tische, von denen nur zwei besetzt waren und

nur drei weitere so aussahen, als würden sie überhaupt benutzt werden.

Die Fahrt zum Polizeirevier hatte eine Ewigkeit gedauert. Mittlerweile dachte Pellam, dass es besser gewesen wäre, ihnen nichts von diesem Treffen zu erzählen. Er war sich sicher, dass die beiden Detectives absichtlich Umwege gefahren waren, damit er auf jeden Fall zu spät kommen würde.

Als er in Handschellen hereingeführt worden war, hatten ihn die vier Polizisten mit acht bösen Augen angeblickt. Der italienische Detective war zu einem Schrank gegangen, hatte die Türen geöffnet und verschiedene Sachen herausgezogen: einen Sears-Katalog, leere Blumenvasen, eine Schrotflinte in einer Plastiktüte, haufenweise Notizzettel. »Nix. Kann ihn nicht finden. Charlie, wo ist der Alkoholtester hingekommen?«

»Weiß nicht.«

Sie hatten noch eine Weile halbherzig weitergesucht – ohne Erfolg. »Wir müssen uns einen von der Highway-Streife besorgen. Dauert bestimmt höchstens 'ne Stunde. Sie warten hier, bis wir wiederkommen.«

Als sie das gesagt hatten, war es fünf nach acht gewesen.

»Es ist total wichtig, dass ich pünktlich zu meinem Treffen erscheine«, knurrte Pellam.

»Tja, wenn man festgenommen wird, dann bekommt man nicht immer, was man will.«

»Ich – bin – nicht – betrunken. Entweder Sie nehmen mir die Fingerabdrücke ab, oder Sie lassen mich gehen.«

Dies hatte sie kurzerhand dazu veranlasst, Pellam in diese winzige Konservendose zu stecken, in der er jetzt saß. Solange sie noch Zeit hatten, fragten sie ihn, woran er sich bezüglich des Mordes an Gaudia erinnerte. Sie sagten, er könne einen Anruf machen, wenn er ihnen etwas über den Mann im Lincoln erzählen würde – ein einziges Detail würde schon reichen.

»Das ist ein abgekartetes Spiel.«

»Sie können es nennen, wie Sie wollen, aber es ist vollkommen legal«,

erwiderte der Oststaatentyp mit gleichgültiger Miene. »Also, warum schalten Sie jetzt nicht einfach Ihre Denkmaschine ein?«

Er wiederholte die Geschichte ein weiteres Mal, dann sagte er: »Ich will meinen Anwalt sprechen.«

»Und das soll alles sein? Das haben Sie uns doch früher schon erzählt.«

»Meinen Anwalt«, drängte Pellam.

»Ihnen wird nichts vorgeworfen. Bevor Sie nicht den Alkoholtest gemacht haben, können wir Ihnen nichts vorwerfen. Sie müssen einfach nur ...«

»Ich verlange einen Anwalt.«

»Sie müssen einfach nur warten.« Der italienische Polizist wurde wütend, weil Pellam so ungeduldig war.

Dem Oststaatentypen schien eine Idee zu kommen. »Vielleicht könnte er in der Zwischenzeit an einem Phantombild arbeiten.«

»Ich weiß nicht recht«, wandte Pellam ein. »Wahrscheinlich bin ich dafür viel zu betrunken.«

»Haha. Warum versuchen Sie's nicht einfach?«

Er versuchte sich an einem Phantombild von dem Mann, mit dem er zusammengestoßen war. Währenddessen schielte er verständnislos auf die Worte auf dem Formular, die zur Beschreibung der Verdächtigen dienen sollten. *Haare, kraus, afro, licht, Cornrows, Cäsarschnitt, Schönheitsoperation, Narbe, Tattoo nur aus Buchstaben, unbekanntes Tattoo, schwächlich, pickelig, Pockennarben, Hasenscharte, Linkshänder, buschige Augenbrauen, muskulös, Wollmütze, Cowboyhut, Rastamütze, Turban ...*

Sein zusammengepuzzeltes Bild beeindruckte niemanden, und die Polizisten kamen zu dem Schluss, dass Pellam immer noch renitent war.

»Wissen Sie, so kommt keiner von uns voran«, ermahnte ihn der Polizist, dessen Name mit H begann. »Sie sind der Einzige, der uns weiterhelfen kann.«

Pellam versuchte, sich an ihre Namen zu erinnern. Wer war noch mal der Polizist mit H? Hubert, Hanson, Hearst?

»... wir haben die Schilder überprüft ...«

»Schilder?«, fragte Pellam.

»Die Nummernschilder von anderen Fahrzeugen, die sich an dem fraglichen Abend in der unmittelbaren Umgebung aufgehalten haben«, erklärte der Polizist mit G.

»Oh. Ihren Vorgesetzten – den möchte ich sofort sehen.«

»... und wir haben rein gar nichts herausgefunden«, fuhr der Ostküstentyp fort. »Es gibt keine anderen Zeugen.«

Hellman, Harrison?

Der Polizist mit G fragte mit finsterner Miene, ob Pellam wisse, wie viele Menschen jährlich von betrunkenen Autofahrern überfahren werden. Pellam wusste nicht, ob die beiden eine Antwort von ihm erwarteten oder nicht.

Hagedorn! Das war's. Jetzt musste er sich nur noch um den Polizisten mit G kümmern.

»Ich möchte jetzt bitte mit meinem Anwalt sprechen«, wiederholte Pellam erschöpft.

»Sie können nicht mit einem Anwalt sprechen«, meinte der Polizist mit G.

»Ich habe aber das Recht darauf. Das steht in der Verfassung: Ich habe einen Anspruch darauf, meinen Anklägern gegenübergestellt zu werden.« Im gleichen Moment bereute Pellam seine Worte. Er klang genauso pedantisch und widerlich wie der glatzköpfige, rückgratlose Typ, mit dem Tony Sloan den CIA-Direktor, den Bösewicht, in seinem ersten Film besetzt hatte. Die Polizisten schauten zuerst einander und dann ihn an. Sie schienen die Augen zu verdrehen, obwohl ihre Pupillen starr auf ihn gerichtet blieben.

»Das gilt nur für einen Angeklagten«, wehrte der Polizist mit G ab.

»Wenn ich kein Angeklagter bin, was mache ich dann hier?«

»Nicht viel«, antwortete der Detective mit G verbittert. »Nein, wirklich nicht viel.«

Pellam schlug mit der offenen Hand auf den Schreibtisch. Selbst er war über den lauten Knall überrascht. Die Polizisten blickten erstaunt, aber keiner von ihnen bewegte sich. »Werden Sie mich jetzt festhalten,

weil ich in der Nähe eines Fahrzeugs stand und einen Schluck Bier getrunken habe, oder nicht? Weil Sie weder den Mörder« – Pellam merkte, wie sein Herz schneller schlug – »noch irgendwelche Spuren finden, beschuldigen Sie also *mich*.«

»Hey ...«

Pellam biss die Zähne zusammen. »Wenn Sie nichts finden, gehen Sie zu Ihrem Boss und sagen: ›Die Sache wäre ganz einfach, wenn da nicht dieser Zeuge wäre, der nicht den Mumm hat, uns zu helfen‹«, zischte er. »Er ist ein LMAA.« Was das auch immer heißt.«

»Werden Sie von jemandem bezahlt?«, fragte Hagedorn.

»Das ist ein Verbrechen, Sir«, schaltete sich der Italiener wieder ein. »Ein ernst zu nehmendes Verbrechen. Und dafür würden Sie lange sitzen müssen.«

Pellam kannte das Spielchen ›guter Polizist – böser Polizist‹ aus einigen Filmen, bei denen er mitgearbeitet hatte. Hier allerdings gab es eine Änderung: böser und richtig böser Polizist.

Ein junger Officer in Uniform steckte seinen Kopf durch die Tür. »Ich kann den Alkoholtester nirgendwo finden. Tut mir Leid. Und die Highway-Streife hat keinen übrig.«

»Sieht so aus, als wäre heute Ihr Glückstag, Pellam.«

»Ich habe drei Stunden in dieser Hölle hier verbracht. Das nennen Sie Glück?«

»Sir, wir hätten Sie auch diese drei Stunden lang in die Arrestzelle stecken können, in der es um einiges unangenehmer ist als hier.«

Pellam ging an ihnen vorbei ins Hauptbüro. »Ist hier ein Mann gewesen?«, fragte er den Officer am Schreibtisch. »Groß, blond, mit Schnäuzer?«

»Ja, ist aber wieder gegangen. Tut mir Leid.«

»Ist aber wieder gegangen, tut mir Leid«, wiederholte Pellam leiernd.

»Es gab eine kleine Verwechslung. War mein Fehler. Ich habe gehört, wie die Jungs über die Highway-Streife geredet haben, und weil ich Sie nicht gesehen habe, habe ich angenommen, dass man Sie dorthin gebracht hat. Ich habe Ihren Freund zur Zentrale geschickt. Zu der

kommt man, wenn man ein ganzes Stück auf der I-70 langfährt. So um die siebzig, achtzig Kilometer.« Und ausdruckslos fügte er hinzu: »Tut mir Leid.«

Pellam rieb sich die Augen. »Könnten Sie mich zu meinem Wohnwagen zurückbringen?«

»Leider nein, Sir. Da Sie kein Verdächtiger, Zeuge oder so was sind, verstößt das gegen unsere Vorschriften.«

»Könnten Sie mir dann wenigstens ein Taxi rufen?«

»Ein Taxi?« Der Polizist lachte. Auch seine Kollegen glucksten. »Das letzte Taxiunternehmen in Maddox hat ... wann hat das noch mal dichtgemacht, Larry?«

»Oh, ich glaube, das war ...«

»Schon in Ordnung«, winkte Pellam ab. »Ich laufe.«

»Bis zu Ihrem Wohnwagen?«, rief einer der Polizisten. »Könnte etwas länger dauern«, meinte ein anderer. »Das sind locker ein paar Kilometer.«

... Zehn

Von einer Telefonzelle vor einem geschlossenen Feinkostgeschäft aus rief er im Hotel an.

»Ja Sir, Mr. Weller hat bis neun Uhr in der Eingangshalle auf Sie gewartet und ist dann mit einem anderen Herrn gegangen«, informierte ihn der Herr an der Rezeption. »Sie wollten Essen gehen. Sind Sie zufällig Mr. Pellam?«

»Ja. Hat er eine Nachricht für mich hinterlassen?«

Ja, das hatte Weller getan. Pellam sollte ihn um halb zehn im Templeton Steak House treffen.

Vor eineinhalb Stunden.

»Wo ist das?«

Das Steak House sei etwa eine halbe Stunde von Maddox entfernt, erzählte der junge Mann vergnügt.

»Ich rufe von einer Telefonzelle aus an. Könnten Sie mir vielleicht die Telefonnummer von dort geben?«

»Kann ich machen. Wollten Sie ein Steak essen?«

»Was?«

»Ich habe mich nur gefragt, ob Sie dort essen oder nur Mr. Weller treffen möchten. Wenn Sie nämlich Mr. Weller treffen möchten, der hat das Restaurant um halb elf verlassen. Sein Flug ging um elf von Lambert Field ab.«

»Er ist abgereist?«

»Richtig. Ich glaube, ich habe gehört, dass er nach London wollte.«

Pellam seufzte. »Und der andere Herr? Mr. Telorian.«

»Ich glaube, er wollte heute Abend nach Los Angeles fliegen. Sir, ich sollte Ihnen vielleicht sagen, dass sich Mr. Weller unbedingt mit Ihnen treffen wollte. Er hat ein paar Mal an der Rezeption gefragt, ob Sie angerufen hätten.«

Pellam starrte auf die Tasten des Telefons.

»Hallo?«, fragte der freundliche junge Mann an der Rezeption.

»Ja, ich bin noch dran.«

»Sie sollten das Templeton's nicht so einfach sausen lassen. Meiner Meinung nach gibt es dort die besten T-Bone-Steaks in der Umgebung. Wollen Sie immer noch die Nummer von dort?«

Pellam lehnte ab.

Er kramte noch einmal fünfundzwanzig Cent aus der Tasche, erledigte einen weiteren Anruf und setzte sich an den Straßenrand.

Eine halbe Stunde später tauchten in einer Kurve die Scheinwerfer von Stiles Taurus auf, der kurz darauf neben ihm stehen blieb. Es war das erste Auto, das er sah, seit er hier saß.

»Was Sie momentan spüren, sind sogenannte Phantomschmerzen.«

»Wie Ghostbusters«, sagte Donnie Buffett. Die Frau lächelte.

Buffett schüttelte den Kopf, als er über seinen eigenen kleinen Scherz lachen musste. Hauptsächlich jedoch war er damit beschäftigt, sie zu beobachten. Gut, sie war Ärztin, und sie war eine Frau. Hm, und Buffett hielt es lieber nicht für komisch, dass Dr. Weiser, allgemein bekannt als Spezialistin für Rückenmarksprobleme, kein Mann war. Aber die Art von Frau, die sie darstellte, haute ihn einfach um: jung, Anfang dreißig, schmales, hübsches Gesicht, kurzes, kastanienbraunes Haar, Stupsnase, Kinn mit Grübchen. Glänzend weiß lackierte Fingernägel. Lippenstift so rot wie ein Stoppschild. Unter einem weißen Laborkittel trug sie eine Seidenbluse mit einem geometrischen Muster in Rot, Grün und Blau. Und zu dunklen Strümpfen und schwarzen Halbstiefeln mit Haken statt Ösen für die Schnürsenkel trug sie einen schwarzen Lederrock. Fast schon einen Minirock.

Sie war ins Krankenzimmer gekommen und hatte ihn mit einem festen Handschlag begrüßt. »Wendy Weiser«, hatte sie sich vorgestellt. »Ihre Wirbelsäulenspezialistin. Und Sie sind der Polizist, stimmt's?«

Buffett hatte den Kopf zur Seite geneigt, sich nach der ersten Überraschung wieder gefangen und gesagt: »Ich hoffe, es stört Sie nicht, wenn ich nicht aufstehe.«

»Tja, so sind sie nun mal, die Männer von heute«, hatte sie erwidert. »Keine Ritterlichkeit mehr.«

Daraufhin hatte sich Dr. Weiser in einen Stuhl fallen lassen und sofort angefangen zu reden, während sie ihn mit ihren funkelnd grünen Augen angeblickt hatte. Sie wiederholte viel von dem, was Dr. Gould bereits gesagt hatte. Sie benutzte zwar nicht die Worte »nicht ambulant«, aber ihre Botschaft war deswegen auch nicht besser.

Sie hatte ihm erklärt, dass die Schmerzen, die er in seinen Beinen spürte, bei einem Wirbelsäulentrauma nicht selten seien und Phantomschmerzen hießen. Daraufhin hatte er den Ghostbusters-Spruch gebracht.

Und jetzt, als Buffett gerade ihr Äußeres musterte, sprang sie plötzlich auf, ging zur Tür, warf sie zu und kam wieder zurück. »Es gibt Regeln, aber ... was wäre das Leben ohne Risiken, hm?«

»Würden Sie nicht auch sagen, dass es ziemlich ungefährlich ist, sich

mit mir in einem geschlossenen Raum aufzuhalten? Ich meine, ich kann ihnen nicht durchs Zimmer hinterherjagen. Aber wenn ich einen Rollstuhl bekomme, dann nehmen Sie sich mal lieber in Acht vor mir.«

»Wir zwei werden eines Tages einmal um die Wette laufen.« Sie betrachtete ihn mit einem merkwürdigen Lächeln. »Es hört sich so an, als hätte der Revolverheld Ihren Sinn für Humor nicht verstanden.«

»Hey, Frau Doktor.« Buffett blickte sie ernst an. »Wenn Sie mir helfen, dann werde ich Ihnen auch helfen. Ich werde Ihnen beibringen, wie man als Polizist spricht.«

»Habe ich was Falsches gesagt?«

»Schütze.«

»Ich verstehe nicht ganz.«

»Nicht Revolverheld.«

»Oh. Sagen Sie etwa nicht Revolverheld?«

»Im Fernsehen sagt man Revolverheld. Wir sagen Schütze. Oder Täter.«

»Töter?«

»Nicht Töter. Täter.«

»Das ist ja großartig.« Sie riss die Augen weit auf. Buffett kaufte ihr nicht für eine Minute ihre Begeisterung ab, aber dennoch war er ihr dankbar, dass sie zuhörte. »Ich werde das irgendwann mal benutzen«, fügte sie hinzu. »Täter. Würde ein Täter auch jemanden ausrauben? So was wie ein Einbrecher?«

»Ja. Täter ist so was wie ein schlechter Kerl.«

»Also ist mein Exmann ein Täter.«

»Könnte sein«, sagte Buffett. »Ach, und wenn wir schon dabei sind: Er schießt nicht einfach, er ballert. Oder er knallt. Oder er brät jemandem eins über. Und wenn er jemanden tötet, dann befördert er ihn ins Jenseits oder bringt ihn um die Ecke oder unter den Rasen.«

»Das muss man alles auf der Polizeischule lernen?«

»Das lernt man eher nach dem Abschluss dort.«

»Officer ...«

»Donnie.«

»Und ich bin Wendy. Alle nennen mich Wendy.« Sie blickte ihn etwas verwirrt, aber belustigt an. »Donnie, die meisten Leute, die so etwas wie Sie durchgemacht haben, haben nicht so gute Laune.«

Er deutete irgendwo in die Richtung seiner Füße und meinte seine Verletzung. »Das gehört mit zur Tätigkeitsbeschreibung. Wenn man das nicht akzeptieren will, tritt man seinen Dienst erst gar nicht an. Das heißt nicht, dass es mir gefällt.«

Konnte er sie wirklich Wendy nennen? Immerhin war sie Ärztin. Andererseits trug sie Ohringe, die wie kleine Hamburger aussahen.

Dr. Weiser zog eine Schachtel Zigaretten aus ihrer Handtasche. Das Feuerzeug steckte im Cellophanpapier von der Packung. »Stört es Sie?«

»Nein.«

»Wollen Sie auch eine?«

»Nein.«

»Verraten Sie aber nichts«, bat Dr. Weiser.

»Ich bin nicht von der Sitte.« Buffett merkte, dass er sich nicht mehr rasiert hatte, seit er hier im Krankenhaus lag. Er sah wahrscheinlich beschissen aus. Na ja, das war ihr Problem. Er brauchte sich ja nicht anzuschauen.

Dr. Weiser rückte den grauen Stuhl näher heran und zog ein paar-mal kräftig an ihrer Zigarette. Dann schlug sie die Beine übereinander und beugte sich vor, um die Zigarette mit ihrem Absatz auszudrücken. Den Stummel steckte sie in ihre Tasche.

»Beweismaterial«, sagte sie. Sie richtete sich auf und stellte beide Füße auf den Boden.

»Doktor ...«

»Ah ...« Sie zog eine Augenbraue hoch.

»Wendy«, korrigierte er sich.

Sie zog die andere Augenbraue hoch.

»Die Schmerzen.«

Sie stand auf, öffnete das Fenster, um zu lüften, und ging wieder zu ihrem Stuhl. Er spürte die kalte Luft auf den Armen und seinem Gesicht. Aber nicht auf den Beinen. »Die sind gleichzeitig seelisch und

körperlich«, begann sie. »Amputierte haben das gleiche Gefühl. Sie sind in dem Sinn echt, dass Schmerz eine subjektive Erfahrung ist, und was Sie spüren, ist wie jeder andere Schmerz auch. Aber es sind Phantomschmerzen, weil Sie ihn nicht als Reaktion auf eine Stimulierung der Nervenenden spüren. Sagen Sie, wollte Ihre Frau heute nicht kommen?«

»Sie war schon da. Vor einer Weile. Morgen kommt sie wieder.« Er versuchte, sich vorzustellen, wie Penny Buffett und Wendy Weiser bei einem Grillfest oder einem Picknick der Polizeigewerkschaft miteinander plauderten. Aber es ging nicht.

Dr. Weiser nickte. »Na ja, dann eben das nächste Mal. Heute möchte ich nur mit Ihnen reden, Donnie. Wir haben schon so viele Untersuchungen gemacht, und es werden noch viele andere folgen. In den nächsten Tagen werde ich mich mit Ihnen noch genauer über die Ergebnisse unterhalten. Heute würde ich gerne über Ihre Verletzung im Allgemeinen reden.«

Er blickte zur Seite. Sie zog ihren Stuhl beiläufig näher ans Bett, so dass sie besser in seinem Blickfeld saß. Er fühlte sich gezwungen, ihrem Blick standzuhalten.

»Ich werde Ihnen erzählen, was ich als Ihre Ärztin vorhabe, und mit Ihnen darüber reden, was Sie für sich selbst tun sollten.«

»Also gut.«

»Zunächst möchte ich etwas tun, was ich nicht mit allen meinen Patienten tue«, erklärte sie. »Ich werde Ihnen sagen, was während der nächsten Monate in Ihnen vorgehen wird. So in der Art von ... wie sagt man auf der Wall Street? ... Insiderinformationen. Normalerweise behalten wir Ärzte das für uns, wenn wir mit unseren Patienten arbeiten, aber Sie scheinen mir ein Mensch zu sein, der sich ganz gut im Griff hat. Sie wirken skeptisch. Donnie, ich hatte Patienten, die mich in den ersten Monaten nach ihrem Wirbelsäulentrauma nicht mal in ihr Zimmer gelassen haben. Vasen wurden nach mir geworfen. Sehen Sie diese Narbe? Die stammt von einem Essenstablett. Ich hatte Patienten, die mich nicht wahrzunehmen schienen. Sie schauen Fernsehen, während ich mit ihnen rede. Als ob ich Luft für sie wäre. Diese Pati-

enten erkennen mich genauso wenig an wie ihre Verletzung. Sie, Donnie, sind da anders.«

»Ich kann keine Frau in einem Lederrock übersehen. Das habe ich wohl in meinen Genen oder so.«

»Ich glaube, wir werden ein großartiges Team sein.« Dann wurde sie ernst. »Bei einem Trauma wie dem Ihren gibt es verschiedene Stadien der Genesung – ich rede von emotioneller Genesung. Das Erste ist der Schock. Taubheit, emotionale Blockade. Das ist ähnlich dem, was mit dem Körper bei einer physischen Verletzung passiert. Der Schock isoliert den Patienten. Das kann bis zu zwei oder drei Wochen nach dem Unfall dauern. Ich bin überrascht, aber Sie scheinen schon aus diesem Stadium heraus zu sein. Diese Art von flotter Genesung ist selten. Ich vermute, Sie befinden sich bereits in Phase zwei, das heißt, die Realisierung dessen, was passiert ist. Sie spüren Sorge, Angst, Panik. Das ist echt ätzend.«

»Ätzend.«

»Das sagt meine Tochter immer.«

»Sie haben eine Tochter?«

»Zwölf.«

»Glaub ich nicht.«

Das übergang sie mit einem höflichen Lächeln. »Sie werden erleben, dass Sie sozusagen nicht wirklich da sind. Wir sagen dazu, dass Sie – ich zitiere – »seelisch nicht verfügbar sind.«

»Und wie würde Ihre Tochter dazu sagen?«

Dr. Weiser überlegte. »Vielleicht »weggebeamt«. Ein Selbstschutzmechanismus, weil Sie anfangen, sich entsetzlich schlecht zu fühlen. Aber bei Ihnen habe ich allen Grund, zu glauben, dass diese Phase nur von kurzer Dauer sein wird.«

Sie sprach es mit einem gerollten R aus. *Von kurrerzter Dauer*. Das hörte sich so komisch an, dass er dachte, so müsste es wahrscheinlich richtig sein. Er dachte auch, dass sich zwischen den beiden abgefahrenen Ohrringen ein sehr, sehr schlaues Gehirn befinden müsste.

»Das war also die zweite Phase«, meinte er. »Und wie wird die dritte aussehen?«

»Die nennen wir ›defensiven Rückzug‹. Sie werden glauben, dass Sie sich selbst behandeln können. Oder dass Sie dahin kommen werden, Ihre Verletzung zu akzeptieren und sich von ihr nicht weiter beunruhigen lassen. Sie werden Therapiesitzungen ausfallen lassen und alles Mögliche tun, um nicht über den Unfall nachdenken zu müssen. Ach ja, und Sie werden vielleicht zu einem unerträglichen Mistkerl. Sie werden jemanden für das, was passiert ist, die Verantwortung zuschieben. Und Sie werden voller Wut sein.«

»Ein Kind, das ich kannte, wurde einmal schwer verletzt. Wir sprangen an den Anlegetellen ins Wasser, und dieses Kind aus unserem Viertel ...«

»Das wäre wo?«

»Alton.«

»Echt?«, sagte Dr. Weiser. »Ich bin aus Wood River.«

»Ha, das Land der Lincolner in Missouri, dem Show-Me-Staat.« Buffett prustete.

»Als ich verheiratet war – er war Professor in Washington –, haben wir in Clayton gewohnt. Gott, war ich froh, als ich von dort wieder weg kam und zurück aufs Land gezogen bin ... Aber Sie haben mir gerade von einem Freund von Ihnen erzählt.«

»Das war nur ein Kind. Er sprang ins Wasser ...« Buffett überlegte, ob *sprang* das richtige Wort war. Springte? Hätte er doch nur ›tauchen‹ gesagt. »... und Sie wissen ja, wie hoch so ein Hafendamm sein kann. Er ist auf ein Brett geknallt, das er nicht gesehen hatte. Wir haben ihn gleich rausgezogen, er ist also nicht abgesoffen. Allerdings ist er blind geworden. Er ist mit dem Hinterkopf aufgeschlagen. Er hat versucht, mich zu verprügeln. Er meinte, ich hätte das Brett sehen müssen. Ein anderes Kind hat er beschuldigt, es hätte das Brett mit Absicht da hingeschoben. Irgendwann ist er weggezogen. Er kam nie zurück und hat auch nie angerufen.«

Er überlegte, worauf er mit der Geschichte hinauswollte. Er suchte ein Fazit, etwas, das er mit dem, was Dr. Weiser gesagt hatte, in Verbindung bringen konnte. Aber ihm fiel nichts ein.

»An ein solches Verhalten sind wir gewöhnt«, kam ihm Dr. Weiser

zu Hilfe. »Es gehört zur Genesung. Ich kann Ihnen da auch so eine Geschichte erzählen. Ich wuchs mit drei Brüdern auf. Manchmal brennen bei mir auch die Sicherungen durch.« Sie zog die halb gerauchte Zigarette aus ihrer Tasche und zwickte das zerdrückte Ende ab. Nachdem sie sie angezündet und dreimal inhaliert hatte, drückte sie sie auf die gleiche Weise wie vorher wieder aus und öffnete auch noch mal kurz das Fenster. »In der vierten Phase sind wir mit der Arbeit fertig. Sie werden verstehen lernen, was passiert ist. Die Verteidigungsstrategie wird zusammenbrechen, egal, ob sie aus Wut, Verleugnen oder Rationalisieren besteht, und Sie stellen sich Ihrer Verletzung.«

»Diesen Begriff habe ich noch nie verstanden. ›Sich stellen.‹ Wie ›sich befassen mit‹. Das sind Begriffe, die mir nicht viel sagen.«

»An dem Punkt sind Sie noch lange nicht, deswegen können Sie das auch nicht erwarten. Während dieser ganzen Phase werden sie anstrengende Körpertherapien über sich ergehen lassen müssen. Schließlich ... Sie schauen schon wieder so skeptisch. Hören Sie mir überhaupt zu? Und in der letzten Phase werden Sie akzeptieren, was passiert ist, und Ihr Leben so organisieren, wie es Ihrem Wesen entspricht.«

Buffett lachte wieder. »Ja, ja, dann werde ich nach der Operation Geige spielen können.«

Dr. Weisers Lächeln erstarb, und sie beugte sich vor. Einen Moment lang fühlte er sich durch den Augenkontakt völlig entmutigt, doch er war gezwungen, zurückzuschauen. Er spürte eine Spannung zwischen ihnen beiden. Seine Kopfhaut prickelte, und plötzlich fing sein Herz an zu rasen wie eine kleine Trommel.

Und er spürte einen Stich. Na ja, einen Phantomschmerz. Als er sprach, war es nicht seine eigene Stimme, die er hörte, sondern eine tiefere, reifere und ruhigere. »Doktor, ich will nicht, dass Sie denken, ich sei aufgeblasen oder so, aber ich bin jemand, der immer überlebt. Ich verliere nicht. Bei nichts. Niemals. Bei der Zulassung zur Polizeiakademie, bei der Aufnahme ins Basketballteam der Uni, ja, selbst bei meinen einsachtundsiebzig. Alles, was ich mir in den Kopf gesetzt habe, habe ich auch geschafft. Klar, was mir jetzt passiert ist, ist Scheiße. Aber ich lebe. Ich habe Freunde. Ich habe eine Familie.« Seine rech-

te Hand ballte sich zur Faust. »Und ich werde auch das hier durchstehen.«

Als Dr. Weiser sich zurücklehnte, drückten ihre grünen Augen weder Inspiration noch Vorsicht aus, sondern vollkommene Zufriedenheit. Es schien, als hätte Donnie mit seinem Monolog eine Art Prüfung bestanden. »Es wird eine wahre Freude werden, mit Ihnen zu arbeiten, Donnie.«

Sie reichten sich die Hände und vereinbarten den nächsten Termin.

Als sich die Tür schloss, atmete Donnie Buffett langsam aus und sprach leise ein kurzes Dankgebet. Wäre Weiser auch nur ein paar Zentimeter weiter nach rechts gerückt, hätte sie die Spritze gesehen, die ein unaufmerksamer Krankenpfleger auf dem Nachttischchen hatte liegen lassen, kurz bevor sie das Zimmer betreten hatte. Diese Spritze war praktisch das Einzige gewesen, an das er während des ganzen Besuchs hatte denken können. Er fasste mit seinen großen Händen an das Kopfteil des Bettes und spannte die kräftigen Armmuskeln an. Dann zog er sich zwei Zentimeter nach oben. Er brach in Schweiß aus. Noch einmal ziehen, und wieder zwei Zentimeter. Er hatte das Gefühl, als würde er das Gewicht von zehn Männern hinter sich herzerren. Dann streckte er den Arm nach der Spritze aus.

Nein, das reichte noch nicht. Es fehlten noch fünfzehn Zentimeter. Er atmete tief ein und packte noch einmal das Kopfteil. Wieder und wieder rutschte er einen Zentimeter nach oben. Ein winziges Stück fehlte noch. Er machte eine Minute Pause, wischte sich den Schweiß aus den Augen. Sein Herz pochte von der enormen Anstrengung. Donnie Buffett dachte sich, dass diese Übung gut für ihn war. Sie war perfekt. Wenn er nämlich Luft in seine Venen pumpen würde, würde sein rasendes Blut die Blasen viel schneller zu seinem Herz befördern und wie einen angeschwollenen Kolben zum Stillstand bringen. Dann würde sein ganzer Körper in denselben kalten, tiefen und immerwährenden Schlaf fallen, in dem sich seine Beine bereits befanden.

»Hallo.« John Pellam betrat das Zimmer.

Donnie zuckte zusammen und ließ etwas auf den Boden fallen. »Scheiße«, schnauzte Buffett. »Haben Sie mich erschreckt.«

»Tut mir Leid.« Pellam ging an den Blumen vorbei und blickte sich um. Dutzende Sträube, Kränze und Töpfe. Pellam überlegte, ob sich die Krankenschwestern ärgerten, wenn sie diesem ganzen Urwald frisches Wasser geben mussten.

Ein blasses, hübsches Gesicht erschien in der Tür. Pellam winkte sie herein. »Das ist Nina. Donnie Buffett.«

Sie sagte hallo.

»Hallo«, grüßte Buffett mit erstickter Stimme. Er hatte sich zur Seite gedreht und nach unten gebeugt, wo er angestrengt etwas vom Boden aufheben wollte. Sein Gesicht war rot und schweißbedeckt.

»Alles in Ordnung?« Pellam ging ums Bett herum. Ah, Buffett wollte einen Stift aufheben, der heruntergefallen war ... Nein, keinen Stift, eine Spritze.

»Moment, ich mache das schon.« Pellam bückte sich, hob die Spritze auf und ging zu einem Plastikbehälter, auf dem »Nur für gebrauchte Spritzen« stand.

»Nein«, rief Buffett.

Pellam erstarrte, und er und Nina sahen den Polizisten verwundert an.

»Ich muss mir eine Spritze setzen.«

»Sie selbst?«, fragte Nina. »Machen das eigentlich nicht die Schwestern?«

Buffett starrte einen Moment auf die Spritze, dann räusperte er sich. »Ich bin, äh, zuckerkrank. Ich kann sie mir selber geben.«

Pellam zuckte mit den Schultern. »Sie lag auf dem Boden. Ich werde eine Schwester bitten, eine saubere zu bringen.« Er ließ sie in den Behälter fallen. »Das macht mir nichts aus.«

Verzweifelt blickte Buffett auf den Abfallbehälter. Pellam streckte die Hand zum Klingelknopf aus, der an einem Kabel über dem Bett hing. »Das mache ich nachher selber«, bellte Buffett.

»Ist doch kein Problem.«

Buffett riss ihm den Klingelknopf aus der Hand. »Ich habe gesagt, ich mache es selber.«

Eine peinliche Stille entstand. Nina und Pellam fragten ihn gleichzeitig, wie es ihm gehe, und er antwortete: »Gut. Mir geht's gut.« Wieder schwiegen sie. Nina kümmerte sich um die Blumen und gab einigen frisches Wasser. Buffett war wütend darüber, sagte aber nichts. Sie schien davon nichts zu merken.

Pellam beobachtete Buffett einen Moment und dachte sich schließlich, dass er unter den gegebenen Umständen ganz gut aussah. Abgesehen von dem roten, verschwitzten Gesicht wirkte er wie ein gesunder Mann, der im Bett lag. Das einzige Anzeichen einer Krankheit: das weiße, blusenartige Nachthemd mit kleinen, hellblauen Punkten.

»Was gibt's?«, wollte Buffett wissen.

Pellam wusste nicht, wie er antworten sollte. Diese ständige Feindseligkeit hatte er nicht erwartet. Er sagte das Erste, das ihm einfiel. »Brauchen Sie was?«

»Nein. Ich komme ganz gut zurecht.« Als es wieder unangenehm still wurde, knickte Buffett ein und begann zu sprechen. »Mir wird irgendwie langweilig, wissen Sie. Ich habe einen Fernseher.« Er deutete mit einer ausladenden Geste auf das alte Gerät, als hätten es die anderen beiden noch nicht gesehen.

»Ich denke, ich bin unter anderem deswegen noch mal vorbeigekommen, weil ich das letzte Mal wütend geworden war.«

Buffett fühlte sich genötigt, sich zu entschuldigen, was er aber nicht wollte. Einen Moment lang sah er sich die leise gestellten CNN-Nachrichten an. An irgendeinem ausländischen Hafen wurden Tankschiffe entladen. Pellam fragte sich, ob dieser Polizist überhaupt noch irgendwas sagen würde. Er blickte gerade zu Nina, als Buffett sich doch zum Reden entschied. »Ich habe angefangen. Sie haben ja nur reagiert. Das alles hier ... hat mich irgendwie total durcheinander gebracht.«

»Ich habe einmal in einer Zeitschrift gelesen«, begann Nina, »in der *Glamour*, nein, in der *Mademoiselle* war's, glaube ich, dass man nach einem schweren Unfall mindestens sechs Monate lang ein ganz an-

derer Mensch wird.« Abrupt unterbrach sie sich, besorgt, dass Buffett glauben könnte, er würde ein halbes Jahr lang seelische Qualen erleiden müssen.

Aber Buffett lachte nur. »He, hab ich schweineviel Blumen gekriegt. Wenn Sie welchen wollen, greifen Sie nur zu.«

Nina schüttelte den Kopf. »O nein, das könnte ich nicht.«

Buffett schielte zu Pellam. »Und der Bürgermeister hat mich besucht. Was nicht das Gleiche ist, wie, sagen wir, wenn der Bürgermeister von Los Angeles kommt, weil unserer hier gleichzeitig eine Buick-Vertretung auf der hundertvierten Straße hat. Sie wissen schon, er ist so eine ganz andere Art von Bürgermeister.« In Buffetts Stimme schwang etwas Manisches mit. Vielleicht war er zynisch, vielleicht aber auch wirklich beeindruckt, dass der Bürgermeister ihn besucht hatte. Pellam wusste es nicht. Buffett brach das Schweigen, das wieder entstanden war. »Mir ist einfach so verdammt langweilig«, wiederholte er. »Fernsehen ist beschissen, wissen Sie das?«

»Ich habe keinen Fernseher«, erwiderte Pellam begeisterter, als er beabsichtigt hatte. »Das heißt, ich habe zwar ein Gerät, aber keinen Empfang. Das Ding brauche ich nur für den Videorekorder.«

Buffett seufzte und schaltete mit der Fernbedienung von einem Sender zum anderen. Als ein alter Film gezeigt wurde, drückte er den Ausknopf. »Ich sollte wohl ein bisschen schlafen. Ich stehe noch unter Schock. Ja, echt. Das heißt spinaler Schock. Das ist nicht so wie ein normaler Schock. Und schlafen tut gut.«

Das Drehbuch in Pellams Kopf sah vor, dass er den Polizisten um das bat, warum er gekommen war: Ob Buffett seine Kollegen fragen könnte, ob sie nicht aufhören könnten, sein Leben zu ruinieren.

Aber er konnte nicht fragen. Er überlegte, was ihn daran hinderte. Er glaubte, es war nicht die Tatsache, dass er gleich das Zimmer mit einer schönen Frau verlassen und zurück zu seiner Arbeit gehen würde. Es war auch nicht Buffetts Gesicht, das mittlerweile gar nicht mehr so gesund aussah, wie Pellam anfangs gedacht hatte – herunterhängende Mundwinkel, stechender Blick voller Angst, die er wahrscheinlich zu verbergen versuchte.

Nein, was ihn hinderte, war schlicht der Umstand, dass er stand und Buffett lag.

Mehr nicht.

»Wir gehen lieber«, sagte Pellam. »Ich wollte nur mal vorbeischauchen.«

»Ja.« Buffet nickte. »War schön, Sie zu sehen.«

»Was lesen Sie?«, fragte Pellam. »Ich bringe Ihnen das nächste Mal eine Zeitschrift mit.«

»Ich lese nicht. Mir gefällt lesen nicht.« Der Krimi, den Pellam das letzte Mal mitgebracht hatte, lag noch verpackt unter dem Nachttischchen.

»Haben Sie irgendwelche Hobbys?«

»Klar habe ich Hobbys.«

»Welche?«

Buffett ließ seinen Blick vom schwarzen Bildschirm zu dem Behälter wandern, in den Pellam die Spritze geworfen hatte. »Basketball, Softball, Jogging und Hockey. Das sind meine Hobbys.«

Unten am Empfang erinnerte sich Pellam, dass er Nina kennen gelernt hatte, als sie ihre Mutter besucht hatte. Deswegen fragte er sie, ob sie noch schnell auf einen Sprung bei ihr reinschauen wollte.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe sie schon heute Morgen besucht. Zweimal am Tag ist ein bisschen viel. Sie kann ganz lieb sein, aber ...« Sie gingen hinaus. Der Himmel hatte sich zugezogen, und es war kühl geworden. »Leben deine Eltern noch?«, fragte sie.

»Nur meine Mutter. Sie wohnt oben im Staat New York. Ich sehe sie nicht sehr oft. Nach drei Tagen geht uns der Gesprächsstoff aus.«

Nina zog einen langen Schal mit leuchtend grünen und gelben Punkten aus der Tasche. Während sie ihn sich um den Hals wickelte, beobachtete er, wie die blasse Haut unter dem zarten Stoff verschwand.

»Diese Arbeit, die du mir besorgt hast, macht mir echt Spaß«, meinte sie. »Die Leute sind alle so nett.«

»Filme zu drehen, ist auf einem bestimmten Niveau sehr angenehm. Je weiter man über die einfachen Arbeiten wie Drehortsuche oder Maske hinauskommt, desto übler wird's.«

»Das einzig Widerliche sind die Spezialeffekte. Dieses ganze falsche Blut und die Schusswunden.« Sie schloss die Augen und erschauerte. »Warum macht Mr. Sloan solche Gewaltfilme?«

»Weil viele, viele Menschen dafür bezahlen, um sie zu sehen.«

»Warum schaust du dich die ganze Zeit um?«, fragte sie auf einmal.

»Tue ich das?«

»Ja. Als ob du denkst, dich würde jemand verfolgen.«

»Nein. Bin immer bei der Arbeit. Ich suche nach Drehorten. Genau das mache ich nämlich gerade. Ich suche ein großes Feld. Und dabei brauche ich die Hilfe von jemandem, der hier lebt.«

»Ich komme aber nicht von hier. Schon vergessen? Ich bin aus Cranston.«

»Du bist aber eher von hier als ich.«

»Ist das der Grund, warum du mich mitgenommen hast?« Ein leichtes Lächeln huschte über ihre pinkfarbenen Lippen.

»Drehortsuche ist gar nicht so einfach, wie es aussieht. Ich habe das Gefühl, du bist darin ein Naturtalent.«

»Ich?«

»Ich brauche ein großes Feld neben einem Fluss. Und eine Straße, die hindurchführt. Wie würdest du vorgehen, um so was zu finden?«

»Hm, ich weiß nicht. Ich denke, ich würde einfach auf einer Straße neben einem Fluss fahren, bis ich ein Feld gefunden habe.«

»Siehst du, was ich meine? Du bist echt geboren für diese Arbeit.«

Sie lachten.

»In Ordnung. Aber ich muss um sieben zurück sein. Ich habe einen Einsatz. Siehst du, ich rede auch schon wie ihr. Einsatz. Ach, ich wollte am Set nicht fragen, aber was ist der Unterschied zwischen einem Kabelhelfer und einem Helfer?«

»Die meistgestellte Frage im Filmgeschäft. Der Kabelhelfer muss am Drehort den Kamerawagen ziehen. Helfer im Allgemeinen sind für die Ausrüstung und andere nichtelektrische Arbeiten zuständig.«

Sie gingen auf den Wagen zu.

»Noch eine Frage.«

Pellam kam ihr zuvor. »Der Beleuchter ist der erste Assistent des Oberbeleuchters.«

»Nein.« Nina warf ihm die Schlüssel zu. »Ich wollte fragen, ob du irgendwelche Casting-Sofageschichten kennst.«

Peter Crimmins war Mitglied im Ukrainian Social Club von St. Louis.

Er hätte es sich gut leisten können, dem elitären Metropolitan Club oder, obwohl er nicht von Geburt an Christ war, dem Covington Hills Country Club beizutreten. Doch dieser war der einzige Verein, dem er angehörte. Der Klub hatte seinen Sitz in einem schäbigen zweistöckigen Gebäude mit schmierigen Fenstern, das zwischen zwei leeren Grundstücken stand, auf dem junge, von Kudzu-Wein eingeschnürte Bäume wuchsen. Das einzige große Zimmer im Haus roch nach Zwiebeln, Zigarettenrauch und Schimmel und stand voller kaputter Tische und angeschlagener Stühle. Der Klub schien sich seit der Zeit seiner Gründung – 1954 – nicht mehr verändert zu haben.

An diesem Nachmittag saß Crimmins an einem Tisch mit Joshua, seinem Fahrer und Sicherheitschef. Sie tranken Tee, der in einem billigen Samowar gebraut worden war. Vier oder fünf andere Männer hielten sich im Klub auf. Sie hätten sich gerne zu Crimmins gesetzt, blieben aber lieber abseits, wenn Joshua dabei war. In Anwesenheit des Leibwächters fühlten sie sich nicht wohl. Natürlich wussten alle hier über Crimmins Bescheid. Sie hatten im *Post-Dispatch* oder in der *Ukrainian Daily News* von seinen kriminellen Aktivitäten, aber auch über seine sozialen, ethnischen und geschäftlichen Bemühungen gelesen. Letzteres interessierte sie nicht im Geringsten – jeder Blödmann konnte Geld spenden. Aber als erfolgreicher Krimineller war er höchst interessant. Sie genossen es, wenn dieser gefährliche Mensch hier war. Crimmins verlieh ihnen Status. John Gotti war in seinen Klub in Little Italy in

New York gegangen, Peter Crimmins kam hierher. Sie glaubten, dass die umliegenden Straßen wegen ihm sicherer waren.

Crimmins und Joshua tranken bereits seit zehn Minuten ihren Tee, als ein breitschultriger Mann in Jeansjacke und Jeanshose eintrat. Sein Hemd war schmutzig. Obwohl er untersetzt war, bewegte er sich mit einer gewissen Eleganz. Crimmins war mit dieser gewöhnlichen Kleidung nicht einverstanden, aber ein solcher Mann könnte Vorarbeiter oder Zimmermann sein, abgesehen von dem, wofür Crimmins ihn derzeit bezahlte.

»Tom Stettle. Mr. Crimmins«, stellte Joshua die beiden einander vor.

»Angenehm, Sir.« Stettle ließ seinen Blick von einem zum anderen wandern, bis er auf Crimmins drittem Auge, dem Muttermal, hängen blieb.

»Stettle war Ihr Name?«

»Ja«, bestätigte er. »Ja, Sir.«

»Setzen Sie sich.«

Der Samsonite-Klappstuhl knarrte unter Stettles Gewicht. Einen Moment lang herrschte Schweigen. Stettle schien sich davon nicht beeindrucken zu lassen, sondern blickte freundlich zu Crimmins hinüber.

»Hat Joshua mit Ihnen geredet?«, fragte Crimmins schließlich.

»Ja, Sir.«

Sich mit Stettle direkt zu treffen, war für Crimmins nicht gerade eine sichere Angelegenheit. Falls die Sache schiefging, würde Stettle ihn identifizieren können. Aber Crimmins sah sich die Leute gerne an, die für ihn arbeiteten. Man konnte sich besser mit jemandem unterhalten, wenn man wusste, wie er aussah. Man konnte seine Eigenarten beobachten und sie seinen Worten zuordnen. Dadurch war es leichter, zu erkennen, ob jemand die Wahrheit sagte, ob er zuverlässig war und für wie viel man ihn kaufen konnte.

»Sind Sie ihm gefolgt, diesem Pellam?«

Stettle nickte.

»Ich weiß, dass die Polizei auch hinter ihm her war. Haben Sie sonst noch jemanden gesehen? Jemanden aus Petersons Büro?«

»Ein paar. Ab und zu. Komisches Völkchen. Tun so wie »Hey, für heute haben wir das Budget zusammen, aber für morgen noch nicht.« Sie halten sich an keinem Ort länger auf als an einem anderen.«

Crimmins spürte das Verlangen, diesen Mann daran zu erinnern, dass er fünfzehntausend Dollar für seinen Auftrag bekam. Aber er sagte nichts. Eine andere Grundregel wie die, für seine Familie zu sorgen, lautete: Reiß nicht an den Zügeln, solange es nicht nötig ist.

»Bleiben Sie an ihm dran.«

»Hier auf dem Land ist es viel schwieriger. Sie wissen, was ich meine? In der Stadt sind viele Menschen unterwegs, da gibt es mehr Möglichkeiten, abzuhaufen, zum Beispiel mit dem Taxi oder der U-Bahn. Dort kann man viel schneller improvisieren.« Die gemäßigte, respektvolle Art, in der Stettle geantwortet hatte, gab Crimmins ein angenehmes Gefühl. Er freute sich, dass Stettle die Situation so offen einschätzte. Crimmins selbst hätte vermutet, dass es viel leichter war, so etwas auf dem Land zu tun.

»In Ordnung. Bleiben Sie dran. Weiß Joshua, wie er Sie erreichen kann?«

Beide Männer nickten.

»Danke, dass Sie vorbeigekommen sind. Möchten Sie einen Tee? Oder ein Stück Kuchen?«

»Nein, Sir.«

Stettle blickte sich eifrig um, als er wieder ging. Crimmins dachte, dass er die kitschige Wandvertäfelung begutachtete und sich überlegte, dass er sie besser hinbekommen hätte.

»Ist er gut?«, wollte Crimmins von Joshua wissen.

»Gut wobei?«

Crimmins vergaß, dass manche Menschen nicht so schnell dachten wie er. »Beim Schießen.«

»Darum geht's doch eigentlich gar nicht. Soweit ich weiß, hat er eine Waffe und scheut sich nicht, sie auch einzusetzen. In Maddox gibt's eine harte Strafgesetzgebung, mit der viele Jungs ihre Probleme haben. Er nicht.«

Crimmins erhob sich und schenkte sich und Joshua Tee nach.

... Elf

S'il vous plaît, est-ce que vous avez un ... Gast, Monsieur Weiler?»

Das Knacken von dreizehntausend Kilometer Kabel und Satellitenverbindung waren im Telefon zu hören.

»Non, monsieur.«

»Nun, est-ce qu'il a une réservation?«

Bei dem plötzlichen Lärm hinter seinem Rücken ließ Pellam beinahe das Telefon vor Schreck fallen. Er wirbelte herum und sah, dass eine Faust an die Scheibe der Wohnwagentür pochte. Mit einem flauen Gefühl im Magen beugte er sich vor und blickte hinaus. *Die schon wieder.* Aus einem unerfindlichen Grund konnte er sich an die Namen der FBI-Agenten leichter erinnern als an die von dem italienischen Polizisten und dessen Oststaaten-Kollegen. Bracken und Monroe.

»Moment!«, rief er. »Ich telefoniere gerade.« Wieder wurde geklopft. »Moment! Ich telefoniere mit Paris. *Répétez? S'il vous plaît ...* hat er nicht? Okay. Ich meine *merci.*«

Verdammt.

Marty Weller hatte London sechs Stunden zuvor verlassen, angeblich, um nach Paris zu fliegen. Allerdings war er nicht im Plaza Athénée abgestiegen, was er sonst immer tat – oder zumindest jedem erzählte. Pellam hatte keine Ahnung, wo Marty steckte, und er versuchte, sich wegen dem verpatzten Treffen mit Weller und Telorian nicht die Haare zu raufen.

Er legte das Telefon auf die Feststation, öffnete die Tür und nickte ernst, bat die beiden aber nicht herein.

»Einen schönen guten Tag, Sir«, grüßte Monroe.

Schweigen.

»Mr. Pellam, macht es Ihnen was aus, wenn wir hereinkommen?«, fragte Bracken, der heute weniger schäbig aussah.

»Ich glaube, es würde mir was ausmachen, ja.«

»Es wird nicht sehr lange dauern.«

»Ich bin wirklich nicht ...«, wehrte Pellam ab.

»Wir würden Ihnen nur gerne noch ein paar Fragen stellen. Unser Gespräch ...«

»Gespräch?«

»... neulich war nicht sehr produktiv.«

»Gestern Abend habe ich der Polizei in Maddox genau erzählt, was passiert ist. Zum zweiten Mal. Vielleicht auch zum dritten. Redet ihr denn nie miteinander?«

Monroe war freundlich und beharrlich wie ein Vertreter. »Wir entschuldigen uns für neulich. Wir standen unter unglaublichem Druck. Sie wissen ja, wie das ist.«

Pellam wartete noch ein paar Sekunden. »Kommen Sie rein«, forderte er sie schließlich auf.

Die beiden Agenten setzten sich auf Stühle, richteten sich aber kerzengerade auf. Die Säume ihrer hellen Hosen endeten weit oberhalb der Knöchel. Lustig, dachte Pellam, sie wirken gar nicht so lebhaft wie die Stadtpolizisten. Diese hier hatten was Anonymes.

Sie lobten, wie nett es in dem Wohnwagen sei. Bracken war voller Neid und hoffte, selbst mal einen Winnebago zu besitzen, um damit nach Minnesota fahren und Muskalunge und Hecht angeln zu können.

Bis jetzt hieß das Spiel noch »guter Polizist, guter Polizist«.

»Maddox hat leider nicht mit uns kooperiert. Denen sind die Beamten vom FBI ziemlich egal.«

Kein Wunder.

»Wir wären Ihnen wirklich dankbar, wenn Sie uns einfach nur sagen, woran Sie sich erinnern, egal, an was. Sie müssen verstehen, Mr. Pellam, Mr. Gaudias Tod bedeutet, dass zwei Jahre Arbeit auf dem Spiel stehen.«

Pellam wollte sich für ihre Freundlichkeit erkenntlich zeigen, also

erzählte er ihnen noch einmal alles. Mit allen Einzelheiten, die ihm einfielen: das Bier, der Lincoln und der Typ, der in ihn reingerannt ist; wie er sich gebückt und durchs Fenster geschaut hat; wie der Wagen weggefahren ist; und der Polizist. Pellam war schon richtig gut im Erzählen dieser Geschichte.

Die Beamten zeigten keine Regung. Sie verdrehten nicht die Augen, er wurde nicht am Revers gepackt, und es gingen keine Scheiben zu Bruch. Sie nickten nur und beschwerten sich nicht. Und sie nannten ihn auch nicht LMAA. Sie stellten nur Fragen.

Schließlich wurde Pellam bewusst, dass sie schon eine Stunde hier beieinander saßen. Ihm wurde langweilig. Er kam sich vor wie ein Hecht, der am Haken zappelte. Beinahe hätte er Bracken, diesem Angler, seinen Vergleich mitgeteilt.

»Erzählen Sie den Vorgang doch noch einmal ... nur noch einmal. Ich verspreche Ihnen, nur ein Mal.«

»Gut. Einmal noch.« Und Pellam erzählte die Geschichte von vorne.

Monroe schrieb sie auf. Pellam fragte sich, wie viel sie verdienten und wie viel Steuergelder verpulvert wurden, um so einen Vorfall zu protokollieren, bei dem es nur darum ging, dass die Autoscheibe gespiegelt hatte.

Dann stellten sie Fragen, die nichts mit dem Mord zu tun zu haben schienen. Warum hatte er so viel Bier geholt? Ob er nicht von diesem Pokerspiel erzählen wolle? Ob er wisse, wer Vincent Gaudia war? Hatte er den Polizisten schon vorher mal gesehen?

»Nein.«

»Stimmt es, dass Sie dem Polizisten kurz vor der Schießerei etwas gegeben haben?«

»Äh, ja, das habe ich«, antwortete Pellam.

»Sie haben überrascht gewirkt. Warum waren Sie überrascht?«

»Als ich ihm die Tüte gegeben habe?«

»Nein. Gerade eben. Als wir die Sache erwähnt haben.«

»Ja, ich dachte nicht, dass jemand wusste, dass ich ihm was gegeben habe.«

Sie zogen die Augenbrauen hoch. »Und was war das?«

»Sie glauben, es war Bestechung?«

»Wir würden nur gerne wissen, was es war.«

»Es war ein Doughnut.«

»Ein Doughnut?«

»Vollkorn«, erklärte Pellam. »Ich dachte, das sei gesünder.«

»Ja, Sir.«

Weitere Fragen wurden gestellt und beantwortet, eine weitere halbe Stunde verging.

»Hatte der Fahrer einen Becherhalter im Auto?«, wollte Bracken wissen.

»Meinen Sie das ernst?«, fragte Pellam zurück und blickte auf seine Uhr.

Sie erhoben sich gleichzeitig, als ob sein Nein auf ihre letzte Frage – »Haben Sie Vince Gaudia gekannt, bevor er getötet wurde?« – das Stichwort war.

Er brachte sie zur Tür. Sie dankten ihm für seine Zeit, doch Bracken drehte sich noch einmal zu ihm um. »Sie dachten nicht etwa daran, die Stadt bald zu verlassen, oder, Sir?«

In seiner Stimme schwang etwas mit. Er war noch kein böser Polizist, aber ein Guter war er auch nicht mehr. »Ich bleibe, bis die Dreharbeiten beendet sind. Aber ...«

»Wie lange wird das noch dauern?«

»Eine Woche, höchstens.«

»Nun, Sie sollten wissen, dass wir einen Geheimdienstbericht vorliegen haben, laut dem Peter Crimmins, der Hauptverdächtige im Mordfall Gaudia, mit Kontaktpersonen außerhalb des Staats gesprochen hat. Chicago, glauben wir.«

Pellam wusste nicht, was er von dieser Information halten sollte.

»Das passiert oft, wenn ein Bandenchef jemanden für die harte Arbeit anheuert«, fuhr Bracken fort. »Jemanden vom Ort nehmen sie dafür nicht gerne.«

»Oh.«

»Das sage ich nur, damit Sie vorsichtig sind.«

»Genau. Na ja, ich weiß es sehr zu schätzen, dass Sie mir das sagen.«

Als sie zur Tür hinausgingen, dankte Monroe ihm noch einmal. »Wissen Sie, Sir«, fügte er dann hinzu, »wir haben Männer an allen Flughäfen hier in der Gegend.«

»Allen Flughäfen?«

»Auch in Amtrak.«

Als sie endlich fort waren, wusste Pellam immer noch nicht, ob sie nach Auftragsmördern suchten oder ihm rieten, lieber mit dem Greyhound zu fahren, falls er vorhaben sollte, dem langen Arm des Gesetzes zu entkommen.

Die Krankenschwester bemerkte seinen blutigen Daumennagel.

»Was?«, fragte sie. »Wasissdas?«

Sie war eine kleine, breit gebaute Philippinin. Sie hatte freundliche Augen, aber der dünne Schnurrbart und die breiten lila Lippen ließen ihr Gesicht schmutzig und damit irgendwie grausam oder im besten Fall ausdruckslos aussehen.

Sie zog zwei durchsichtige Plastikhandschuhe von einer Rolle, schob die Hände hinein, nahm Donnies Hand und begutachte den roten Fleck voller Abscheu.

»Ich habe kein AIDS.« Er zog ein Gesicht.

Sie hielt seine Hand fest in der ihren und drehte sie, um die Finger zu untersuchen. Du meine Güte, war die stark. Sie strömte einen fleischigen Geruch aus.

»Wo tun Sie es?«

»Was meinen Sie damit?«

»Wo stechen Sie sich?«

Ruckartig riss sie die Bettdecke fort und begann in der Mitte seiner Schenkel zu suchen, arbeitete sich langsam nach oben, drehte ihn und schob seine tauben Beine hin und her. Buffett kam sich vor wie ein Klumpen Teig. Wie Brotteig, der geknetet wird. Am liebsten hätte er geweint.

»Bei mir ist alles in Ordnung. Könnten Sie mich bitte einfach in Ruhe lassen?«

»Sie machen es nur schlimmer. Ihr Leute macht es nur schlimmer.«

Finger, die er nicht spürte, tasteten über seine Haut. Er schloss die Augen. Er machte einen Test und versuchte, trotz dieser Erniedrigung und Qual die Finger zu spüren. Er dachte, er wüsste, wo sie gerade suchte, doch als er die Augen öffnete, waren ihre Hände weit von dort entfernt, wo er sie sich vorgestellt hatte. Er spürte überhaupt nichts ...

Dann entdeckte sie das Kleenex, das er in seine Boxershorts gesteckt hatte. Sie zog es heraus, dieses von dunklem Blut fleckige, zerknäulte Stück Papier. Buffett wurde rot. Schweißperlen bildeten sich auf seinem Gesicht.

Die Krankenschwester presste ihre grausamen oder ausdruckslosen Lippen aufeinander, warf das Kleenex in einen Abfalleimer, beugte sich vor, schob sein Schamhaar auseinander und betrachtete die kleine Wunde neben seinem Penis. Sie war nicht lang oder tief, hatte aber stark geblutet. Die Haare waren verklebt, und auf dem Katheder befand sich ein roter Fleck.

Die Krankenschwester seufzte und griff zu einer kurzen, glänzenden Schere, um die dichten Haare abzuschneiden. Dann wusch sie die Wunde und legte Gaze darüber, die sie mit Pflaster festklebte. Ihre Handschuhe warf sie ebenfalls in den Abfalleimer.

»Es tut mir Leid«, entschuldigte er sich. »Ich wollte nur ...«

Verständnisvoll senkte sie ihre dunklen Lider. »Sie wollten probieren, ob Sie noch was spüren.« Sie schnalzte mit der Zunge. »Menschen wie Sie ... Sie machen es noch schlimmer. Sie machen jedem die Arbeit schwerer.«

Buffett blickte ihr hinterher, als sie ging. Dann wanderte sein Blick zum Abfallbehälter, in den Pellam seine wertvolle Spritze geworfen hatte, und von dort hinauf zum dunklen Fernsehbildschirm. Seine Hände lagen in seinem leblosen Schoß, während er an die Decke starrte und auf Tränen wartete, die nicht kommen wollten. Schließlich griff er hinauf und riss wütend an einem Springseil, das über einer Stange über seinem Bett hing. Nachdem Buffett den ganzen Vormittag – von sieben bis zwölf Uhr – bei Untersuchungen verbracht hatte, hatte er einen Krankenpfleger gebeten, ein Seil über die Stange zu wickeln, da-

mit er seine Arme trainieren konnte. Er hatte die Griffe umklammert und sich hinaufgezogen, hatte zuerst mehr Kraft in den linken Arm, dann in den rechten gelegt. Der Krankenpfleger hatte bewundernd zugeschaut. »O Mann, beim Armdrücken würde ich ganz bestimmt verlieren.«

Jetzt begann Buffett wieder mit seinen Übungen. Er zählte von sechzig abwärts. Er zählte bei Übungen immer rückwärts, weil es schwerer war aufzuhören, wenn die Null das Ziel war.

Achtundfünfzig, siebenundfünfzig, sechsundfünfzig ...

Das Schlimmste war, aufzuhören, bevor das Ziel erreicht war. Dann würde etwas ganz Schreckliches passieren.

Zum Beispiel, dass man von panischer Angst gepackt wird.

Siebenundvierzig, sechsundvierzig, fünfundvierzig ...

Er schwitzte.

Zieh, zieh, zieh.

Bei dreiunddreißig betrat Wendy Weiser das Zimmer.

»Hallo Donnie.«

»Na, Doktor?«

»Wie geht's Ihnen heute?«

»Ganz anständig.« Buffett bemühte sich um ein anständiges Lächeln.

Phantomschmerzen, Phantomlächeln. Ist doch gut, oder?

Sie zog in der Art, wie sie es immer tat, einen Stuhl ans Bett und ließ sich darauf fallen, als würde sie sich auf den Schoß ihres Freundes setzen. Donnie fand diese Art entzückend. Er war sich zwar nicht sicher, ob das Wort passte oder wie sich jemand entzückend hinsetzen konnte, aber es war das Wort, das ihm einfiel. Er war jetzt zwei oder drei Tage hier und hatte schon fünf Mal von ihr geträumt. Manchmal, wenn er wach war, stellte er sie sich vor, wie sie sich hinsetzte, wie sie ihre Beine leicht gespreizt hielt, wie sie leicht gekrümmt dasaß, was die Form ihrer Brüste besser zur Geltung brachte, wie ihre Strumpfhose knisterte, wie ihr Arztkittel Falten warf ... An diesem Punkt ließ er seine Phantasien immer enden.

Dr. Weiser war die Einzige, wegen der er sich bei einem Selbstmord

Sorgen machte. Er hoffte, dass nicht sie es wäre, die seine Leiche finden würde.

»Möchten Sie was zu trinken?«

»Scotch. Glenfiddich. Zwölf Jahre alt. Pur.«

Der schnippische Donnie mit seinen schnippischen Witzen.

»O-Saft?«

»Ich passe.«

Sie öffnete seine Krankenakte. »Ah ja, wir haben Sie in den nächsten Tagen für weitere Untersuchungen vorgemerkt. Es gibt immer noch nicht viel zu berichten. Ein spinaler Schock klingt nur langsam ab.«

Schließlich zog und drückte Weiser auf ihm herum und führte die gleichen Nerventests durch wie Gould ein paar Tage zuvor. Als er seine Nase berühren musste, sagte sie »gut«, in derselben Art wie Gould. Er wünschte sich, dass ihr »gut« mehr bedeutete als das von Gould, aber das tat es nicht. Sie notierte etwas in der Akte, setzte sich wieder und zündete sich eine Zigarette an.

»Sie haben sich selbst eine Schnittwunde zugefügt«, stellte sie fest.

Er nickte, mied aber ihren Blick und schob einen herunterhängenden Griff seines Seils zur Seite.

»Ich ...« Weiter wusste er nicht.

»Ich weiß, wie sehr Sie daran interessiert sind, herauszufinden, wie es um Ihre Genesung steht«, sagte sie freundlich. »Aber solange der Schock noch nicht abgeklungen ist, werden Sie sich höchstens selbst verletzen, wenn Sie so was Ähnliches noch mal tun. Sie können sich eine schlimme Infektion zuziehen. Krankenhäuser sind schmutzig. Sie sind voller Bakterien.«

»Blutvergiftung«, flüsterte Donnie verzweifelt.

»Blutvergiftung.« Schweigend beobachtete sie ihn, bis sie fortfuhr: »Sie möchten wissen, wie das mit dem Sex ist.«

»Ich möchte ...« Er nickte. »Ich wollte sehen, ob ich irgendwas spüre«, gestand er schließlich. »Da unten.«

Sie meinte, dass es noch zu früh sei, um das herauszufinden. Doch sie war bereit, ihm ein paar Dinge zu erklären. »Im Moment habe ich nicht viel Zeit, weil ich für ein paar Tage wegfahre.«

Ihm wurde ganz anders. Sie verließ ihn.

Zumindest die panische Angst freute sich über diese Nachricht und griff gnadenlos nach Buffett, der heftig schwitzte und sich an das Springseil klammerte.

»Wohin fahren Sie?«, erkundigte er sich, um seine Gedanken von der Angst abzulenken.

»Ich habe ein Haus am Lake of the Ozarks.«

»Sind Sie verheiratet?«

»Geschieden.«

Er erinnerte sich, dass sie das schon erwähnt hatte.

»Ich habe einen Freund«, fügte Dr. Weiser hinzu.

»Ich bin auch schon ein paarmal dorthin gefahren. Pferde. Viele Pferde, ich erinnere mich ... Und Bäume.« Vage Erinnerungen, bevor sie wieder verflogen.

»Leider gibt es keine knappen Antworten auf die Frage nach den sexuellen Aspekten bei einem Wirbelsäulentrauma.«

»Aspekt«. Ihr Ärzte verwendet komische Wörter.« Für einen Moment bekam seine Fassade Risse. Einen Moment stockte Dr. Weiser, als sie den Funken Wut in seinem Gesicht bemerkte. Dann kehrte sein Lächeln zurück.

»Sie machen sich große Sorgen darüber?«

»Was kann ich denn sonst machen?« Er grinste. »Ich starre den ganzen Tag auf Vanna Whites Titten.«

Dr. Weiser lachte. »Wir wissen aufgrund der Stelle und der Art des Traumas, dass Sie nicht wieder laufen werden können, Donnie. Zumindest nach dem heutigen Stand der Erkenntnisse nicht. Aber sexuelle Dysfunktion ist im gegenwärtigen Stadium Ihrer Genesung noch eine offene Frage.«

Dis Funktion, das Funktion ...

Buffett war schwer enttäuscht von ihr. Sie verarschte ihn. Partnerschaft? Ein gutes Team? Totaler Quatsch.

»Selbst im schlimmsten Fall können wir noch viel tun.«

Während sie sprach, schweiften seine Gedanken ab. Wie oft würde sie dort in ihrem Ferienhaus mit ihrem Freund vögeln? Würde sie

ihm von Buffett erzählen? Würde sie unter ihm liegen und ihm zuflüstern, dass sie den Vormittag mit einem Eunuchen verbracht und über Schwänze geredet hatte? Würden ihre Worte dafür sorgen, dass ihr Freund härter zustieß?

»... muss man zwei Arten unterscheiden: erstens, den Geschlechtsakt, und zweitens, die Zeugung von Kindern ... Also, ein Mann ...«

Vielleicht schlief sie vier oder fünf Mal in der Woche mit ihrem Freund. Vielleicht erzitterte ihr ganzer Körper bei einem Orgasmus, vielleicht nahm sie ihn auch in den Mund ...

»... zwei Arten von Erektionen: die reflexogene und die psychogene. Die reflexogene Erektion erfolgt durch Stimulierung der Genitalien, also vorrangig des Penis', aber auch der Prostata oder der Blase. Bei einer solchen Art von Erektion ist das Gehirn nicht beteiligt.«

Pling. Schweißtropfen schienen durch Buffetts Haut hervorzuplatzen.

Panische Angst nahm ihn in die Zange.

Seine Achselhöhlen juckten, er spürte Schweiß an Stellen, an denen er noch nie geschwitzt hatte – auf den Wangen, in den Ohren, auf dem Handrücken. Allmächtiger, sogar seine Handgelenke schwitzten! Als ob die Feuchtigkeit aus seinem entstellten Körper entwich, aus ihm floh.

»Reflexogen heißt zum Beispiel, wenn Sie morgens mit einer Erektion aufwachen. Psychogen ist die Art von Erektion, die durch Phantasie und visuelle Reize entsteht – Gedanken, die uns anmachen.«

Weiser unterbrach ihre Ausführungen. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte sie.

»Heiß hier drin.«

Als sie aufstand und das Fenster öffnete, kehrt sie ihm den Rücken zu. Der Seidenrock umspannte ihren Hintern, so dass sich die Ränder ihres Höschens abzeichneten.

Donnie schluckte.

Sie setzte sich wieder, zündete eine Zigarette an, nahm drei tiefe Züge und drückte sie wieder aus.

»Ich werde Sie dahingehend untersuchen. Wir werden herausfinden,

ob Ihre Verletzung das untere oder obere motorische Neuron betrifft. Ist bei Ihnen das obere geschädigt, werden Sie in der Lage sein, reflexogene Erektionen zu erleben ...«

Wovon redet sie überhaupt?

»Wenn das untere Neuron geschädigt ist, heißt das, dass Ihre sexuelle Aktivität, wie wir es nennen, areflexiv abläuft ...«

»Psychogen?« Buffet versuchte, sich zu konzentrieren. Er hasste solche Wörter, hochtrabende Wörter, die nur Ärzte verwendeten. Seine panische Angst verschlang sie. Sie verliehen seiner panischen Angst Kraft – ha, die panische Angst bekam einen Steifen! Sie wühlte ihn auf und überdeckte seinen Schmerz, den Phantomschmerz, den verräterischen Schmerz, und rutschte in seinen Bauch. Von dort bewegte sie sich hinauf in seinen Brustkorb. Buffett biss die Zähne zusammen und spannte die Bauchmuskeln an, um zu verhindern, dass die panische Angst in sein Herz floss, wo sie ihn töten würde.

Den Blick auf sie gerichtet, zerrte er am Springseil. Ein Ringkampf mit der panischen Angst.

»Es gibt vier Möglichkeiten. Sie können vollständig oder unvollständig reflexiv oder vollständig oder unvollständig areflexiv reagieren. Die schlimmste Form ist die vollständig areflexive, die heißt, dass ein Patient weder auf Reflexe noch auf Vorstellungen reagiert.«

Hier liegt also Donnie Buffett zwei Meter entfernt von einer wunderschönen Frau mit funkelnden, grünen Augen, die ihm etwas von steifen Schwänzen erzählt ... Er blickte hinab zu dem kleinen, reglosen Hügel in seinem Schoß und spürte, wie sich die panische Angst einen Zentimeter weiter zu seinem Herz vorarbeitete.

»Bei einer Schussverletzung ist die Wirbelsäule normalerweise nicht vollständig geschädigt. Bei den areflexiven Patienten mit unvollständigen Schädigungen können drei Viertel Geschlechtsverkehr ausüben, und mehr als die Hälfte ejakulieren und haben einen Orgasmus.«

Aber zu diesen werde ich nicht gehören. Eine Frau in einem engen Lederrock erzählt mir vom Abspritzen, und ich spüre nicht einmal das leiseste Kitzeln ...

»Vielleicht ist es nicht notwendig – und wahrscheinlich wird es das

auch nicht werden –, aber es könnte sein, dass Sie eine Prothese in Betracht ziehen.«

Buffett dachte, sie meinte ein künstliches Bein.

»... Es gibt verschiedene Arten von Penisimplantaten.«

Die panische Angst hatte wirklich ihren Spaß daran, genoss es, wand sich und kroch seinen Rücken hinauf. Überall war Schweiß. Buffett schluckte.

»Ja, und was die Zeugung von Kindern angeht, führt eine Wirbelsäulenverletzung gewöhnlich zu einer verminderten Anzahl von Spermien, aber auch viele Menschen ohne eine solche Verletzung haben Probleme, Kinder zu bekommen, und es gibt eine Reihe von Techniken ...«

Einen Sohn? Wie wär's mit einem Sohn?

Und das war's – peng, die panische Angst hatte ihn vollständig erfasst.

Donnie Buffett schüttelte sich wie eine Antilope im Maul eines Löwen.

Dr. Weiser kniff die Augen leicht zusammen, als sie den Schweiß aus seinem Gesicht wischte. »Donnie ...«

Er blickte sie an und schluckte. »Tut mir Leid.« Er klopfte auf seine Schulter. »Ich habe immer noch tierische Schmerzen. Sie wissen schon, hier, wo ich angeschossen wurde. Manchmal ist das echt höllisch.«

»Möchten Sie was dagegen nehmen?«

»Nein, es sticht nur manchmal. Dann schwitze ich wie ein Schwein. Erzählen Sie weiter.« Ein Lächeln. »Bitte.«

Das konnte er nur sagen, weil er tot war. Die Klauen der panischen Angst hatte sein Herz zerfetzt. Er war auf dem Weg ins Jenseits. Und höflich wie eine Leiche bei der Totenwache.

Sie fuhr noch ein paar Minuten fort, dann kam sie zum Schluss und munterte ihn noch mit irgendeiner schnippischen Bemerkung auf. Er nickte, hatte aber keine Ahnung, was sie gesagt hatte. Sie meinte, es tue ihr Leid, dass sie gehen müsse. Sie würden bald wieder miteinander reden. Er dankte ihr. Blickte ihr direkt in die Augen und sagte: »Das war wirklich beruhigend. Ich bin Ihnen sehr dankbar.« Sie schüttelten sich die Hände, Buffett wünschte ihr ein schönes Wochenende.

Als sie fort war, griff er zum Telefon und rief Bob Gianno vom Polizeirevier Maddox an. Eine Weile redeten sie über alles und nichts, bis Buffett es nicht mehr aushielt und Gianno um eine Telefonnummer bat. Nach einem kurzen Schweigen erhielt er sie. Er prägte sie sich ein. »Ist das eine von diesen Mobilfunknummern?«, fragte er.

»Ja, damit erreichst du ihn in seinem Winnebago.«

»Aber ich kann ganz normal anrufen?«

»Ja, mehr brauchst du nicht zu tun.«

... Zwölf

Durch seine geschlossenen Lider hindurch bemerkte Donnie Buffett einen Schatten über sich. Er hoffte, dass es nicht Penny war.

Ganz besonders hoffte er, dass es nicht ihre Eltern waren.

Wenn es die Krankenschwester war, um den Urinbeutel zu wechseln, wäre das in Ordnung.

Wenn sie den Katheder wechseln wollte, wäre es das schon nicht mehr.

Er freute sich, dass es John Pellam war.

»Hey, Häuptling, Sie sind's«, grüßte er ihn.

Pellam nickte und betrat das Zimmer.

»Sie haben ja noch mehr Blumen bekommen. Sieht aus wie in einer Gärtnerei.«

»Ja. Ich mag Blumen gar nicht so sehr, wissen Sie. Sie hat gesagt, sie wollte keine, Ihre Freundin. Aber Sie müssen ihr welche mitbringen. Wie hieß sie noch mal? Sagen Sie ihr, Sie hätten sie gekauft.«

»Ich bin froh, dass Sie angerufen haben. Ich wollte sowieso vorbeikommen.«

Buffett deutete auf einen Stuhl. »Warum? Haben Sie Lust, sich noch mehr Beleidigungen anzuhören?«

Pellam lachte.

»Ich hatte ein richtig schlechtes Gefühl, wissen Sie. Ich war ein richtiger Arsch.«

»Kein Problem«, Pellam winkte ab.

»Ich drehte irgendwie durch. Ich wollte nicht ...«

»Ich verstehe das. Geht's Ihnen so weit gut?«

Buffett nickte und lachte. »Mir geht's gut. Ich habe mich dem verweigert, was mir zugestoßen ist. Wenn man sich damit abfindet, geht's einem besser.«

»Gut.«

»Eine kleine Therapie. Ich bekomme einen Rollstuhl. Es gibt eine Menge Gesetze. Rollstuhlgerechte Zugänge. Wenn man zum Spiel von den Cardinals geht, müssen Rampen da sein. Man kommt praktisch überall hin.«

»Ich habe gesehen, dass es Sport gibt für ... Sie wissen schon.« Pellam zögerte, vielleicht weil er nicht wusste, ob er »Querschnittsgelähmte« oder »Behinderte« sagen sollte. »Rollstuhlsport«, sagte er stattdessen. »Ich habe das mal bei so einem Sportsender gesehen.«

»Ja, Basketball. Rollstuhlbasketball. Und manche fahren sogar Marathon. Ich denke, es gibt sogar Abfahrtsrennen. O Mann, und das mir – ich mache beim Marathon mit und sitze dabei auf dem Arsch. Hey, wollen Sie was zu essen?«

»Tausend Dank. Krankenhausessen?«

»Nein, ich habe echt leckeres Zeug hier. Chips mit Soße. Und Kekse.«

Pellam schüttelte den Kopf. Buffett aß einen halben Keks und blickte einen Moment in die Zellophantüte. Dann drehte er das Ende der Tüte fest zu und legte sie auf ein Tablett.

Pellam machte eine Spritztour durchs Gewächshaus am Fenster. »Wie lange sind Sie schon bei der Truppe?«, fragte er.

»Fast sieben Jahre.«

»Sagen Sie das so? Truppe?«

»Klar kann man das so sagen.«

»Und Sie sind Streife gelaufen, wie in alten Tagen?«

»Einige Viertel sind nicht mehr so gut. Maddox ist echt vor die Hunde gegangen. Sie machen also Filme?«

»Ich nicht. Ich suche nur die Drehorte.«

»Wie sind Sie dazu gekommen?«

»Wie die Jungfrau zum Kind, denke ich. Ich reise gerne.«

»Treffen Sie irgendwelche Hollywood-Bienen? Ach, ganz bestimmt, hä?«

»Da halte ich mich lieber raus. Das gehört nicht zu meinem Revier, ehrlich.«

»Warum sind Sie dann beim Film?«

»Warum sind Sie Polizist?«

Buffett zuckte mit den Schultern.

»Oh, hab ich vergessen.« Pellam hob die fleckige Tasche hoch, die er mitgebracht hatte. »Da ist Bier drin. Können Sie eins trinken?«

»Verdammt, klar kann ich eins trinken.«

Pellam setzte sich auf den stabilen grauen Stuhl. Sie öffneten zwei Dosen und tranken. »Wissen Sie«, sagte Buffett schließlich, »diese Jungs, mit denen ich zusammenarbeite – einige sind echt fiese Typen, aber wenn sie mich besuchen kommen, verwandeln sie sich in zahme Kätzchen. Sie bringen mir Blumen mit. Sie bringen mir Zeitschriften mit. Aber keiner hat mir ein Bier gebracht. Viele von den Jungs kommen gar nicht. Ich denke, sie würden nervös werden oder so, wenn sie mich sehen müssten, weil sie nicht wüssten, was sie sagen sollen.«

Pellam stand auf und ließ zwei volle Dosen in den Wasserkrug neben dem Bett gleiten. Dann füllte er ihn mit kaltem Wasser. Der Dekkel ließ sich nicht ganz schließen. »Wenn die Krankenschwester nicht ganz da ist, kommen Sie damit vielleicht durch.«

»Vielen Dank, Häuptling.«

Pellam nippte an seinem Bier. »Ich denke, ich wollte das schon letztes Mal sagen, aber Sie haben ziemlich griesgrämig dreingeschaut, deswegen habe ich mich zurückgehalten.«

»Was sagen?«

»Ich werde richtiggehend schikaniert. Ihre Kumpel – und jetzt auch das FBI – rücken mir immer mehr auf die Pelle. Sie waren am Set, das

bringt den Drehplan durcheinander. Ich mache mir Sorgen um meine Arbeit. Das kann ich mir im Moment nicht leisten.«

Buffett zuckte mit den Schultern. »Wenn Sie nichts gesehen haben, dann haben Sie nichts gesehen.«

»Ja, aber die haben da eine ganz andere Einstellung, und sie sind total aufdringlich. Das FBI droht, die Steuer- und die gesamten Firmenunterlagen unter die Lupe zu nehmen.« Pellam hob hilflos die Hände.

»Oh, die FBIler waren schon immer Ärsche«, meinte Buffett, als würde er etwas ebenso Grundlegendes wie Ernstes erklären. Dann nickte er. »Ron Peterson, der Staatsanwalt, ist ein Fanatiker.« Er erzählte von Gaudia und Crimmins und dem Sechzig-Minuten-Programm. »Peterson wird sich diesen Crimmins vorknöpfen, und nichts auf der Welt wird ihn aufhalten.«

»Ich möchte ja helfen«, fuhr Pellam fort. »Ich will kein LMAA sein, aber ...«

Buffetts Augen funkelten, dann begann er zu lachen.

»Was ist denn so lustig?« Pellam ärgerte sich.

»Jemand hat Sie LMAA genannt?«

»Ihre Freunde. Die Detectives.«

»Gianno und Hagedorn.« Buffett lachte wieder. »Und niemand hat Ihnen gesagt, was das bedeutet?«

»Sie haben gemeint, das bedeutet nicht kooperierender Zeuge.«

»Pellam, einem Polizisten dürfen Sie nur die Hälfte glauben. Das heißt ›Leck mich am Arsch‹.«

»Sehr lustig. Ha, ha, sehr lustig.«

Buffett konnte nicht aufhören zu lachen.

Es dauerte aber nicht lange, bis sich Pellams Mundwinkel nach oben zogen und er ebenfalls laut loslachte. »LMAA. Das ist gut, muss ich schon zugeben.«

»Hören Sie, Pellam, ich habe da eine Sache für Sie. Ich möchte, dass Sie mir einen Gefallen tun. Wenn Sie das tun, dann sage ich meinen Kollegen, Sie sollen Sie in Ruhe lassen. Beim FBI kann ich nichts ausrichten, aber die Polizei von Maddox hört auf mich.«

»Das würden Sie tun?«

»Sie haben mein Wort.«

»Und was muss ich tun für diesen Gefallen?«

»Nichts Kompliziertes. Sie müssen etwas bei mir zu Hause holen.«

»Ich?«

»Wenn's Ihnen nichts ausmacht.«

»Nein, ich denke nicht.« Buffett bemerkte, dass Pellams Augen zu Buffetts Ehering huschten. »Warum kann Ihre Frau das nicht mitbringen, wenn sie zu Besuch kommt?«, fragte er.

»Hm, na ja«, meinte Buffett, der seinen entschlossenen, vergnügten Blick von Pellams Gesicht zum verschwommenen Bild des Fernsehers wandern ließ, »sie würde sich nur aufregen.«

Das kleine Viertel mit Bungalows auf handtuchgroßen Rasenflächen lag nur fünf Minuten vom Zentrum entfernt. Sowohl die dunklen Backsteinhäuser als auch das Gras waren gut gepflegt. Freundlich. Pellam glaubte, dass er durch diese Straße bereits gekommen war, als er nach dem perfekten Bungalow für Tony Sloan gesucht hatte. Über allem hing der Verkehrslärm von der nahe gelegenen Schnellstraße, und über den Gärten schwebte gelber Rauch aus einem halben Dutzend gemauerter Schornsteine.

Pellam stieg von seiner Yamaha. Vor dem Haus blieb er stehen und prüfte die Adresse. In der Einfahrt parkte ein weißer Nissan, dahinter ein brauner Mercury Kombi mit Kennzeichen aus Illinois.

In dem kleinen Vorgarten standen die Überreste von Pflanzen. Stängel. Kahl. Pellam kannte sich mit Gärten nicht aus, aber wenn er hier wohnen würde, hätte er ein paar immergrüne Büsche gepflanzt. Er ging den gewundenen Weg bis zur kleinen Veranda entlang. Etwas fiel ihm noch auf: Hier standen keine Dreiräder oder andere Spielsachen herum wie vor den Nachbarhäusern.

Er drückte auf die Klingel. Nichts. Er öffnete die Fliegentür und benutzte den großen Messingklopper. Einen Moment später wurde die Tür geöffnet. Vor ihm stand eine dünne Frau mit dunklem Haar und

länglichem Gesicht. Zurückhaltend und nichts sagend. Ende zwanzig. Makellose Haut. Jedesmal, wenn er zur Seite blickte, hatte er vergessen, wie sie aussah.

»Mrs. Buffett?«

»Ja?« Sie hielt die Tür nur so weit auf, wie es die dicke Messingkette zuließ. Ein furchtbar süßlicher Geruch – vielleicht Lufterfrischer oder billiges Parfüm – strömte ihm entgegen.

»Ich bin John Pellam.«

Sie blinzelte. Dann hatte sie verstanden. »Ja ja ja. Donnie hat gesagt, dass Sie vorbeikommen würden.« Ein förmliches Lächeln. Sie stellte sich nicht mit Vornamen vor, aber Buffett hatte gesagt, sie hieße Penny.

»Ich soll ein paar Sachen abholen.«

»Das hat er gesagt.«

Die Tür ging zu und ohne Kette wieder auf. Sie winkte ihn herein. Er sah zwei andere Personen. Ihre Eltern, vermutete er. Die Frau sah aus, wie Penny in zwanzig Jahren aussehen würde: dünn, weiße Haare, wunderschöne Haut. Und sehr zurückhaltend. Pennys Vater war Ende fünfzig, unter seinem pinkfarbenem Hemd wölbte sich der Wanst eines Geschäftsmanns. Beide blickten Pellam entgegen. Er stellte sich selbst vor. »Stan Brickell«, antwortete der Mann. »Ich bin Pennys Vater. Das ist meine Frau Ruth.« Die Frau nickte.

Ihm fiel ein, dass sie, wenn er ›tut mir Leid‹ sagen würde, denken könnten, Buffett sei gestorben, deswegen fragte er: »Wohnen Sie hier in der Gegend?«

»Carbondale.«

Pellam nickte. »Ich war vor einer Stunde bei ihm. Bei Donnie. Er hat ziemlich gut ausgesehen.«

»Sind Sie mit ihm bei der Truppe?«

»Ich bin ein Freund.«

»Donnie hat Sie ein paar Mal erwähnt«, meinte Penny.

Ach ja?

»Was sollen Sie abholen?«

»Ein paar Formulare fürs Büro.«

»Die hätte ich ihm doch auch bringen können«, sagte Penny.

»Ich soll sie zum Gericht bringen, und da wäre es ziemlich gruselig, hat Donnie gesagt.« Das war die Lüge, die Buffett ihm eingetrichtert hatte.

»Das hätte mir nichts ausgemacht. Wenn er gewollt hätte, dass ich sie dorthin bringe, hätte ich das gemacht.« Das sagte sie mit so viel Ernst, wie ein Mensch nur aufbringen konnte.

Erst jetzt bemerkte Pellam die brennende Kerze. Ein komisches Ding. Rot, dick, fast einen Meter hoch mit daran befestigten Zetteln. Sie brannte schon eine ganze Weile. In dem weichen Wachs auf dem schwarzen Unterteller, auf dem sie stand, steckten zwei Räucherstäbchen. Deswegen stank es hier so. Sandelholz oder so was. Es erinnerte ihn an die Highschool – Schwarzlicht, Jefferson Airplane, Friedenssymbole, die wirklich Friedenssymbole, und Batikklamotten, die nicht nostalgisch, sondern modisch waren.

Pellam sah sich im Wohnzimmer um. Die Kerze war ein Hinweis, aber keine Vorbereitung auf die zahlreichen Bilder, Statuen und Symbole. Alles religiös, zumeist irgendwie primitiv. Pellam überlegte, ob Penny die Sachen selbst gemacht hatte: Bilder von afrikanischen Eingeborenen, dünne, schwarze Männer und Frauen mit intensiven, euphorischen Blicken; Holzkreuze mit dunkelroten Flecken; Bilder mit Pentagrammen, Horoskopzeichnungen und Kristalle; eine große Pyramide, in der etwas Hautfarbenes lag, das verschrumpelt war. Sah aus wie eine getrocknete Aprikose. Wie viele dieser Gegenstände war auch die Pyramide mit Staub bedeckt.

»Möchten Sie Kaffee?«, fragte Ruth.

»Oh, klar, Kaffee?« Das kam von Penny.

»Nein, danke.«

»Das wäre kein Problem«, sagte Ruth.

»Nein, wirklich nicht. Ich kann nicht lange bleiben. Wenn Sie mir einfach nur Donnies Arbeitszimmer zeigen würden.«

Penny wies ihm die Richtung.

Das Arbeitszimmer war eigentlich ein Schlafzimmer, das sich langsam zu einem Büro wandelte. Es war klein, die Wände waren mit dün-

nem, hell geflecktem Holz vertäfelt, in denen die winzigen schwarzen, künstlichen WurmLöcher wie ein mit der Zigarette gebranntes Muster aussahen. Vielleicht hatte Donnie die Arbeit selbst erledigt. An der Hälfte der Bretter waren noch die Köpfe der Nägel zu sehen. Am Übergang der Vertäfelung zur Decke war ein zwei Meter langes, fleckenfreies Kantenstück montiert. Ein halbes Dutzend weitere dieser Teile stand in einer Ecke. Es würde lange dauern, bis die Arbeit hier erledigt sein würde, dachte Pellam traurig.

Schließlich öffnete er die unterste Schublade von Buffetts Schreibtisch, schob die Schachtel beiseite, von der Donnie ihm erzählt hatte, und fand, wonach er suchte. Er steckte den dicken Umschlag in seine Tasche.

Als er wieder aufstand, hörte er die unheimliche Stimme der Frau: »Ommmm ...«

Pellam ging ins Wohnzimmer zu den drei Menschen zurück, deren einzige Verbindung Donnies Schicksal zu sein schien. Penny saß vor der Kerze, ihre Stimme klang fest und stark wie ein untertourig laufender Motor. Nichts würde sie aufhalten. Tränen standen in ihren Augen. Die Beine hatte sie zum japanischen Meditationssitz untergeschlagen, und sie summtte immer lauter.

»Ommmm ...«

Ruth saß zurückgelehnt auf dem Sofa, wo sie mit ihrem kurzen, nicht lackierten Fingernagel das Fischgrätmuster des Bezugs entlangfuhr. »Hol mir eine Tasse Kaffee«, verlangte Stan. »Und ein Sandwich. Aber sei vorsichtig mit der Mayonnaise. Letztes Mal hast du zu viel drauf gemacht.«

Mit geschlossenen Augen summtte Penny, in ihr Gebet versunken, melancholisch vor sich hin.

Pellam verabschiedete sich, ohne jemanden speziell anzusprechen. Er öffnete die Tür und verschwand.

Eigentlich wollte er erst an der Yamaha den Umschlag aus der Tasche ziehen. Aber er blieb schon vorher stehen, weil etwas gegen seinen Schenkel drückte: Der Hammer einer Pistole, einer Smith & Wesson, hatte sich durch das Papier gedrückt. Pellam bedeckte sie mit Pro-

tokollformularen des Maddox Police Department und ging zu seinem Motorrad.

Eine Staubblocke wirbelte durch die Luft in Gennaro's Bakery. Philip Lombro behielt sie einige Zeit im Auge, dann drehte er sich wieder Ralph Bales zu.

»Du isst ja deine Cannoli gar nicht.«

»Die sind gut. Sie schmecken mir«, meinte Ralph Bales. Als stämmiger Mensch, der gerne Steaks, Nudeln und Hamburger aß, hegte er eine seltsame Abscheu für Nachtische. Er fragte sich, warum seine Besprechungen immer wieder in Restaurants bei Süßem, Kaffee und Tee endeten. »Ich esse sehr langsam. Meine Frau ...«

»Du bist verheiratet?« Lombro war überrascht.

»Ich war verheiratet. Wenn sie mit ihrem Kalbsschnitzel fertig war, hatte ich von meinem noch kaum was gegessen. Es ist gesünder, langsam zu essen. Man muss sein Essen kauen, jeden Bissen, so fünfzig Mal.«

Die Bäckerei war nicht authentisch, stellte Ralph Bales fest. Nicht wie diejenigen in der Gegend, in der er aufgewachsen war. Sie war sehr sauber, die Mädchen trugen Kellnerinnenuniformen in Gelb und Braun, und das Gebäck in den makellos polierten Vitrinen sah aus wie Ringe und Halsketten in der Schmuckabteilung von Famous Barr. Er mochte diese Bäckerei nicht. Eine Bäckerei musste dunkel und mit Holz vertäfelt sein, und die Backwaren mussten hinter schmutzigen, gesprungenen Scheiben liegen. Es müsste nach Hefe riechen, und sie dürften hier keine drei Dollar siebenundfünfzig für ein dämliches Stück Cannoli verlangen.

Lombro nickte desinteressiert. »Die Frau von meinem Bruder macht die Dinger auch. Ihre schmecken viel besser. Ich glaube, hier werden sie viel zu früh gefüllt. Das darf man nicht. Du hast gesagt, du hättest diesen Zeugen gefunden?«

»Ja.«

»Wie heißt er?«

Ralph Bales hatte diese Frage erwartet. »Peter James.« Es gab sieben- undzwanzig Einträge mit Peter, Pete oder P. James im Telefonbuch von St. Louis. Außerdem konnte man mit dem Namen leicht durcheinander kommen. Hieß er James Peters? Jim Peters?

Lombro begutachtete seine Serviette und legte sie zurück auf seinen Schoß. »Und du hast mit ihm geredet?«

»Ja. Wir haben uns lange unterhalten«, berichtete Ralph Bales leise. Dann die nächste Zeile aus seinem Skript: »Er hat tierische Angst gehabt, als er mich gesehen hat. Aber er ist einverstanden, mit uns eine Runde Ball zu spielen.«

»Ball zu spielen.«

»Das heißt ...«

»Das heißt, er will Geld, dann wird er mich nicht wiedererkennen.«

»Genau das heißt's, ja.«

Lombro trank von seinem Kaffee, lehnte sich zurück und schlug ein Bein übers andere. Er sah aus wie ein Mafiaboss. »Vertraust du ihm?«

»Na ja ...«

»Ich meine, wenn er das Geld nimmt, wird er dann sein Wort halten?«, fragte Lombro.

Ralph Bales dachte kurz nach. »In diesen Angelegenheiten kann man nie sicher sein ...« Das hatte er nicht auswendig gelernt, aber ihm gefiel die Zeile. »... aber ich habe ein gutes Gefühl. Er ist kein Profi. Er hat Angst, und ich glaube, er wird sein Wort halten.«

»Was arbeitet er?«

Das war eine Frage, die Ralph Bales nicht erwartet hatte. Lange Zeit verbrachte er mit Schulterzucken und Kaffeetrinken. »Irgendwas in St. Louis. Ich weiß nicht. Computer oder so was.«

»Und was genau hat er zu verkaufen?«

»Er hat dich beschrieben. Ziemlich exakt. Er meinte, er hätte durchs Fenster gesehen und alles erkannt.«

Lombro hob eine Hand an seine silbergraue Schläfe, als würde ihm diese Nachricht Kopfschmerzen bereiten. »Warum hat er das nicht der Polizei erzählt?«

Das war wieder eine erwartete Frage. »Er hatte Angst, wie gesagt.«

»Hast du ihm gedroht?«

Ralph Bales stocherte in seinem Gebäck herum.

»Hast du?«, wiederholte Lombro finster.

»Na ja, ich habe ihm klar gemacht, dass wir nicht glücklich sind. Ich habe gesagt, wir seien bereit, bis zum Äußersten zu gehen, wenn es sein muss. Ich habe versucht, ihn runterzuhandeln. Aber wie gesagt, ich habe ihm nichts angetan.«

»Hat es funktioniert?«

»Was?«

»Das Runterhandeln.«

»Nicht sehr, nein.«

»Wie viel will er?«

Ralph Bales hörte auf, herumzustochern, und biss von seinem Canoli ab. »Fünzigtausend.«

»Hm.«

Bevor Ralph Bales weiterredete, zählte er bis zwölf, wie es sein Drehbuch vorsah. »Ich weiß, dass du nicht an meiner Meinung interessiert bist, aber ich hätte da eine Idee, wie wir mit der Sache umgehen könnten.« Damit wurden die Fünzigtausend attraktiver.

»Keine Morde mehr. Das habe ich verboten.«

Verboten. Ralph Bales versuchte, sich zu erinnern, wann er das letzte Mal dieses Wort gehört hatte. Von seinem Vater nicht. Vielleicht von einem Priester in der Schule. *Verboten.* Dieses Wort gehörte in alte Filme.

»Ich zähle dir nur deine Möglichkeiten auf.«

»Das ist keine Möglichkeit.«

Mit einer Ecke seiner Serviette wischte Philip Lombro über seine Lippen. Als er fertig war, polierte er mit einer anderen Ecke den Absatz seines Schuhs. Dann stellte er eine weitere Frage, die Ralph Bales ebenfalls nicht vorhergesehen hatte. Allerdings war es eine derjenigen Fragen, für die eigentlich keine Antwort nötig war. »Ich nehme an, er will das Geld in kleinen Scheinen, oder?«

»Hallo!«

Donnie Buffett öffnete die Augen.

John Pellam blickte auf ihn hinab.

Buffett atmete langsam ein.

»Hallo, Häuptling.«

»Alles in Ordnung?« Pellam wirkte besorgt.

»Ja. Ich war ... Es gibt da so eine Übung. Die soll einen beruhigen. Bei mir funktioniert das nicht so gut.«

»Ein paar Biere werden Sie beruhigen. Möchten Sie noch eines?«

»Ja, ein Bier wäre jetzt gut.«

Außer einer feuchten Papiertüte hielt Pellam einen dicken, weißen Umschlag in den Händen. Auf diesen schaute Buffett zuerst, dann auf die Tüte.

Pellam schloss die Tür. »Das ist verboten«, meinte Buffett.

»Echt? Ach, stimmt, Sie sind ja Polizist, oder?« Er öffnete zwei große Dosen Fosters.

Buffett betrachtete das blaurote Logo. »Oh, ja! Dieses Zeug bringt mich in Schwung. Ist das ein Känguru da drauf?«

»Das wird Ihnen doch nicht schaden, oder? Ich meine, in Verbindung mit den Medikamenten, die Sie nehmen.«

Buffett nahm drei lange Schlucke. »Ooooooh«, meinte er gedehnt. »Welch ein Genuss.«

Pellam setzte sich auf den Stuhl, den Umschlag noch in der Hand. Buffett blickte darauf.

»Donnie ... äh ... Ihre Frau?«

»Hat sie irgendwas dazu gesagt?« Er deutete mit dem Kopf auf den Umschlag.

»Sie hat ihn nicht gesehen.«

Buffett setzte die Dose wieder an die Lippen, ohne Pellam dabei anzuschauen.

»Sie hat irgendwie gesungen, als ich gegangen bin.«

Donnie betrachtete sein Bier. »Ja, sie beschäftigt sich mit so was. Das ist wie ... wie ein Hobby.«

»So was gibt's in Kalifornien ganz oft.«

»Sie ist echt lieb. Ein guter Mensch. Und eine gute Köchin. Stehen Sie auf Pasta? Penny macht sie am besten. Sie kocht sie auf alle Arten. Macht weiße Muschelsoße dazu. Kennen Sie jemanden, der schon mal weiße Muschelsoße gemacht hat?«

»Stan und Ruth waren auch da.«

»Ja. Die sind ganz in Ordnung.« Buffett blickte sich im Zimmer um. »Wir haben uns nicht viel zu sagen. Aber Stan ist ein prima Kumpel.«

»Scheint so. Ist mit Ihrer Frau alles in Ordnung, Donnie?«

»Was meinen Sie mit ›in Ordnung?‹«

»Sie hat nicht nur gesungen. Da stand auch eine brennende Kerze ...«

Buffett lachte – obwohl er vermutete, dass sich seine Augen nicht beteiligten. »Sie ist irgendwie abergläubisch«, meinte er. »Wie bei dieser Reagan, erinnern Sie sich? Nancy hatte einen Astrologen. Viele Leute beschäftigen sich heute mit diesem Kram. Mit Kristallen und so.« Er griff zu einem hellgrünen Stein auf dem Nachttischchen. »Bei Grün soll es einem wieder gut gehen. Penny hat ihn mir mitgebracht.« Er stockte und schluckte. »Ich sollte ihn eigentlich tragen. Ich habe gedacht, dass meine Dame vom Blauen Kreuz aus dem Fenster springt, wenn sie mitkriegt, dass ich mit Steinen geheilt werden soll.« Sein Lachen ging in einen hohlen Husten über. »Ich soll mich eigentlich ständig drehen. Ansonsten setzt sich dieser Mist in den Lungen fest.« Er beruhigte sich wieder. »Ich trainiere auch.« Er deutete mit dem Kopf zum Seil. »In Nullkommanichts bin ich wieder in Form.«

»Rollstuhl-Basketball.«

»Ich mache Sie fertig.«

»Ich spiele ja gar kein Basketball«, wehrte Pellam ab.

Buffett blickte zum Umschlag. »Sie haben ihn leicht gefunden?«

Pellam reichte ihn hinüber. »Er ist ziemlich ramponiert. So was bekommt ihr von der Polizei von Maddox?«

Buffett schüttelte die Waffe aus dem Umschlag und hielt sie liebevoll hoch. Er öffnete sie und besah sich die Patronen. Fünf Mal konnte er das runde, eingeprägte Wort ›Remington‹ lesen. Er schien Pellams

Frage nicht gehört zu haben, doch einen Moment später sagte er: »Sie steht nicht in den Büchern.«

»Was heißt das?«, fragte Pellam.

»Eine Waffe, deren Registrierung gelöscht wurde. Nicht ausfindig zu machen. Bei einer Drogenrazzia findet man manchmal viele nicht registrierte Waffen. Dann schnappt man sich einfach eine und behält sie.«

»Als Ersatz?«

Buffett drehte den Zylinder. »Ja, ich verwende sie als Ersatz. Viele Polizisten verwenden sie für was anderes. Wenn zum Beispiel in einer engen Gasse so ein Arschloch auf einen zukommt, und du sagst ihm, er soll stehen bleiben, aber er tut es nicht.« Buffett ließ es damit gut sein, als wäre seine Erklärung ausreichend.

Pellam schüttelte den Kopf.

»Verstehen Sie, was ich meine?«, flüsterte Buffett. »Man schießt ihn mit der Dienstwaffe nieder, dann schiebt man die nicht registrierte dem anderen Mann in die Hand. Bei der Anhörung erzählt man, er hätte eine Waffe in der Hand gehabt, deswegen hätte man schießen müssen.« Er wischte über sein verschwitztes Gesicht.

»Passiert das oft?«

»Manchmal. Man weiß, dass es passiert. Dumm ist nur, wenn man mit etwas in der Hand stirbt, spannen sich sofort die Muskeln darum an. Man hat's dann nicht leicht, die Fingerabdrücke des Typen darauf zu kriegen. Der Untersuchungsausschuss ist immer misstrauisch, aber solange es nicht ständig demselben Polizisten passiert, stellt sich der Ausschuss eher auf unsere Seite.« Er blickte auf. »Danke, dass Sie das für mich getan haben.«

»Glauben Sie wirklich, dass der Mörder zu Ihnen kommen könnte? Und versuchen wird, Sie aus dem Weg zu räumen?«

»Ich fühle mich einfach viel besser mit einer Waffe.« Er deutete mit dem Kopf zu seiner Pistole.

»Ihr Magen knurrt.« Pellam leerte sein Fosters. »Ich hätte ein paar Erdnüsse mitbringen sollen.«

Buffett stellte seine Dose ab. »Mein Magen muss geschrumpft sein. Es gab eine Zeit, da konnte ich drei davon trinken.«

»Sie werden immer noch in der Lage sein ...«

Buffetts Augen funkelten. »Tun Sie das nicht. Ich kann das nicht leiden.«

»Was?«

»So zu tun, als würde alles gut werden. Es ist alles in Butter. Das hat meine Mutter immer gesagt. Alles in Butter. Und rosig.«

Pellam zuckte mit den Schultern. »Und Sie meckern und stöhnen dauernd rum, dass Sie nicht mehr in der Lage sein werden, irgendwie von der Stelle zu kommen. Ich sage Ihnen doch nur, dass ...«

»Nun, sagen Sie es mir nicht, okay?«

»Klar, wenn Sie wollen.«

»Ja, ich will.«

Es herrschte ein langer Moment Schweigen. »Ach, Pellam, es tut mir Leid«, meinte Buffett schließlich. »Sie sind viel zu gelassen. Sie sollten mir sagen, dass ich ein Arsch bin. Sie sollten mir mal ordentlich eine verpassen.«

»Ich habe noch nie einen Mann mit einer Waffe geschlagen.«

»Ich bin müde. Ich denke, ich muss ein bisschen schlafen. Ich werde rumtelefonieren, wie versprochen. Und den Jungs sagen, dass sie Sie in Ruhe lassen sollen.«

»Danke. Ich muss sowieso gehen. Hab' eine Verabredung.«

»Eine Verabredung?«

»Mit dem Mädchen von hier, die neulich mit dabei war. Die Blonde.«

»Das ist ziemlich schlau, Pellam: Sie versprechen ihnen eine Rolle im Film, und dann – peng – kriegen sie, was sie gar nicht erwartet haben. Ihr seid mir so Typen, ihr da aus Hollywood.«

»So läuft's nicht. Diese hier hasst Filme.«

»Sie hasst Filme? Wie hieß sie noch mal? Nancy?«

»Nina.«

»Sieht gut aus.«

»Sie ist hier.« Pellam nickte Richtung Flur. »Ihre Mutter wurde operiert oder so was.« Er sah auf die Smith & Wesson. »Ich habe zu Hause auch eine Smittie. Ab und zu schieße ich damit.«

Buffett nickte abwesend. Immer noch blickte er auf die Waffe und stellte sich das Gefühl vor, wenn die Kugel in sein Gehirn eindringen würde. Wie lange würde er noch denken können? Was würde er sehen?

Er dachte: *Diese panische Angst kann mich mal.*

Buffett blickte auf. »Bitte?«

Pellam wiederholte seine Geschichte über seinen berühmten Vorfahren.

Buffett wirkte einen Moment lang vergnügt. »Wild Bill Hickok? So ein Scheiß.«

»Na ja, so war's jedenfalls. Auch wenn die Geschichte nicht stimmen sollte, habe ich wenigstens Interesse an amerikanischer Geschichte bekommen. Und ich habe angefangen, alte Waffen zu sammeln.«

»Was für eine hatte er? Eine .45?«

»Wild Bill? Nein. Seine Lieblingswaffe war ein 1851 Navy Colt. Kaliber sechsunddreißig. Was für ein Kaliber hat die da? Drei siebenundfünfzig?« Pellam schaute auf die Smith & Wesson in Buffetts Hand.

»Diese hier? Nein. Standard, achtunddreißig Spezial.«

»Darf ich sie mal in die Hand nehmen?«

Buffett hielt ihm den Griff hin. »Pellam, eine Sache noch«, sagte er, während Pellam die Waffe begutachtete. »Haben Sie meiner Frau irgendwas von mir erzählt, als Sie sie gesehen haben?«

»Weiß ich nicht mehr. Ich denke, ich habe ihr erzählt, dass es Ihnen scheinbar ganz gut geht.«

»Wirklich? Danke.«

Pellam steckte die Waffe in seine Tasche.

Buffett blickte darauf. »Was tun Sie da?«

»Ich glaube, ich werde sie eine Weile behalten«, antwortete Pellam.

»Nein, nein, her damit.« Buffett dachte, Pellam würde einen Witz machen.

»Ich glaube nicht.«

»Sind Sie übergeschnappt? Geben Sie sie her!«

»Ich habe darüber nachgedacht«, wehrte Pellam ab. »Und die Sache ergibt einfach keinen Sinn. Im Flur steht rund um die Uhr eine Wa-

che, am Haupteingang stehen Sicherheitskräfte vom Krankenhaus. Ich glaube nicht, dass der Mörder so dumm ist und versuchen wird, hierher zu kommen.«

»Na, wer sind Sie denn, dass Sie mein Leben aufs Spiel setzen?«

»Ich glaube, ich rette Ihr Leben, Donnie.«

Er blinzelte.

»Was hatten Sie wirklich mit der Waffe vor?«, wollte Pellam wissen.

»Geben Sie sie her!«

»Was hatten Sie mit ihr vor?«

»Geben Sie mir meine Waffe zurück!«, rief Buffett. »Ich könnte mir auch die Pulsadern aufschneiden!«, zeterte er. »Ich könnte eine Überdosis nehmen.«

»Dann tun Sie das. Aber ich werde Ihnen nicht dabei helfen.«

»Das ist meine Waffe!«, schrie Buffett. »Bitte.« Tränen traten in seine Augen, die er wütend fortwischte. Seine Arme sackten nach unten, die Hände fielen in seinen Schoß.

»Es wird hart werden«, meinte Pellam. »Aber das werden Sie nicht tun wollen.« Er legte die Hand auf seine Tasche.

»Sie verstehen das nicht«, flüsterte Buffett. »Ich werde nie wieder gehen! Ich werde nie wieder im Leben mit einer Frau schlafen. Nie. Ich werde nie einen Sohn haben. Sie verstehen das nicht!«

»So, wie Sie sich jetzt fühlen, ist nicht ...«

»So, wie ich mich fühle?«, rief Buffett. »Woher wollen Sie wissen, was ich fühle? Woher können Sie das wissen?«

Langsam stieß Pellam die Luft aus seinen Lungen. »Ich werde noch eine Woche in der Stadt bleiben«, sagte er, nachdem er sich die Hoffnungslosigkeit in Buffetts Gesicht noch eine Weile angeschaut hatte. »Wenn Sie die Waffe immer noch wollen, wenn ich die Stadt verlasse, werde ich sie Ihnen geben.«

»Ja, und was soll in einer Woche anders sein?«, knurrte Buffett. »Ich werde immer noch mit wunden Stellen im Bett liegen, ich werde immer noch in einen Gummischlauch pissen, ich werde immer noch eine Frau haben, die mit den Sternen spricht, und Freunde, denen es unangenehm ist, wenn sie mich besuchen.«

»Eine Woche.«

»Geben Sie sie her!«

Pellam öffnete die Tür und ging hinaus. »Eine Woche.«

... Dreizehn

Dies war kein Ort, an dem er gerne begraben sein würde. Philip Lombro wünschte sich mehr Abwechslung: Bäume, Hügel, große Felsen, die aus dem Boden emporsteigen wie in Stonehenge. Aber nach einigem Nachdenken verwarf er diesen Gedanken als verrückt. Wie konnte ein Friedhof uneben sein und Baumwurzeln und Felsen haben? Friedhöfe waren wie andere Grundstücke auch – selbst der Tod musste sich den Gesetzen der Ökonomie fügen.

Der Friedhof außerhalb von Maddox ähnelte dem Gelände um eine Grundschule in Fertigbauweise im mittleren Westen. Jenseits der Mauern standen pastellfarbene Häuser, die alle im gleichen Stil gehalten waren. In jedem Garten gab es zwei kleine Ahornbäume mit bunten Blättern. Sie sahen aus wie das Material der Bäume für die Spielzeugeisenbahn, Spurweite Ho, die er seinen Neffen gekauft hatte.

Lombro parkte neben der Einfahrt aus Schlackenstein und stieg aus. Langsam ging er über das kurz geschorene Gras. Etliche Gräber waren an den Ecken eingebrochen. Ihm wurde ganz eigenartig, als er auf diese kleinen, dunklen Löcher hinabblickte. Ob man mit einer Taschenlampe die Särge sehen könnte? Das erschreckte ihn. Er hasste diesen Ort, und er war wütend auf seinen Bruder, weil er hier statt auf dem Mount Pleasant, wo ihre Eltern begraben waren, Plätze gekauft hatte.

Es war ein heißer und sonniger, dennoch leicht diesiger Tag. Altweibersommer, nahm er an, obwohl er nicht genau wusste, was das überhaupt bedeutete. Vielleicht eine Metapher für alte Frauen, die versuchten, kurz vor dem Ende noch einmal aufzuleben? Aber das kam ihm zu

düster für einen so unschuldigen Begriff vor. Das stoppelige Unkraut knisterte unter seinen Schuhen, auf die sich der gelbliche Staub zerfallender Blätter gesetzt hatte. Er beugte sich nach unten und strich über das Gras. Es war unangenehm hart; der Stiel eines Löwenzahns war das einzig Weiche, das seine Finger berührten. Er richtete sich wieder auf und ging auf das Grab zu.

Er trug einen dunklen Anzug und schwitzte. Seine Jacke würde er aber nicht ausziehen. Die Toten, so glaubte er, verdienten all unseren Respekt.

Zu dieser frühen Stunde an einem Werktag waren nicht viele Menschen auf dem Friedhof. Nur ein paar Trauernde hatten den Weg hierhin gefunden. Zwei ältere Frauen standen untergehakt vor einem alten Grab, auf dem kein Grabstein, sondern eine kleine dunkle Metallplatte stand. Lombro erinnerte sich, dass jeder Veteran Anspruch auf eine solche Gedenkplatte hatte, und er fragte sich, ob die Frauen vor einem Vater standen, der in Verdun, einem Ehemann, der in der Normandie, oder einem Sohn, der in Da Nang gefallen war.

Als er das Grab erreicht hatte, trat nicht die Reaktion ein, die er erwartet hatte. Er weinte nicht. Er fühlte sich taub, kaum betroffen von der ganzen Angelegenheit. Wie ein schüchterner Mann, der vor einer sehr schönen Frau erstarrt. Er blickte hinunter auf die umgegrabene Erde. Er wusste, dass sie kleine Planierraupen benutzten, um die Erde in die Gräber zu schieben, und war froh, dass er auf dem lehmigen Boden keine Kettenspuren sah. Der Grabstein bestand aus grauem Marmor und glänzte so sehr, dass sich die dunklen, verwelkten Blumen darin spiegelten.

Wind raschelte in dem grünen Papier, das um den Blumenstrauß in seiner Hand gewickelt war. Er hatte ihn völlig vergessen, legte ihn aber jetzt auf die Erde. Weil er dachte, dass das Papier im Regen zerreißen und hässlich aussehen würde, nahm er es ab und steckte es in seine Tasche.

Dann drehte er sich um und ging zu seinem Wagen zurück. Auf dem Weg überlegte er, dass er, seit er ein Mann war, nie Angst gehabt hatte, etwas zu tun. Diese Eigenschaft hatte ihn sehr reich gemacht, er

war eine Stütze seiner Familie, er wurde respektiert, und man begegnete ihm – zumindest in gewissen Kreisen – mit Ehrfurcht und Angst. Dennoch glaubte er, dass ihn seine Tat – der Mord an Vincent Gaudia – verändert hatte. Grundsätzlich verändert hatte. Nicht weil es eine Gewalttat war, sondern weil sie über seine bisherigen Erfahrungen hinausging. Er hatte Menschen und Kräfte in Bewegung gesetzt, die sich auf eine Art verhielten, die er nicht unter Kontrolle hatte, ja, die er nicht einmal vorhersagen konnte.

Die Waffe – Ralph Bales' Waffe –, die auf die Fliesen in der Toilette vom Orsini's gefallen war und die beiden Männer zusammengebracht hatte, war das erste Glied einer langen, schrecklichen Kettenreaktion dieser Kräfte, die ihm das Gefühl gaben, klein und machtlos zu sein.

Lombro lehnte sich gegen seinen Wagen. Der sanfte Wind war warm und trocken. Ein Auto fuhr auf ihn zu, hinter den grauen Scheiben erkannte er Ralph Bales. Lombro griff in seine Tasche und zog den gelben Umschlag mit fünfzigtausend Dollar heraus. Er wollte dieses Treffen so schnell wie möglich hinter sich bringen.

Er wünschte, es gäbe keine Zeugen.

Er wünschte, er hätte Ralph Bales nie kennen gelernt.

Aber vor allem wünschte Philip Lombro, dass sich all die Toten um ihn herum, die in ihrer ebenen, baumwurzellosten und felsfreien Erde lagen, alle auf einmal erheben und anfangen würden, zu lachen und zu reden, als wären sie gar nicht tot, sondern aus einem leichten Schlaf erwacht, in den sie an diesem herrlich friedlichen, für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Nachmittag gesunken waren.

Nachdem sie stundenlang an den Ufern des Wide Missouri und des Big Muddy auf und ab gefahren waren, hatte Pellam endlich das Feld gefunden, an dem sich Ross' und Dehlias katastrophaler letzter Überfall abspielen würde.

Immer wieder hatten sie angehalten und waren weitergefahren, und fast schon hätte er die Hoffnung aufgegeben. Staatliche Parks, Privat-

gärten, Eisenbahngrundstücke, Weiden, die sich bis zum Wasser erstreckten, sumpfige Wiesen, lange Mauern aus zerschmetterten grauen und schwarzen Felsbrocken. Nichts, was für den Film passte.

Auf dem Armaturenbrett seines Wohnmobils lag eine Nachricht vom Materialassistenten, der Pellam anflehte, innerhalb von vierundzwanzig Stunden ein Feld zu finden, und neben ihm saß, zurückgelehnt auf dem Beifahrersitz, Nina Sassower. Pellam, der sich zwang, auf beides nicht zu achten, war abgebogen und durch eine dichte Gruppe aus Eichen und Ahorn gefahren, bis sie schließlich quietschend angehalten hatten.

»Ich glaube, das ist es.«

Das Feld war gut zwei Hektar groß und wurde von dichten Baumreihen begrenzt, die gerade anfangen, ihre Farbe zu wechseln. Weil der Film im Juli spielte, müssten einige Bäume mit Farbe besprüht oder mit grünen Netzen abgedeckt werden. Und es müsste eine Kirchengasse errichtet werden, nachdem Sloan seinen Wunsch, dass Schulkinder bei der Schießerei zugegen sein sollten, für eine nur wenig geschmackvollere Idee aufgeben hatte: Die unschuldigen Opfer sollten Kirchgänger sein. Aber das waren die einzigen notwendigen Änderungen.

Das Gras stand hoch, eine Asphaltstraße zog sich schüchtern zwischen dem Feld und dem steinigen Ufer dahin, das drei Meter tief bis zum trüben Wasser des Missouri River abfiel.

Pellam stieg aus und schoss zwei Dutzend Polaroids, dann ging er wieder zum Wagen und fuhr in die Stadt zurück.

»Was unterscheidet dieses Feld von den anderen?«, fragte Nina neugierig. »Weil hier weniger Müll rumliegt?«

»Äh«, begann er und entschied sich, dass er es nicht erklären konnte. »Ich meine, es ist schon ein hübsches Feld und so«, fügte sie schnell hinzu, vielleicht weil sie sein Schweigen als Enttäuschung auf ihre Reaktion deutete.

Pellam merkte, dass Ninas Interesse an Filmen beträchtlich gestiegen war, und vielleicht war dieser Umstand ihrer Anstellung zu verdanken. Sie war in jeder Hinsicht eine hervorragende Maskenbildne-

rin. Unter Umständen war ihr Interesse auch darauf zurückzuführen, dass sie Pellams Exemplar des endgültigen Drehbuchs für *Missouri River Blues* gelesen hatte. Es sah aus wie das Notizbuch eines Schülers am Ende eines Schuljahres, vollgestopft mit beschriebenen, schlaffen Blättern in allen möglichen Farben, die die verschiedenen Stadien von Dannys Überarbeitungen kennzeichneten. Man musste schon fleißig blättern, um sich vom Anfang bis zum Ende durchzuarbeiten. Doch das Drehbuch hatte sie den ganzen Nachmittag über beschäftigt.

Und, was noch dazukam, es hatte sie in Tränen ausbrechen lassen. Schweigend fuhr Pellam Richtung Maddox, als er wieder zu ihr hinüberschielte und ihre feuchten Augen bemerkte.

Sie schlug das Drehbuch zu. »Tut mir Leid. Es ist so traurig.«

John Pellam hatte schon lange nicht mehr geweint, und er konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal bei einem Film geweint hatte. Nina blickte geradeaus auf die Straße, ohne etwas zu sehen. »Eine Verwandte ist vor nicht allzu langer Zeit gestorben.«

Pellam murmelte sein Beileid. »Wer war sie?«, fragte er.

In Gedanken verloren, hatte sie seine Antwort nicht gehört, weswegen er sie wiederholte.

»Eine Tante. Sie war schon älter, aber ... ein Autounfall.« Ihre Stimme erstarb.

Dannys neues Ende war eine Zeitlupenaufnahme von Ross' Wagen, der in den Fluss stürzte.

»Nach ihrem Tod habe ich so ein Drängen ... nein, kein Drängen, das Bedürfnis gespürt, meine Gefühle in Worte zu fassen.«

Die Menschen neigten dazu, Pellam Dinge mitzuteilen und ihm Geheimnisse anzuvertrauen. Dies passierte ihm überall, wo er war, und zu den unmöglichsten Zeiten. Er nahm an, das kam daher, weil er immer nur auf der Durchfahrt war. Die Menschen konnten ihre Last abladen, er würde anschließend verschwinden, und ihre Geheimnisse waren bei ihm sicher.

»Ich habe ein paar meiner Bücher durchgeschaut und ein Gedicht gefunden. *Do Not Go Gentle Into That Good Night*. Mit den Gedichten

von damals ist es komisch, oder? Sie sind so steif und formal, aber ich verstehe sie.«

»Es ist ein schönes Gedicht.« Pellam wusste, dass es von Dylan Thomas stammte. Aber an den Text erinnerte er sich nicht mehr.

Pellam ließ sich von den Ampeln leiten. Er hatte die Orientierung verloren, doch er dachte sich, dass die Ampeldichte zunehmen würde, je näher sie zum Zentrum von Maddox kamen, wo er sich wieder zu rechtfinden würde. Er fuhr immer nur auf die roten, grünen und gelben Ampeln zu.

»Hast du es auf ihrer Beerdigung vorgelesen?«

»Ja. Ich war überrascht, dass es so gut geklappt hat. Richtig gut. Ich dachte, ich würde heulen und alles vermässeln. Habe ich aber nicht. Hast du schon mal so was gemacht? Auf einer Beerdigung was vorgelesen?«

Pellam dachte an die letzte Beerdigung, auf der er als Redner hätte in Erscheinung treten können. Das war vor sieben Jahren in Santa Monica gewesen. Der Verstorbene war sein engster Freund, der Schauspieler Tommy Bernstein, gewesen. Pellam war nicht zu der Beerdigung gegangen.

Zehn Minuten lang saßen sie schon schweigend nebeneinander, als sie das Zentrum von Maddox erreichten. Pellam parkte neben Tony Sloans Wohnwagen und ließ den Motor laufen. Sloan würde gerade vor den drei Bildschirmen sitzen und die Arbeitskopien anschauen. Störungen würde er nicht zulassen. Pellam gab die Polaroids ab, erstattete kurz Bericht bei Sloans magerer, nervöser Regieassistentin mit dem blonden Pferdeschwanz und ging zu seinem Wohnmobil zurück. Sie fuhren die Main Street entlang und hielten an einem kleinen Lebensmittelladen. »Wassermelone«, sagte er, weil er die anhaltende düstere Stimmung auflockern wollte. »Komm, wir holen uns eine Wassermelone.«

»Im Oktober?«

»Manchmal hat man einfach ein bestimmtes Verlangen. Komm schon.«

In dem kleinen Laden kaufte er einen Plastikbehälter mit Wassermelonenstücken.

»Die ist ja gar nicht richtig rot«, stellte Nina fest.

»Woher kommen die Wassermelonen im Oktober«, fragte er die Verkäuferin.

»Oh, von oben aus dem Norden.«

»Das ist eine Eskimo-Melone«, sagte Pellam zu Nina.

»Bauernmarkt.« Die Verkäuferin deutete in eine Richtung, von der Pellam annahm, dass dort Norden war.

Pellam bat um zwei Gabeln und Servietten.

Mit allem ausgestattet, spazierten sie die Straße entlang, spuckten die Kerne in ihre Hände und steckten sie in die Erde der großen Pflanzentröge.

»Nächstes Jahr werden wir wieder herkommen und ernten müssen«, meinte Nina.

Pellam hielt es für recht unwahrscheinlich, dass es mit Nina ein nächstes Jahr geben würde.

Ein dunkler Wagen fuhr langsam an ihnen vorbei. Pellam hatte irgendwie den Eindruck, dass er angestarrt wurde. Er hielt die Gabel in die Höhe und sah dem Wagen hinterher, der davonbrauste.

Sie gingen weiter, entfernten sich vom Stadtzentrum.

Nina blieb vor einem Schaufenster mit Schuhen stehen, die mit Modeschmuck verziert waren – Steine, Glitzer, falsches Gold. Warum, um Himmels willen, sollte sich jemand aus Maddox solche Schuhe kaufen?

»Die böse Hexe aus dem Norden«, sagte er.

»Es war der Westen«, korrigierte Nina ihn.

Vielleicht mag sie ja doch Filme?

»Oh«, meinte Pellam. »Mir gefällt nur die Tornado-Szene.«

»Als kleines Mädchen dachte ich immer, es hieße die ›wicker witch‹, also die Weidenhexe. Auf unserer Terrasse stand eine Sitzgarnitur aus Weiden, auf die ich mich deswegen nie gesetzt habe. Ich dachte, sie wäre aus Hexen gemacht.«

Pellam lächelte. Sie nahm seinen Arm und strich mit der Wange über seine Schulter.

»Als ich größer wurde, habe ich das dann kapiert. Aber Weidenstühle mag ich immer noch nicht. Die piksen immer in den Hintern.«

»Du siehst gut aus, wenn du lächelst«, stellte er fest.

Was genau die richtigen Worte waren, um ihr Lächeln ersterben zu lassen. Als sich ihre Mundwinkel wieder nach oben zogen, wirkte es wie eine leblose Kopie ihres vorherigen Lächelns. »Danke«, sagte sie.

Auf einmal standen sie vor einer Fabrik.

Das rote Backsteingebäude war ein ganzes Stück von der Straße zurückgesetzt. Das Gebäude war mit Bäumen, Büschen und Kudzu-Wein zugewachsen, so dass nur noch der obere Teil des großen, viereckigen Gebäudes zu sehen war. Die hohen, elegant gebogenen Fenster waren mit schmiedeeisernen Gittern verziert. Von der gegenüberliegenden Seite schien die untergehende Sonne durch sie hindurch und brachte die Fabrik von innen heraus zum Leuchten.

Pellam ging, gefolgt von Nina, den Weg entlang.

Die *Maddox Machinery and Die Company* stand seit Jahren leer. Das Gebäude strahlte eine seltsame Würde aus, wie ein Schloss mit einer Senke außen herum, die wahrscheinlich von einem in sich zusammengesackten Abwassersystem stammte, aber auch gut für einen Wehrgraben gehalten werden könnte. Der untere Teil der Außenmauer war mit Graffiti verschmiert, und an der Metalltür hingen mehrere »Betreten verboten«-Schilder aus verschiedenen Generationen. Ein Jugendstilmuster in Form von Lilien und dem Firmennamen schmückte die Mauer rund um die Tür.

Schweigend ging Nina hinter Pellam her, bis sie zur Fassade hinaufblickte. »Ein hübsches, altes Gebäude.«

Pellam versuchte, die Eingangstür zu öffnen. Das Schloss war schon lange kaputt, doch vor den beiden Flügeln hing eine Kette. Er schob sie so weit nach innen, wie er konnte, so dass sie schließlich mehr als einen halben Meter auseinander standen, und schlüpfte unter der Kette hindurch.

»Meinst du wirklich, das ist gut, was du da machst?«, fragte Nina. Als sein zweiter Fuß innen verschwunden war, folgte sie ihm schüchtern.

Pellam blieb auf dem Eichenfußboden stehen, der über die Jahre hinweg von Arbeiterstiefeln und Handkarren abgenützt worden war. Rechts lagen die abgedunkelten Büros. Über den in elegantem Alu-

minium gehaltenen Geländern und Fenstern thronten auf verblassten Wandgemälden muskulöse Arbeiter. Links führte ein Torbogen in einen riesigen, höhlenartigen Raum, rot erleuchtet von der Sonne, die durch die schmierigen Fenster schien. Die Decke musste über fünfzehn Meter hoch sein.

Nina stellte sich hinter Pellam.

»Das ist echt gut – das darf ich mir nicht entgehen lassen«, sagte er.

»Ich dachte, du brauchtest nur ein Feld.«

»Das ist für einen anderen Film, den ich im Hinterkopf habe. Ich hole schnell die Polaroidkamera. Bin gleich zurück.«

Nachdem Pellam unter der Kette hindurch hinausgeschlüpft war, ging Nina zur Rückwand, wo sie, wie sie glaubte, im Schatten einen alten Kalender und ein paar andere Sachen gesehen hatte, die sie sich unter den Nagel reißen wollte, bevor die Filmleute hier aufkreuzen würden.

Es war aber kein Kalender, sondern nur ein Poster von den Bee Gees, das von 1975 stammen musste. Sie vermutete, dass ein paar Kinder das Gebäude vor ein paar Jahren als Treffpunkt genutzt hatten. Außerdem fand sie eine alte, leere Dose Katzenfutter. Und ein Dutzend Bierflaschen und abgebrannte Streichhölzer. Nina ging in das große, fensterlose Büro, in dem eine grüne, glänzende Maschine stand, die aussah wie eine riesige Nähmaschine. Sie blinzelte, um in der Dunkelheit etwas erkennen zu können, und kramte zehn Minuten lang in Schubladen und Schränken herum. Sie entdeckte eine hübsche alte Orangenkiste, die aber zu groß war, um durch den Türspalt zu passen.

Wolken verdunkelten plötzlich den Himmel, so dass Nina im Schatten stand. Ihr war kühl, und auf einmal fühlte sie sich hier nicht mehr wohl. Rasch machte sie sich auf den Weg zum Vordereingang. Und blieb wieder stehen. Im Staub auf dem Boden sah sie ihre eigenen Fußspuren, die nach hinten zum Poster und Büro führten. Und Pellams Spuren von seinen spitzen Stiefeln endeten an der Eingangstür.

Aber sie sah noch ein anderes Paar Spuren.

Sie verschwanden nach hinten zu den Büros. Und waren noch ganz frisch.

Nina keuchte vor Angst und blickte zum Bogen, hinter dem der Eingang lag. Dreißig Meter entfernt. Und die Hälfte davon führte an dunklen Türen vorbei.

»John?«, rief sie.

Keine Antwort.

Gänsehaut kroch über ihren Rücken bis zu ihrem Nacken hinauf. Tränen traten in ihre Augen. Langsam, Schritt für Schritt, um die Angst im Zaum zu halten, ging sie Richtung Tür. Sie begann zu zittern.

Drei Meter, fünf Meter. Sieben.

Sie hörte etwas, vielleicht einen Schritt.

»John?« Das Echo ihrer erschreckten Stimme kam aus drei Richtungen zu ihr zurück, als würde sie von drei Geistern gleichzeitig verspottet werden. Mittlerweile rannen die Tränen über ihr Gesicht. Sie zwang sich mit aller Kraft, langsam zu gehen.

Endlich war sie fast am Bogen zum Eingang angekommen. Dahinter sah sie schon die Kette an der Tür schimmern. Der Anblick beruhigte sie, die panische Angst ließ nach. Pellam würde jeden Moment zurückkommen.

Sie könnte ...

Eine Hand presste sich auf ihren Mund. Sie schmeckte Tabak und Salz. Ein Arm legte sich um ihren Oberkörper und riss sie hoch. Als der Mann sie auf den Boden warf, blieb ihr die Luft weg. Sie stöhnte vor Schmerzen und keuchte, und er kniete neben ihr und hielt sein Gesicht ganz nah an ihres.

... *Vierzehn*

Sie lag im Schatten auf dem Holzboden, der so kalt wie Eisen war. Durch den engen Türspalt drang nur das reflektierte Licht aus dem Hauptsaal. Sie roch Müll, Urin und Schimmel und schmeckte ihre eigenen salzigen Tränen auf der Zunge.

»Bitte!«, schluchzte sie.

Der Mann erhob sich und ging zur Eingangstür. Sie war kaum noch in der Lage, vernünftig zu denken, doch sie glaubte, dass der Mann nur ihre Tasche genommen hatte und nun fortlief. Sie sah seine dunkle Silhouette an der Eingangstür, wo er hinausblickte. Dann drehte er sich um und kam langsam zu ihr zurück. Als er niederkniete, fiel schwaches Licht auf sein Gesicht. Er trug eine rosa Sonnenbrille und hatte kurze Haare. Sie konnte sein Gesicht deutlich erkennen. Er war jung, hübsch und weiß. Alle drei Eigenschaften überraschten sie und milderten etwas ihre Angst. Auf seiner Wange bemerkte sie ein ovales Muttermal oder einen Pigmentfleck. Das Licht erschreckte ihn – er hatte nicht erwartet, dass er gesehen werden würde.

Ninas Angst kehrte zurück. Er würde sie umbringen, weil sie ihn gesehen hatte ... Egal, was er vorhatte, hinterher würde er sie umbringen.

Er strich mit der Hand über ihre blassen Wangen. »Setz dich auf deine Hände.«

Sie verstand ihn nicht, so dass er den Satz in aller Ruhe wiederholte. Als sie immer noch nicht verstand, was er wollte, hob er sie an den Hüften hoch und schob ihre Hände unter ihren Hintern. Vielleicht wollte er, dass sie ihre Hände nicht bewegen konnte, damit sie ihn nicht kratzten konnte.

Er beugte sich zu ihr herunter und brachte seinen Mund nah an ihr

Ohr. Sie zuckte mit dem Kopf zur Seite, weil sie dachte, er wollte sie küssen. Sie spürte seinen heißen Atem auf ihrer Haut.

»Bitte«, weinte sie. »Nicht.«

»Ich habe eine Nachricht für deinen Freund.«

Sie hörte ihn nicht. »Bitte.«

»Hör zu! ... Hör mir doch einfach nur zu.«

Sie nickte und begann wieder zu weinen.

»Mr. Crimmins weiß, dass dein Freund ihn damals nachts im Wagen gesehen hat. Sag ihm: Wenn er aussagt, komme ich zurück. Hast du verstanden, was ich sage?«

»Was ...?«

»Hast du verstanden?«

»Mr. Crimmins ...«, wollte Nina wiederholen.

»Und wenn ich wiederkomme« – er berührte erneut ihre Wange – »wird dir das gar nicht gefallen.«

Ninas Körper wurde von Schluchzern erschüttert.

»Beweg dich eine halbe Stunde lang nicht von der Stelle«, befahl er ihr. »Bleib, wo du bist.« Er erhob sich. Sie hörte weder Schritte noch das Rasseln der Kette am Eingang. Deswegen glaubte sie, er wäre noch da und beobachtete sie, hätte sich ein paar Meter von ihr entfernt im Schatten versteckt. Sie blickte auf das Viereck aus verschmiertem Glas am anderen Ende des Gebäudes. Das Fenster, von der Sonne beleuchtet, sah aus, als sei es von einem Lichtkranz aus kleinen, roten Ringen umgeben, Ringe, die ihre Tränen bildeten.

Als Pellam sie fand, saß sie zusammengekauert vor der Fabrik und blickte auf den rissigen Bürgersteig hinab. »Nina?«

Sie schaute nicht auf. Nicht einmal kurz. Als sie es schließlich doch tat, waren ihre Augen voller Tränen. Er hatte das Gefühl, dass sie sich zusammenriss und zwang, ruhig zu wirken.

»John ...« Sie begann, zu schluchzen und zu zittern.

»Was ist los?« Er kauerte sich neben sie.

Ihre Arme umschlangen ihn, während sie heftig zitterte. »Da war ein Mann.«

Pellam erstarrte, dann fasste er Nina bei den Schultern. »Was ist passiert?«

Wieder schluchzte sie, so dass er warten musste. Er wollte die Antwort aus ihr herausschütteln, sie zwingen, es ihm zu sagen. Aber er wartete.

Nina rückte zur Seite und rieb heftig ihr Ohr, als wollte sie es von Schmutz befreien. »Er hat ... nichts gemacht. Er hat mich nur niedergeschlagen.«

»Wir rufen die Polizei.« Pellam wollte wieder aufstehen.

»Er hat gesagt ... er meinte, ich soll dir was sagen.«

»Mir?«

»Er meinte, er arbeite für den Mann, den du im Lincoln gesehen hast. Und er meinte, wenn du es der Polizei erzählst, würde er zurückkommen und ... Crimmins – das war der Name, den er genannt hat.«

Er begann, am ganzen Körper zu zittern, hatte keine Kontrolle mehr über sich. Tränen der Wut traten ihm in die Augen, und er blinzelte. Sein Unterkiefer verkrampfte sich, bis er plötzlich merkte, dass er die Zähne fest zusammenpresste.

»John ...«

»Wir rufen die Polizei.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Warum? Aber das müssen wir.«

»Nein, John. Bitte. Er hat mir doch gar nichts getan. Eigentlich nicht. Aber ich habe Angst vor ihm. Er hat gesagt, er würde wiederkommen.« Sie sah ihn mit großen, ängstlichen, feuchten Augen an. »Bitte. Bring mich einfach nur nach Hause.«

Pellam blickte über die Wiese und das Gebüsch rund ums Gebäude. Ihm fiel der dunkle Wagen wieder ein, der vor einer Weile an ihnen vorbeigefahren war. Alle seine Feinde in dieser Stadt hatten keine Gesichter. Wo waren Sie? Kurz dachte Pellam an seinen entfernten Vorfahren Wild Bill, der seine Kämpfe im Abstand von höchstens fünf Metern Auge in Auge ausgefochten hatte. Au-

ßer beim letzten Mal, als er durch einen Schuss in den Rücken gestorben war.

»Wie hat dieser Typ ausgesehen?«, fragte Pellam.

Sie beschrieb ihn, so gut sie konnte – das Haar, sein jugendliches Aussehen, die rosa Sonnenbrille. Einen Moment dachte sie nach und beschrieb noch seine Hose und Jacke. An die Schuhe oder sein Hemd konnte sie sich nicht erinnern.

»Da war noch was anderes ...«

»Was?« Pellam half ihr aufzustehen.

»Er hatte einen roten Fleck auf der Wange. Wie ein großes Muttermal. Er sah aus wie dieser rote Fleck auf dem Jupiter.« Sie berührte ihre eigene Wange.

»Jupiter.«

»Der Planet«, erklärte Nina. »Bringst du mich jetzt bitte nach Hause?«

»Ich brauche keinen Termin.«

Pellam drückte die Tür auf, die gegen ein Bücherregal stieß. Ein Buch fiel flach auf den Boden, was wie ein Gewehrerschuss knallte.

Er blieb abrupt stehen. Vier Augenpaare starrten ihm entgegen, drei davon erstaunt. Staatsanwalt Ronald Peterson blickte Pellam seelenruhig an, als dieser auf ihn zukam. Die anderen, zwei Männer und eine Frau, waren jung. Sie ließen ihre Blicke zwischen dem Eindringling und Peterson hin und her wandern. Pellam achtete nicht auf sie. »Ich will mit Ihnen reden«, sagte er. »Sofort.«

»Zehn Minuten. Wenn's Ihnen nichts ausmacht«, Peterson bat sein Gefolge um Verständnis.

Selbst wenn es ihnen etwas ausgemacht hätte, war er offensichtlich ihr Chef, und die einzige Entscheidung, vor der sie standen, war, ob sie ihre Unterlagen zurücklassen oder mitnehmen sollten. Sie ließen sie liegen und verließen schweigend das Büro.

Pellam schob ein aufziehbares Gebiss zur Seite, stützte seine Hän-

de auf den übertollen Schreibtisch und beugte sich vor. »Ich verlange Schutz für mich, meine Freunde und jeden von der Filmgesellschaft. Eine Freundin von mir wurde gerade angegriffen. Ich will, dass ein Polizist sofort Stellung vor ihrer Wohnung bezieht! Sie wohnt in Cranston, in der ...«

»Setzen Sie sich doch, Mr. Pellam.«

Pellam blieb stehen, blickte von der Sammlung von aufziehbaren Spielsachen in die gelassenen grünen Augen seines Gegenübers. Peterson deutete auf einen Stuhl. »Bitte.«

Pellam setzte sich.

»Sie sagen, Ihre Freundin wurde angegriffen?«

Pellam erzählte ihm von der Fabrik und dem Mann mit dem Muttermal.

»Crimmins.« Petersons ließ seinen besorgten Blick nach draußen über die bunten Blätter vor seinem Fenster wandern. »Dieses Dreckschwein«, zischte er.

»Ihre FBI-Agenten haben mir gesagt, er hätte irgendeinen Schützen aus Chicago oder Detroit oder so engagiert. Der war's. Das war dieser Typ. Ich will Schutz.«

»Schutz?«

»Beamte!« Pellam platzte der Kragen. »Sie wissen schon, Leibwächter.«

»U.S. Marshals? Es kostet den Steuerzahler eine Menge Geld, um jemanden beschützen zu lassen.«

»Es gibt doch dieses Zeugenschutzprogramm ...«

»Ah, das Schlüsselwort – Zeuge.«

»Hören Sie doch auf mit dem Spiel«, schimpfte Pellam. »Sie kennen seinen Namen. Crimmins. Verhaften Sie ihn!«

»Ich bin etwas verwirrt«, wehrte Peterson ab. »Wenn Sie ihn nicht gesehen haben, warum sollte er Sie dann bedrohen?«

»Weil er nicht weiß, dass ich nichts gesehen habe. Warum zögern Sie? Sie wollen Crimmins. Er hat mir gerade gedroht und eine Freundin von mir angegriffen. Verhaften Sie ihn.«

»Dieser Angriff, der scheinbar ...«

Pellam sprang auf die Beine. »Der *scheinbar* ...? Meine Freundin ...«

Peterson hielt eine Hand hoch. »Verzeihung. Mein Fehler. Ich entschuldige mich. Bitte, setzen Sie sich wieder.«

Pellam setzte sich.

»Was genau wollen Sie?«, fragte Peterson.

»Ich will Schutz. Das habe ich doch schon gesagt.«

»Ich denke, wir könnten einen Mann eine Weile dafür abstellen. Aber was Ihrer Freundin passiert ist, ist keine Straftat nach Bundesrecht. Es war ein Angriff. Dafür sind die Bundesgerichte nicht zuständig ...«

»Sie meinen, es ist kein Verbrechen, einem Zeugen zu drohen?« Seine Stimme wurde in dem Maße leiser, wie Petersons Lächeln zunahm.

»Darauf kommen wir später zurück. Verstehen Sie, was ich meine? Sie sind kein Zeuge. Keine gerichtliche Zuständigkeit. Also können wir nichts tun.«

»Auf solche Spitzfindigkeiten greift ihr gerne zurück«, stellte Pellam leise fest.

Peterson schwieg einen Moment, vielleicht weil er überlegte, wen Pellam mit »ihr« gemeint haben könnte. »Die Sache ist die: Selbst wenn wir für diesen Angriff eine Verurteilung erwirken, können wir ihn für höchstens ein Jahr einsperren, mehr nicht. Dann kommt er wieder raus und setzt Ihnen umso mehr zu. Oder Ihrer Freundin.«

»Scheißdreck.«

Peterson drückte auf eine Taste der Sprechanlage. Kurz darauf erschien eine Frau mittleren Alters in weißer Bluse und braunem Rock in der Tür. »Ja, Sir?«

»Bringen Sie die Akte Crimmins, bitte.«

»Alles, Mr. Peterson?«

»Nein, Entschuldigung. Nur die Zusammenfassung. Den ersten Ordner.« Er drehte sich wieder zu Pellam. »Sie wissen wirklich nicht, wer Peter Crimmins ist? Gut, ich will es Ihnen erzählen. Russe, in der zweiten Generation in Amerika. Ukrainer, meine ich. Heutzutage müssen wir das ja sauber unterscheiden. Er hat eine Menge Geld im Transport-

gewerbe verdient, und wir wissen, dass er in ganz großem Stil Geldwäsche betreibt. Einige seiner Leute sind in East St. Louis in eine Auseinandersetzung mit einer jamaikanischen Straßengang geraten.«

Pellam stellte sich vor, wie die Aufziehspielsachen über die Schreibtischkante hüpfen würden und irgendein junger Assistent herbeieilen würde, um sie wieder aufzuheben. »Was genau ...«

»Zwölf Menschen wurden getötet.« Peterson runzelte zwar die Stirn, schien aber nicht besonders schockiert oder traurig zu sein.

»Was hat das mit mir zu tun?«

»Massaker.« Das hat der *Post-Dispatch* geschrieben. Das ist eher nicht übertrieben. Sieben Tote waren Passanten.«

»Ziemliches Pech in einem Wahljahr.«

Peterson blieb einen Moment reglos sitzen. Dann hob er einen seiner weißen Finger an sein Ohrläppchen und strich, in Gedanken verloren, dreimal darüber. Als er weitersprach, klang er sehr gemäßigt. »Der Staatsanwalt wird ernannt, nicht gewählt.«

Pellam blickte ihn skeptisch an.

»Ich strebe nicht danach, Bürgermeister dieser Stadt zu werden. Oder Gouverneur dieses Staates oder Senator. Ich habe immer noch nicht verstanden, warum sich jemand überhaupt als Volksvertreter wählen lässt.«

Die Sekretärin kam zurück und legte einen großen, zerbeulten, rotbraunen Ordner auf Petersons Schreibtisch. Peterson öffnete ihn und zog mehrere Stapel Papiere und Zeitungsausschnitte heraus. Einen Stapel legte er auf seinen Schoß und blätterte ihn mit zusammengekniffenen Augen durch.

Peterson warf ihm die Fotos wie Frisbeescheiben hin. Als Pellam sie ansah, war er überrascht, dass sie in Farbe waren. Aus irgendeinem Grund hatte er angenommen, dass Polizeifotografen nur Schwarzweißbilder machten. Und wie hell das Blut war! Er hatte schon Leichen gesehen, da war das Blut dunkler gewesen.

»Das da waren zehn Jahre alte Jungen. Aber nach dem, was ihnen zugestoßen ist, kann man das auf den Bildern nicht mehr erkennen.«

Pellam schnappte sich die Hochglanzfotos und warf sie zu Peterson

zurück. Eines fiel auf den Boden. Peterson hob es auf und betrachtete es. »Vor zwei Jahren waren wir nahe dran, Peter Crimmins wegen mehrerer Fälle von organisierter Kriminalität anzuklagen. Wir hatten eine wichtige Zeugin. Eine junge Frau, eine Sekretärin, die Crimmins belasten konnte. Aber es gab einen ungewöhnlichen Unfall. Irgendwie fiel ein Topf kochendes Wasser vom Herd. Verbrennungen dritten Grades in der Leistengegend und auf den Schenkeln. Sie sagte, sie habe gekocht.« Petersons Stimme wurde zu einem schaurigen Jammern. »Verbrennungen dritten Grades. Ihre Haut sah aus wie ein verbranntes Schnitzell!« Seine Augen glühten. »Aber wissen Sie, was komisch war, wirklich komisch? Der Unfall passierte um Mitternacht.« Peterson hob seine Hände. »Meine Frau kocht um Mitternacht nicht. Kennen Sie jemanden, der um Mitternacht kocht?«

Pellam schwieg. Petersons Gesicht zuckte vor Wut. Langsam beruhigte er sich, zog ein Kleenex aus der Schachtel und wischte über sein Gesicht. »Die Frau hat ihre Aussage vor der Verhandlung zurückgezogen.«

»Sie sagen mir also, dass Crimmins ein böser Mensch ist, der bei der Polizei dafür bekannt ist, dass er Zeugen bedroht.«

»Mr. Pellam, ich habe keinen Zweifel, dass er derjenige war, der Vince Gaudia umgebracht hat. Er hatte ein Motiv, und er hat kein überzeugendes Alibi. Er hat schon in der Vergangenheit Leute beauftragt, andere zu bedrohen, zusammenzuschlagen und zu töten. Sie sehen ja, was er mit Ihrer Freundin gemacht hat. Aber die Anklage wegen organisierter Kriminalität bricht ohne Gaudia in sich zusammen. Dann kriegt er höchstens drei oder vier Jahre.« Schweiß stand auf Petersons Stirn, er rieb nervös Ringfinger und Daumen aneinander.

»Da kann ich Ihnen nicht helfen«, sagte Pellam geduldig, aber müde.

Peterson öffnete einen anderen Ordner, in dem er besorgt herumwühlte.

»Was ist mit Schutz für Nina?«, fragte Pellam.

»Ich denke, sie ist sicherer, wenn sie die Stadt verlässt. Viel können wir nicht für sie tun.«

»Ich kenne ein paar Journalisten«, drohte Pellam. »Sie könnten sehr an dieser Geschichte interessiert sein. Dass Sie sich weigern, Bürger zu beschützen, solange sie nicht als Zeugen für Sie auftreten.«

Auf Petersons eiförmigem Gesicht blitzte ein äußerst gut gelauntes Lächeln auf. »Oh, ich glaube nicht, dass das eine sehr gute Geschichte wäre.«

»Man kann nie wissen.«

Peterson nahm einige Seiten aus dem Ordner und blätterte sie durch. »Das Problem bei Journalisten ist, dass sie bei jeder Geschichte den kleinsten gemeinsamen Nenner suchen. Aber Ihre Zeugengeschichte ist nicht wirklich fesselnd.«

Pellam winkte frustriert ab und ging Richtung Tür.

»Diese Geschichte hier wäre viel besser«, Peterson hielt ihn mit einem Lächeln auf und warf den Bericht auf den Schreibtisch. In der oberen linken Ecke prangte das Siegel von Kalifornien, in der Mitte des weißen, zerknitterten Papiers waren zwei Fotos und mehrere kurze Absätze zu erkennen.

Die Fotos zeigten nicht Peter Crimmins, lebende Verbrecher oder tote Passanten, sondern John Pellam höchstpersönlich.

Er wirkte erschöpft, hatte verquollene Augen und war nicht rasiert. Er war von zwei Seiten aufgenommen – von vorne und im Profil. Der Text darunter war nicht ganz auf einer Linie, wie mit einer billigen Maschine getippt: Pellams Name, persönliche Angaben, das Datum der Fotos und die Namen mehrerer Mitarbeiter des Los Angeles County Sheriffs Department. Die wichtigste Information befand sich unten auf der Seite: Angeklagt wegen: Mord, Totschlag, Verkauf/Besitz verbotener Substanzen.

... Fünfzehn

Weiß Ihr Chef, dass sie gegessen haben?»

Pellam nahm die Hand vom Türgriff und ging an den Schreibtisch zurück. Mit Blick auf die Fotos setzte er sich.

Drehen Sie den Kopf ... wir wollen ein Profil. Drehen Sie den Kopf ... Der? Ja, er ist derjenige, der den Schauspieler umgebracht hat. Ja, klar ist er das.

»Wissen Sie, ich glaube, ich erinnere mich ein bisschen an die Sicherheitsgesetze«, meinte Peterson fröhlich. »Würde Ihr Vertrag mit der Filmgesellschaft nicht platzen, wenn man dort wüsste, dass ein Exsträfling für sie arbeitet? Besonders wenn er wegen einem Drogendelikt angeklagt war?«

»Ich wurde im Prozess in den Punkten Drogenbesitz und Mord freigesprochen.«

»Jetzt betreiben Sie keine Haarspalterei, Mr. Pellam. Das Opfer starb, weil Sie ihm fünfzig Gramm Kokain beschafft haben, oder nicht? Diesem Tommy Bernstein, dem jungen Mann, um den es damals ging.«

Der beste Freund, um den es damals ging.

Pellam streckte den Arm aus und berührte das Foto.

Ziehen Sie diesen Overall hier an, dann legen wir Ihnen Handschellen an und bringen Sie nach unten. Wenn Sie uns Schwierigkeiten machen, machen wir Ihnen auch welche. Aber wir haben Schlagstöcke, Sie nicht. Sie verstehen schon, was ich meine, ne? Und jetzt ein bisschen Bewegung.

Der Grund, warum er damals nicht auf Tommys Beerdigung gehen konnte, war, dass er in Los Angeles im Gefängnis gesessen und auf die Vernehmung zur Anklage gewartet hatte.

Pellam blickte auf sein ausgemergeltes Gesicht auf dem Foto. Schon

lange spürte er nicht mehr das Bedürfnis, zu erklären, den Kopf wütend zu schütteln und mit angespannten Lippen zu erzählen, wie Tommy ihn weinend um Stoff angebettelt hatte. *Bitte, nur noch dieses eine Mal, John, hilf mir, hilf mir, hilf mir. Ohne den Stoff kann ich nicht arbeiten. Wenn ich die Kameras sehe, erstarre ich. He, ich erstarre einfach. Du musst mir helfen ...* Tommy Bernstein, der liebenswerte, aber verrückte Mensch und der hervorragende Schauspieler, legte seinen Kopf auf Pellams Schulter. Dicke Tränen rannen über sein Gesicht. Er sah aus wie das Kind, das er im Grunde seines Herzens immer noch war und immer sein würde – das Kind, das Pellam in ihm hätte erkennen müssen.

Nein, das würde er diesem mürrischen, kalten Menschen, der hier vor ihm saß, nicht erklären. »Das ist schon lange her«, sagte er nur.

Peterson beobachtete ihn kühl. »Ein Exsträfling bleibt ein Exsträfling. Das kann man nicht mehr auslöschen.«

»Nein, das kann man nicht.«

»Weiß Ihr Chef davon?«, wiederholte Peterson.

»Nein.«

»Das ist eine reine Privatangelegenheit. Ich bin gesetzlich nicht verpflichtet, ihm davon zu erzählen. Aber in gewisser Hinsicht fühle ich mich moralisch dazu verpflichtet. Er würde Sie sofort vor die Tür setzen, denke ich mir.«

»Das denke ich mir auch. Und wenn ich sage, dass ich Crimmins im Wagen gesehen habe, vergessen Sie, es ihm zu erzählen.«

»Sie haben in der letzten Woche mit Marty Weller gesprochen.«

»Marty? Woher wissen Sie von Marty?«

»Gespräche über ein Filmprojekt, das Sie umsetzen wollen?« Pellam schwieg, während Peterson fortfuhr: »Nach diesen Gesprächen haben Sie sich darum bemüht, Geld aufzutreiben. Ihre Bank in Sherman Oaks, ein Autohändler, der an Ihrem offensichtlich nicht ganz so perfekten Porsche kein Interesse zeigte ...«

»Sie haben illegal mein Telefon abgehört.«

»Nein, wo denken Sie hin! Wir haben mit Leuten geredet. Mehr nicht. Wir stellen uns vor und stellen Fragen. Die meisten kooperieren normalerweise.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Sie brauchen offensichtlich Geld, viel Geld. Und zwar ganz dringend.«

»Und Sie glauben, dass Crimmins mich dafür bezahlt, dass ich nicht aussage.«

»Ja. Genau das glaube ich.«

Pellam wurde rot vor Wut. Er stand auf und beugte sich vor. Seine Augen glühten, als er mit geballter Faust vor Peterson stand. Papiere und Spielsachen fielen auf den Boden.

Lange standen sich die beiden gegenüber und blickten einander in die Augen, während Peterson versuchte, seine Angst in den Griff zu bekommen. Und Pellam seine Wut. Pellam war nahe daran, den Staatsanwalt zu schlagen.

»Bitte«, flüsterte Peterson, »ich sage das nur zu Ihrem Besten. Ich glaube nicht, dass Sie aus einer augenblicklichen Laune heraus Ihrer Liste noch etwas hinzufügen wollen.«

Schließlich richtete sich Pellam wieder auf, ging aber nicht zur Tür, sondern ans Fenster. Als würde er etwas mit sich ausfechten, blickte er hinaus über die Wiesen und Bäume. St. Louis war ein sehr grüner Ort, selbst im Oktober. Obwohl oder vielleicht gerade weil wichtige Dinge seines Lebens auf dem Spiel standen, entgingen Pellam auch nicht die Kleinigkeiten, zum Beispiel die Farben der Blätter und die Form der Bäume. Plötzlich nickte er, aber wie auch immer seine Entscheidung ausgefallen war, er behielt sie für sich und verließ wortlos Petersons Büro.

Der geriffelte Ball rollte über die kleine Wiese.

»Du hast verloren«, sagte der alte Mann zu Peter Crimmins, der den anderen Spielern lächelnd zunichte, bevor er zum schwarz lackierten Geländer hinüberging. Dort, in dem kleinen Park am Stadtrand von St. Louis, blickte er mit zusammengekniffenen Augen zu einem riesigen Wohnkomplex aus Backstein hinüber. Er fragte sich, wie viel es

kosten würde, so etwas zu bauen. Im Immobiliengeschäft war er noch nie tätig gewesen. Das war für ihn zu jüdisch. Aber in letzter Zeit hatte er mal daran gedacht, etwas zu bauen. Er wollte sich eine Art Denkmal setzen, und er dachte, er könnte einen Teil seines riesigen Vermögens in etwas hineinstecken, das seinen Namen trug.

Joshua stand, mit der undurchsichtigen Gelassenheit eines Rauschmeißers mittleren Alters oder eines Geheimdienstagenten, in der Nähe, an einen Laternenpfahl gelehnt. Eine breit gebaute Frau mit blauem Jeans-Cowboyanzug redete in die Muschel eines Münztelefons und gestikulierte heftig mit den Armen. Mit ihren dicken Fingern malträtierte sie eine Zigarette.

Crimmins, in schwarzen Hosen und Sandalen und einem weißen Anzughemd, spielte schon seit einer Stunde Boccia. Früher einmal war der vor allem von Italienern besuchte Park an einem schönen Nachmittag wie diesem voller Menschen gewesen, doch Crimmins, der sein ganzes Leben hier in der Nähe verbracht hatte, erinnerte sich nicht, wann das gewesen war. Vielleicht im Jahr der Ausstellung von St. Louis. Eine Zeit, als die Stadt sich noch ein Teil ihrer Konföderiertenmentalität bewahrt hatte. Und jetzt hatten sogar Obdachlose ihre Lager neben den Kinderschaukeln aufgeschlagen. Obdachlosigkeit tolerierte Crimmins nicht. Er dachte, diese Menschen könnten doch ihr Leben wieder in die Hand nehmen und sich eine Arbeit suchen, wie man es in früheren Zeiten auch gemacht hatte.

»Sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen«, wie Peter Crimmins oft sagte. Er ließ seinen Blick über den Park gleiten. Viele Schwarze, die langsam auf dem Fahrrad herumfuhren oder in ihrem typisch federnden Gang schnell gingen. Puertoricaner. Weiße Jugendliche in Leder und schmutzigen Jeans mit Frisbee-Scheiben, Skateboards und Gitarren. Wenige Berufstätige. Frauen beim Dauerlauf, die Kinderwagen mit drei großen, gefederten Reifen vor sich herschoben.

Und dann gab es da noch diese Chinesen.

Während Crimmins Juden einfach nicht mochte und Angst vor Schwarzen und Puertoricanern hatte, verabscheute er die Chinesen.

Vier oder fünf asiatische Familien saßen in seiner Nähe beim Pick-

nick. Crimmins war sich der Veränderungen bewusst. Immobilien und Elektronik. Schneller Versand. Und bald darauf die Geldwäsche. Ein Junge raste, geduckt wie ein Surfer, auf seinem Skateboard vorbei. Wie vom Kielwasser des Jungen angezogen, tauchte plötzlich ein dunkler Typ vor Crimmins auf. »Bleiben Sie da stehen.«

Fast im gleichen Augenblick tauchte Joshua, die Hand in seiner Jacke, auf und stellte sich zwischen sie.

»Junge, ich bin von der Polizei«, sagte der Mann. »Sofern Sie sich nicht selbst anmachen, nehmen Sie Ihre Hand raus, damit ich sie sehen kann.«

Ausweise und Polizeimarken wurden gezeigt. »Ich bin Gianno von der Polizei von Maddox. Das da drüben ist Detective Hagedorn.«

»Maddox«, zischte Crimmins. Hagedorn hielt sich in der Nähe auf. Seine Jacke war aufgeknöpft. »Wir würden Ihnen gerne ein paar Fragen stellen«, meinte Gianno.

Crimmins entließ Joshua mit einem Nicken. Dieser blieb fünf Meter entfernt stehen und behielt die drei Männer im Auge.

»Vor kurzem wurde eine Frau angegriffen.«

»Kenne ich sie?« Crimmins war besorgt.

»Nun, eine Freundin von ihnen ist sie nicht, das ist klar. Aber offenbar hat sie sich gesträubt, Anzeige zu erstatten. Wir haben einen Hinweis auf den Angriff vom FBI bekommen.«

Wieso ist ein Angriff Sache des FBI, dachte Crimmins, der Anklagen auswendig aufsagen konnte und sich mit den Bundesgesetzen bestens auskannte. Dann wurde es ihm klar. »Ich verstehe«, sagte er gelangweilt. »Und Sie glauben, ich stecke dahinter.«

»Sie hat ausgesagt, dass der Angreifer ihr erzählt habe, er arbeite für Sie.«

Crimmins blinzelte. »Für mich?«

Gianno gab ihm die Beschreibung des jungen Mannes mit dem Muttermal.

»Ich kenne niemanden, der so aussieht. Abgesehen davon würde ich niemanden bedrohen.«

»Nein.« Gianno lachte. »Natürlich nicht.«

»Wo waren Sie heute?«, meldete sich Hagedorn zu Wort.

»Zu Hause, dann bin ich hierher gekommen.«

»Sie hatten wohl ein paar Anrufe zu erledigen, die niemand mithören sollte, stimmt's?« Gianno wies nickend zum öffentlichen Telefon hin.

Crimmins rieb verärgert Daumen und Zeigefinger aneinander, so dass der Fingernagel unter dem Druck weiß wurde. »Verhaften Sie mich?«

»Könnten Sie uns eine Liste mit allen Ihren Angestellten geben?«, fragte Hagedorn.

»Ich glaube, dazu bin ich nicht verpflichtet.«

»Wir hatten gehofft, Sie wären kooperativ«, erwiderte Gianno.

»Das sähe besser aus«, kam ihm sein Partner zu Hilfe.

»Mir ist es wirklich egal, wie irgendwas aussieht. Ich ...«

»Lassen wir das«, sagte Gianno zu Hagedorn. »Dieser Typ hier ist uns keine Hilfe. Wir halten uns lieber wieder an Pellam ...«

Der Blonde wackelte leicht mit dem Finger, so dass sein Partner mitten im Satz abbrach, als sei er bei einem groben Fehler erwischt worden. Beide sahen sie kurz in Crimmins ausdrucksloses Gesicht, dann gingen sie fort.

Als die beiden Polizisten um die Ecke verschwunden waren, lief Crimmins die Straße entlang, weg von der Telefonkabine, und winkte Joshua zu sich. Schweiß stand auf seiner Stirn, und sein Gesicht war weiß – aber nicht von der körperlichen Anstrengung –, als ihn Joshua eingeholt hatte.

»Such Stettle«, brummte Crimmins leise und wütend. »Es ist mir egal, wo er ist oder was er gerade macht. Er soll sofort herkommen.«

Der Fluss führte heute sehr viel Schlamm mit sich.

Das Wasser schien aber nicht aufgewühlter zu sein als sonst. Es wehte zwar ein scharfer Wind, aber noch zauberte er keine Schaumkronen auf die Wasseroberfläche. Doch irgendwo gab es Turbulenzen, so dass der Fluss über seine ganze Breite hinweg lehmig braun war.

John Pellam streckte sich auf dem Fahrersitz seines Wohnmobils aus und versuchte zum wiederholten Mal, Nina anzurufen. Immer meldete sich ihr Anrufbeantworter, auf dem er aber keine Nachricht hinterlassen wollte. Bei ihrem letzten Gespräch hatte sie gesagt, es gehe ihr gut und sie wolle sich nur ausruhen. Könnte er für sie die Leute von der Maske anrufen und ihnen erklären, dass sie heute nicht kommen würde? Ja, klar, würde er machen. Ob es noch was anderes gebe, das er für sie tun könne? Wollte sie die Zeit mit ihm verbringen? Nein, sie habe ihre Mutter im Krankenhaus besucht und den Arzt um ein paar Valium gebeten. Pellam hatte gemerkt, wie sie die Worte verschluckte, und hatte das Gespräch beendet, um ihr etwas Schlaf zu gönnen.

Gerade erst hatte er aufgelegt, als das Telefon klingelte und Tony Sloan ihm verwirrt mitteilte, dass die letzten Takes gedreht würden. Das wusste Pellam bereits und hatte ohnehin geplant, dabei zu sein. Er hatte allerdings ein komisches Gefühl, weil Sloan ihn so unerbittlich dazu aufgefordert hatte. Er dachte doch nicht etwa an neue Drehorte? Der Materialassistent hatte durchblicken lassen, dass Sloan bereits fünfzehn volle Tage Filmmaterial hatte – das hieß fünfzehn mal vierundzwanzig Stunden –, das auf einen Hundertfünfundzwanzig-Minuten-Film eingedampft werden müsste. Pellam, der Gott dankte, dass er nicht Sloans Filmredakteur war, versprach, zu kommen, bevor die letzte Platzpatrone abgefeuert sein würde. Er stand auf und rückte das gerahmte Filmplakat zu *Napoleon* von Abel Gance gerade, die einzige Dekoration in seinem Wohnmobil. Dann steckte er seinen Colt in die Innentasche seiner Bomberjacke und wollte gerade gehen, als das Telefon wieder klingelte.

»Nina?«, fragte er.

»Sitzt du gerade?« Es war eine Männerstimme.

»Hallo?«

»Ob du sitzt.«

»Ich kann dich kaum verstehen, Marty. Wo bist du?«

»In Berlin.«

Pellam drückte das Mobiltelefon fest gegen sein Ohr, als ob er damit die Verbindung von Missouri, wo Winston Churchill einst den Aus-

druck ›Eiserner Vorhang‹ geprägt hatte, zu dem Ort verbessern könnte, der auf der anderen Seite dieser Grenze lag.

»Ich habe versucht, dich in London und Paris zu erreichen«, rief Pelam. »Hör mal, es tut mir Leid wegen neulich Abend.«

»Du musst nicht so schreien. Wenn du schreist, wird die Verbindung unterbrochen. Ich kann dich gut hören. Was?«

»Es tut mir Leid, dass ich dich verpasst habe. Ich hatte einen Unfall.«

»Ja, ja, das war ein verdammt teurer Unfall. Telorian war interessiert, wurde aber sauer, weil du ihn das zweite Mal hast sitzen lassen. Wo ist das Problem, John, irgendwelche unterbewussten Vorbehalte gegen Iraner? Entschuldige, Perser. Du hättest anrufen sollen. Sitzt du?«

»Was meinst du?«

»Ich habe ungarisches Geld organisiert.«

»Was?«

»Ich weiß. Es ist komisch. Paramount hat das Terroristen-Drehbuch in letzter Minute abgesägt. Es ist völlig aus dem Rennen. Also haben wir grünes Licht für *Central Standard Time*. Dieser Typ in London hat mir einen Kontakt zu Investoren in Budapest besorgt. Ein echtes East-Village-Duo. Junge Typen. Ich habe dich als eine Art Jarmusch angesprochen.«

Ungarn, die einen *Film noir* finanzieren, der in Wisconsin spielt. So sah also die neue Weltordnung aus.

»Da bin ich aber froh, Marty. Was machen wir jetzt?«

»Du kannst hundertfünfzigtausend aufreiben?«

»Wenn ich mich anstrenge.«

»Dann streng dich an, Junge.«

»Ihnen ist klar, dass ich Regie mache?«

»Sie sind mit allem einverstanden. Sie wissen alles über dich, John ... es ist also kein Problem.« Seine Stimme klang auch über den Atlantik hinweg ernst. »Du weißt, was ich meine?«

Ja, er meinte den Tod von Tommy Bernstein.

»Ihnen gefällt deine Arbeit. Du gefällst ihnen. Oder zumindest der, für den sie dich halten. Enttäusche sie nicht.«

»Wer sind diese Typen?«

»Wie sie heißen, meinst du? Unaussprechliche Namen. Lustige Zeichen über den Buchstaben. Wen kümmert's? Besorg dir dein Geld. Ich habe meinen Rechtsverdreher in New York gesagt, er soll einen Gesellschaftervertrag zusammenschustern. Versuchen wir, ihn zum Ersten des nächsten Monats zu unterschreiben. Ist das machbar?«

»Das ist machbar. Sehr sogar ... Hör mal, Marty ... Danke. Du weißt, was das für mich bedeutet.«

Wegen der schlechten Verbindung wurde das Gespräch gnädigerweise abgebrochen, und er brauchte nicht weiter seine Dankbarkeit herauszustottern.

Draußen kickte er ein Stück trockene Erde vor sich her und ging zu seiner Yamaha.

... Sechzehn

Wir haben Ihren Bericht über den Angriff auf diese Nina Sassower gelesen.«

Ronald Peterson sah zu Bob Gianno und zog eine Augenbraue hoch. Und?

»Wir haben mit Crimmins geredet.«

Keiner der beiden Polizisten aus Maddox bemerkte, dass Petersons Blick mit kaum spürbarer Zufriedenheit zu Nelson hinüberhuschte, der ein Lächeln nicht zurückhalten konnte.

»Er hat natürlich geleugnet, irgendwas mit dem Angriff zu tun zu haben«, fuhr Hagedorn fort. »Aber Sie haben ja sicher nichts anderes erwartet, oder?«

Ja, was denn?

»Aber natürlich hat uns das nicht gekümmert. Wir wollten ihn nur ein bisschen in Bewegung bringen. Wir haben Pellams Namen fallen

lassen, aber so getan, als wäre er uns rausgerutscht. Sie hätten seine Augen sehen sollen.«

»Das war ein geschickter Schachzug«, merkte Peterson an.

»Das dachten wir auch. Er wird jetzt irgendwas tun. Entweder versuchen, Pellam auszuschalten, oder ihm einfach Angst einjagen. Egal, was, wir bleiben an ihm dran.«

Sie saßen in Petersons Büro. Als die Polizisten die Spielzeugsammlung gesehen hatten, schienen sie beide etwas Witziges sagen zu wollen, doch dann war ihnen nichts eingefallen.

Peterson war glücklich über ihr Unbehagen.

»Den Druck auf Pellam beibehalten – das ist gut.« Peterson ließ sich Zeit mit dem Lesen eines unwichtigen Berichts, der nichts mit diesem Treffen zu tun hatte. Er kritzelte eine Notiz an den Rand und ließ das Blatt auf den Schreibtisch fallen. »Sie wussten, dass Pellam gesessen hat.«

»Was?« Hagedorn lachte.

»Totschlag. San Quentin.«

»O Mann, San Quentin«, meinte Gianno. »Das ist hart. Nicht zu glauben.«

Peterson genoss den Anblick der beiden aufgeregten Detectives, die von Schuldgefühlen geplagt wurden, weil sie diese Information nicht selbst zu Tage befördert hatten. »Können Sie die Info verwerten?«, fragte er. Er selbst hatte überlegt, wie er Pellams Vorstrafe nutzen könnte, war aber zu dem Schluss gekommen, dass die örtliche Polizei nicht viel damit anfangen könnte.

Hagedorn und Gianno blickten einander an. Der blonde, gut aussehende Polizist – hübscher als die meisten FBI-Agenten, die für Peterson gearbeitet hatten – hob die Hände und presste die Lippen aufeinander, während er überlegte. »Ich weiß nicht, wie«, meinte er schließlich. »Die Drehgenehmigungen sind bereits ausgestellt. Eine frühere Strafe wird keine Auswirkung darauf haben. Was ist mit bedingter Haftentlassung?«

»Bedingte Haftentlassung?«

»Hat er Auflagen verletzt, indem er den Staat verlassen hat?«, präzisierte Hagedorn seine Frage.

Daran hatte Peterson noch gar nicht gedacht. Eine mikroskopisch kleine Falte bildete sich auf seiner Stirn. Da war doch dieser schleimige Stadtbulle raffinierter als er gewesen. Peterson dachte, dass Nelson vor Freude in die Luft springen würde. »In Anbetracht des Datums des Verbrechens und der vielen Zeit, die Pellam auf Reisen war, bezweifle ich, dass dies ein Thema ist, aber ich werde meinen Mitarbeiter bitten, das zu überprüfen. So, ich glaube, wir waren übereingekommen, dass Crimmins erfahren hat, dass Pellam ihn wegen des Angriffs auf die Frau angezeigt hat, und dank unserer klugen Freunde aus Maddox hier wird er offen und direkt gegen Pellam vorgehen. Wir werden ihn überwachen. Aber ich denke, wir müssen den Druck trotzdem noch erhöhen.«

»Gibt's schon irgendwelche Ideen?«, fragte Gianni bedrückt, der in Petersons Worten Sarkasmus vermutete, ihn aber nicht exakt bestimmen konnte.

»Ich habe eine, ja«, antwortete Peterson. »Zwei meiner Agenten waren neulich am Drehort und haben etwas Interessantes herausgefunden. Ich würde sie gerne bitten, noch einmal vorbeizuschauen und uns davon zu berichten.«

MISSOURI RIVER BLUES

SZENE 197E – AUSSEN TAG – STRASSE ZWISCHEN FELD UND FLUSS

Eine schmale Straße zieht sich zwischen dem Feld und dem Fluss hindurch. An der Straße, die am Ufer entlangführt, steht eine kleine, einstöckige KIRCHE, umgeben von BÜSCHEN und BÄUMEN. Hinter den Büschen führt die Straße durch das beiderseits offene Feld weiter.

HALBNAH auf ROSS' WAGEN, der fünfzehn Meter hinter der Kirche steht. DEHLIA tupft FALSCHES BLUT auf ihre Stirn und streckt sich bei geöffneter Tür auf dem Fahrersitz aus. Ross und die drei BANDENMITGLIEDER nehmen ihre MASCHINGEGWEHRE und verstecken sich hinter den Büschen, um dort auf den Panzerwagen zu warten. Ross

bleibt stehen und rennt zu Dehlia zurück. Er gibt ihr seine LIEBLINGS-PISTOLE.

ROSS

In einer halben Stunde, meine Liebe, werden wir auf der anderen Seite des Flusses und frei sein.

DEHLIA

Wenn irgendwas passiert ...

HALBTOTALE Ross und Dehlia. Er berührt mit seinem Finger ihre Lippen, damit sie nicht weiter spricht. Sie KÜSSEN sich lange, dann steht er auf, entschert sein MASCHINGEWEHR und rennt zu den Büschen.

»Zum Finale, alle auf die Plätze! Versuchen wir, es mit weniger als hundert Einstellungen zu schaffen.« Tony Sloan bezog Stellung im Schatten eines großen, dreizehn Tonnen schweren Kamerakrans. Er beäugte die Wiese, die gleich zum Schlachtfeld werden würde.

Sloan, der Regisseur vom zweiten Drehteam, der Aufnahmeleiter, die ständig nervöse Regieassistentin mit Pferdeschwanz und der Stunt-Koordinator waren gerade zurückgekommen, nachdem sie durchs Unkraut und über die Steinmauern bis zum gelblichen Wasser hinuntergekrochen waren, um den Höhepunkt des Films vorzubereiten. Die Szene mit dem Überfall auf den Geldtransporter stand bevor. Die Inhaber des Transportunternehmens, die den Tipp erhalten hatten, dass ihr Fahrzeug von Ross' Bande überfallen werden sollte, hatten das Geld in den Beuteln durch zerschnittene Zeitungen und die regulären Wachmänner durch Mitarbeiter von Pinkerton ersetzt. Dehlia würde, scheinbar verletzt, hilflos und schön nach einem vorgetäuschten Unfall im Wagen liegen und den gepanzerten Geldtransporter zum Anhalten zwingen.

Doch bevor Ross in der Lage sein würde, eine Rauchbombe durch eine der Schießscharten am Wagen zu werfen, würden die Wachen herausstürzen. Fromme Bürger, die im falschen Moment die Kirche

verlassen, werden zu frommen Opfern, da sie bei der Schießerei zwischen die Fronten geraten. Ross und Dehlia entkommen, doch schon nach einem halben Kilometer die Straße hinunter taucht ein Junge, dessen Vater Ross fünfzig Szenen zuvor aus Versehen getötet hatte, direkt vor ihrem Wagen auf. Ross reißt das Lenkrad herum, der Wagen stürzt in den Fluss. Pellam hatte vorgeschlagen, den Film in *Wenn der Postmann, der kein Gesetz kennt, zweimal klingelt* umzubenennen.

Mehr als einhundert Crewmitglieder und dreißig Schauspieler und Komparsen testeten die Lichter, ölten die Kamerawagen, richteten die hydraulischen Hebebühnen, schlossen Kabel an, befestigten Filmmagazine, stellten Kameras ein, nahmen Lichtmessungen vor, stellten Mikrofone auf und lasen immer wieder das Drehbuch.

Doch keiner von ihnen war in diesem Moment der Wichtigste. Auch nicht der schlanke zerzauste Kameramann, selbst Tony Sloan nicht.

Mittelpunkt im besonderen Universum dieses Nachmittags war ein ruhiger, dünner, einundfünfzigjähriger Mann mit angehender Glatze, der weder ein historisches Kostüm noch schicke Hollywood-Kleidung trug, sondern eine dunkle Polyesterhose, ein sauber gebügeltes Hemd und Mokassins.

Henry Stacey, sowohl hier als auch in Hollywood nur unter seinem Spitznamen Stace bekannt, strahlte etwas Zerbrechliches aus. Sein aufmerksamer Blick betrachtete den Szenenaufbau wie ein geübter Kameramann. Dabei war seine Arbeit weniger künstlerisch, obwohl sie für Regisseure wie Tony Sloan und die meisten Fans von Sloan weit wichtiger war als die des Kameramanns.

Stace war der Waffenmeister der Filmgesellschaft.

Die Schauspieler und Schauspielerinnen in *Missouri River Blues* hatten bisher fast siebzigtausend Mal mit Übungsmunition aufeinander geschossen, was möglicherweise die Gesamtzahl der Schüsse mit echter Munition überstieg, die von allen echten Gaunern und Gesetzeshütern in Missouri seit dem Beitritt des Staates zur Union abgegeben worden waren.

Die Helfer des Waffenmeisters und der Requisite hatten seit vier Uhr morgens gearbeitet, um das Arsenal aus Maschinenpistolen, Geweh-

ren und Pistolen für das Finale zu laden. Stace hatte anschließend jede Waffe noch einmal überprüft, um sicher zu gehen, dass nicht aus Versehen echte Munition in den Magazinen gelandet war.

Er hatte sich auch mit dem Aufnahmeleiter und seinen Assistenten abgesprochen, um die Platzierung Hunderter kleiner Knallkörper zu überwachen, die, wenn sie elektrisch gezündet wurden, aussahen, als wären dort echte Kugeln eingeschlagen. Dasselbe tat er mit der Garderobe und der Maske, um die Blutbeutel unter der Kleidung der Schauspieler anzubringen, die in der Schießerei verwundet oder getötet werden sollten – und sich ungeschützt verkabeln lassen mussten, während die Assistenten dicke Handschuhe und Sicherheitsbrillen trugen. Die Knallkörper waren an einer Computersteuerung angeschlossen und wurden entweder durch jemanden an der Konsole oder, dank einer zusätzlichen Verbindung, direkt vom Auslöser derjenigen Waffe gezündet, deren Schüsse scheinbar dort auftrafen.

Stace und seine Mannschaft verteilten auch verschiedene Bomben für die Aufnahmen, in denen die Attrappen der Oldtimer in die Luft flogen. Außerdem musste er die Schauspieler und Schauspielerinnen daran erinnern, sich rechtzeitig Watte in die Ohren zu stopfen, ihnen zeigen, wie die Waffen bedient wurden, wie man sich beim Schießen hinstellte und wie man beim Abfeuern der Waffe nach hinten zuckte, um einen Rückstoß zu simulieren. Er hatte Kämpfe mit Sloan ausgefochten – wie er es immer mit den Regisseuren tat –, weil er die Schauspieler dazu anhielt, die Mündungen aus Sicherheitsgründen nicht direkt auf die Opfer zu richten, während die Regisseure wollten, dass sie mit den Waffen das Ziel voll ins Visier nahmen, damit die Schießerei echt aussah.

Als preisgekrönter Sportschütze bestückte Stace mitunter auch seine eigene M-16 Automatik oder seine .308er mit Zylinderverschluss mit Wachskugeln, um Aufpralleffekte auf Oberflächen zu simulieren, auf die keine Sprengkörper platziert werden konnten – Fenster, Wasser oder, sofern einer sich dafür hergab, der nackte Körper eines Stuntmans.

Für die Schlusszene in *Missouri River Blues* würden fünftausend

Schüsse in verschiedenen Aufbauten abgefeuert werden. Nach den Halbnahaufnahmen und den Halbtotalen würde die Verdrahtung für die Spezialeffekte bei den Nahaufnahmen und Halbtotalen noch einmal installiert werden. Es würde ein langer Tag werden. Der erschöpfte Materialassistent ließ seinen Blick über die vorbereiteten Waffen schweifen, dann sah er auf seine Uhr. »Mann, das wird ein Wettlauf gegen das Licht.« Was hieß, sie würden bis zur Abenddämmerung arbeiten.

»Sind wir so weit?«, rief Sloan durch sein Megafon.

Niemand fühlte sich direkt angesprochen, aber viele erklärten sich bereit zur Aufnahme.

Stace notierte die Positionen jeder einzelnen Waffe auf einem Klemmbrett und ging zurück zum Tisch, auf dem sich die Schalttafel für die Sprengkörper befand, vor der drei seiner Assistenten saßen, die Hände über den Knöpfen wie Puppenspieler. Weil diese Szene neu im Drehbuch und so aufwändig war, hatten sie keine Zeit gehabt, die Waffen zu verdrahten, um die Knallkörper zu zünden. Die jungen Assistenten – zwei Männer und eine Frau – würden selbstständig entscheiden müssen, wo die Maschinengewehrketten landen würden, und dann die entsprechenden Knöpfe drücken.

»Fertig«, verkündete Stace.

»Gut«, rief der Aufnahmeleiter. »Alle in Position.«

Dehlia streckte die Beine aus der offenen Tür des schmutzigen Packard.

Die Pinkerton-Mitarbeiter stiegen in den gepanzerten Wagen und fuhren rückwärts die Straße hinunter.

Die Gemeindemitglieder gingen in die Kirche. Ross' Komplizen, die in Kürze tot sein würden, überprüften die Gurte und Kabel, an denen sie, von den Pinkerton-Männern ins Jenseits befördert, nach hinten gerissen werden würden.

Der Kameramann und sein Assistent kletterten auf ihren Kran und fuhren sieben Meter in die Höhe. Sloan entließ den Ausleger aus seinem Griff und ging hinüber zum Aufnahmeleiter.

»Und jetzt ein paar aufmunternde Worte«, flüsterte Stace sarkastisch seinem Assistenten zu.

Sloan hob das Megafon. »Ich möchte alle um Aufmerksamkeit bitten.« Seine Stimme knackte. »Ruhe bitte! Ich würde gerne noch eine Sache sagen. Diese nächsten acht Minuten kosten mich eine viertel Million Dollar. Also macht keinen Scheiß.«

Aufmunternde Worte ...

Er kehrte an seinen Platz neben dem Kran zurück. Der Aufnahmeleiter nickte dem Oberbeleuchter zu. Die Scheinwerfer wurden eingeschaltet. Sie schienen alle Farben in dem trüben Sonnenlicht auszubleichen, und erst ganz am Schluss, wenn Technicolor mit der Arbeit fertig sein würde, würde die Szene wieder natürlich aussehen. Die Temperatur am Set erhöhte sich schlagartig um drei Grad, Tendenz steigend.

»Kamera ab!«

Die Assistenten hielten die Klappen in die Kameras.

»Und Action!«, rief der Aufnahmeleiter.

Der unförmige, graue Panzerwagen fuhr die Straße entlang und an der Kirche vorbei und drosselte die Geschwindigkeit, als er sich dem Packard näherte. Er blieb stehen. Dehlia hob den mit künstlichem Blut verschmierten Kopf und bat winkend um Hilfe. Der Fahrer und der Wachmann auf dem Beifahrersitz zögerten. Sie formten Worte mit den Lippen, sprachen nach hinten in den Laderaum. Langsam öffneten sie die vorderen Türen und stiegen aus. Ross zündete eine Rauchbombe an und rannte geduckt auf die Rückseite des Transporters zu.

»Jetzt!«, rief der Fahrer und zog ein Maschinengewehr vom Vordersitz.

Die hinteren Türen des gepanzerten Wagens wurden aufgerissen.

Gemeindemitglieder kamen lächelnd und plaudernd aus der Kirche. Zwei Wachen begannen, auf Ross und die anderen Verbrecher zu schießen, die sich vom Gebüsch her näherten. Drei Äste brachen ab, Dreck wirbelte auf, Schilder wackelten, die Seite des Wagens wurde mit Einschusslöchern übersät, die Verbrecher wurden zurückgeschleudert. Kirchgänger bedeckten den Boden.

»Los, los, los!«, feuerte Sloan sie an. »Wunderschön.«

Dehlia versuchte, den Packard zu starten. Ross deckte sie und zog

sich zurück. Die anderen Verbrecher fielen zurück. Der Priester trat auf die Stufen vor der Kirche, wedelte mit einer Bibel – und wurde aus Versehen von einem Wachmann niedergeschossen ...

»Eiskalte Schönheit«, flüsterte Sloan.

Mitten in dieser Schlacht – direkt zwischen die Kriegsparteien – kamen ein moderner, dunkelblauer Wagen und ein weißer Van Ford Econoline schlitternd zum Stehen. Männer in Anzügen stiegen gemütlich aus und blickten sich vergnügt um.

Sloan riss überrascht den Mund auf. Alle begannen, gleichzeitig zu reden – oder vielmehr wegen der Ohrstöpsel zu schreien.

»Lieber Himmel«, rief Sloan. Niemand hatte Mühe, das zu hören. »Was machen Sie hier?«

Der Aufnahmeleiter war so schockiert, dass er vergaß, die Kameras abschalten zu lassen. Schließlich wachte die Regieassistentin, die ihren Pferdeschwanz schier erwürgte, aus ihrer Betäubung auf und schrie: »Schnitt. Schnitt! Macht die Scheinwerfer aus.«

Die riesigen Lampen erloschen.

Die Helferin, dessen Aufgabe es war, die Straße frei zu halten, kam angerannt. Sloan durchbohrte sie mit einem hasserfüllten Blick. »Sie kamen direkt auf mich zugefahren«, schluchzte sie. »Die haben einfach nicht angehalten.«

Ein großer, grauhaariger Mann stieg aus dem ersten Fahrzeug aus und blickte sich um. Als er Sloan sah, ging er auf ihn zu.

»Was, in Gottes Namen, tun Sie hier?«, fragte Sloan. »Wissen Sie überhaupt, was Sie hier angerichtet haben?« Sein Gesicht war puterrot.

Der andere hob einen Ausweis hoch. »Ich bin Agent McIntyre. Sind Sie hier der Verantwortliche?«

»Wer sind Sie?«

»Wir sind Mitarbeiter der Bundesbehörde für Alkohol, Tabak und Schusswaffen, einer Abteilung des Finanzministeriums. Wir haben von US-Staatsanwalt in St. Louis die Information erhalten, dass Sie im Besitz nicht registrierter Automatikwaffen sind, und wir sind hier, um sie zu beschlagnahmen.«

»Das können Sie nicht tun!«

»Leeren Sie die Kammern von Ihren Waffen«, rief McIntyre den Schauspielern zu. »Sichern Sie die Waffen und legen Sie sie hier in den Van.«

Sloan rannte auf McIntyre zu, der ihn aber nicht weiter beachtete.

Ein anderer Mann stieg aus dem Wagen und betrachtete aufmerksam den aufsteigenden Rauch und die zerstörte Landschaft. Es war Detective Bob Gianno. »Sind Sie Anthony Sloan?«, fragte er.

»Natürlich bin ich das. Wissen Sie, was mich das hier kostet? Diese Szene ...«

»Sie werden verhaftet wegen Verstoßes gegen die Gesetze des Staates Missouri über den Besitz nicht registrierter Waffen. Würden Sie bitte Ihre Arme ausstrecken?«

... Siebzehn

Stace Stacey glättete das grau werdende Haar über seinen Ohren. »Ich fürchte, Sie haben einen Fehler gemacht«, sagte er völlig ruhig.

Er saß im Büro von Ronald Peterson, neben ihm der wütende, nervöse Tony Sloan, der die Sammlung der Aufziehspielsachen auf dem Schreibtisch des Staatsanwalts mit besonders verächtlichen Blicken bedachte.

»Fehler?«, fragte Peterson zurück. »Nein, das glaube ich nicht. Zunächst möchte ich ganz eindeutig klar stellen, dass Sie nicht wegen eines Bundesverbrechens belangt werden. Wir haben zwar eine offensichtliche Verletzung des Bundesrechts festgestellt, halten uns aber mit der Entscheidung über eine Anklageerhebung zurück. Gemäß dem Gesetz von Missouri ist der Besitz von nicht bei der Bundesbehörde registrierten Automatikwaffen eine Verletzung der Staatsgesetze. Unsere Kollegen in Maddox hatten gedacht, das sei Grund genug für Ihre

Festnahme. Sie sind diejenigen, die dahingehend aktiv geworden sind. Es war keine Bundesbehörde.«

»Sie sind ein Wichser«, schimpfte Sloan.

»Sie haben verstanden, was ich Ihnen gesagt habe?« Peterson zog begeistert eine Augenbraue hoch.

»Ich habe verstanden, dass wir in diesem Staat nie wieder einen Film drehen werden. Das habe ich verstanden.«

Peterson zuckte mit den Schultern. »Sie sind nicht verhaftet, also können Sie mit mir ohne die Anwesenheit eines Anwalts reden.«

»Das habe ich schon verstanden!«, bellte Sloan.

»Bitte fahren Sie fort, Mr. Stacey.«

»Ich bin zugelassener Waffenhändler auf Bundesebene der Klasse drei.« Stace legte einen kleinen Zettel auf den Schreibtisch, gleich neben einen Fußball mit Füßen. »Das ist meine Lizenz. Ich glaube, Sie wissen sehr gut, dass fast alle Waffenmeister und Requisiteure in Hollywood Händler der Klasse drei sind.«

Peterson blickte kurz auf die Lizenz. »Das bezweifle ich nicht, Sir. Es geht um die Waffen, um die ich mir Sorgen mache.«

»Jede einzelne dieser Waffen ist registriert, es wurden pflichtgemäß die entsprechenden Steuermarken gekauft, und ich habe das Recht, sie über Staatsgrenzen hinweg zu transportieren. Die ...«

»Das ist eigentlich nicht ganz richtig. Die Bundesbehörde muss verständigt werden ...«

»Doch, Sir, das ist ganz richtig.« Stace Stacey hatte trotz seiner ruhigen Art das Gespräch in der Hand. »Die Benachrichtigung erfolgte durch die Waffenverleihfirma. Ich habe diese Waffen von Culver City Arms and Props gemietet. Es gibt einen Link auf der Seite des Filmverbands zum Washingtoner Büro der Bundesbehörde für Alkohol, Tabak und Schusswaffen. Ich bin überrascht, dass ich das einem US-Staatsanwalt erklären muss.«

Peterson machte sich gewissenhaft Notizen und blickte stirnrunzelnd auf. »Leider können wir diese Benachrichtigung nicht finden.«

»Ich bin ein guter Freund von Steve Marring im Landesbüro der Bundesbehörde an der Küste. Ich schlage vor, Sie rufen ihn sofort an.«

»Die Ermittlungen wurden nicht von der Bundesbehörde eingeleitet. Die FBI-Agenten waren am Drehort und haben nach einem Ihrer Mitarbeiter gesucht ...«

»Pellam«, platzte Sloan dazwischen.

Peterson zögerte. »Ja«, bestätigte er dann kokett. »Sie haben Recht, es war Mr. Pellam. Woher wussten Sie das?«

Sloan rieb müde über seinen Nasenrücken, gab aber keine Antwort. »Meine Mitarbeiter haben die Maschinengewehre gesehen und mir davon erzählt«, fuhr Peterson schließlich fort. »Natürlich machen wir uns Sorgen, dass solche Waffen in die Hände verantwortungsloser Personen fallen könnten.«

»Ich habe vor nicht allzu langer Zeit über einen Mann in San Francisco gehört, der Highschool-Schülern vollautomatische Uzis verkauft hat«, bemerkte Stace freundlich. »Ich denke, Sie sollten sich um solche Situationen Sorgen machen.«

»Eine Tragödie, da bin ich mir sicher. Aber mein Amtsbezirk ist Missouri.«

»Mir reicht's«, rief Sloan. »Sie haben mich Hunderttausende von Dollar gekostet. Ich rufe meinen Anwalt an ...«

Peterson schüttelte den Kopf. »Mr. Sloan ... Ach, übrigens, *Helicop* hat mir wirklich gut gefallen. Ich denke, der Film hat mich zweihundert Eier gekostet, weil ich für meine Jungs an Weihnachten dieses ganze Spielzeug kaufen musste. Aber der Film hat mir gefallen.«

»Warum tun Sie mir das an?«

»Kommen wir etwa zu einer einvernehmlichen Lösung?«, fragte Peterson freudig.

»Einvernehmliche Lösung?«

»Habe ich Ihnen erklärt, wie ich von diesen Waffen erfahren habe? Das habe ich doch, oder?«

Sloan beruhigte sich wieder. Der geheimnisvolle Ton in der Unterhaltung erinnerte an das, was man in Büros und Restaurants in Beverly Hills und West Hollywood zu hören bekam. Es war sehr zenmäßig – zu sprechen, während man nicht sprach. »Pellam?«

»Warum reden Sie nicht mit ihm, Mr. Sloan. Einfach nur mit ihm

reden. Und fragen, ob er sich an irgendwas erinnert, was in der Nacht des Mordes an Gaudia passiert ist.« Er sah zu Stace. »Sie reden über Uzis in San Francisco. Nun, Mr. Pellam kann uns dabei helfen, einen Mann aus dem Verkehr zu ziehen, der noch viel Schlimmeres tut. Aber ohne seine Hilfe wird dieser Mann weiterhin frei herumlaufen, und eine Menge Menschen werden weiterhin unter ihm zu leiden haben.«

»Soweit ich verstanden habe, behauptet Pellam, er hätte nichts gesehen«, stellte Sloan klar.

»Behauptet.« Nun, ich weiß, dass er behauptet, er hätte nichts gesehen.«

»Warum bleibt er dabei?«, wollte Sloan wissen.

»Vielleicht hat er Angst – obwohl ich ihm versichert habe, dass wir ihn beschützen können. Ich persönlich glaube, dass er bezahlt wird ... nein, warten Sie, bevor Sie protestieren. Sie wären überrascht, was Menschen alles für Geld tun. Und Pellam ist immerhin vorbestraft.«

»Was?«, flüsterte Sloan.

»San Quentin. Hat fast ein Jahr gesessen. Ich habe angenommen, das wüssten Sie.«

Stace faltete die Hände in seinem Schoß und blickte Peterson direkt in die Augen. »John Pellam ist ein guter Mann. Er hatte ein paar Schwierigkeiten. Die hatten wir doch alle schon mal.«

»Du wusstest das und hast mir, verdammt noch mal, nichts davon gesagt?«, schrie Sloan seinen Waffenmeister an.

Stace Stacey war kein fester Mitarbeiter von Missouri River Partnership, und Tony Sloan war nur einer von fast dreißig Regisseuren, die ihn regelmäßig engagierten. Und von diesen Kunden war Sloan die größte Nervensäge. Den Wettkampf der Blicke mit seinem Regisseur gewann Stace mit Leichtigkeit, und er lächelte traurig, als wäre ihm dessen kindisches Verhalten unangenehm.

»Totschlag«, erklärte Peterson, erfreut, dass Sloan eine weitere Runde in diesem Treffen verloren hatte.

»Er hat seine Strafe abgesessen«, sagte Stace. »Er ist aus der Sache draußen. Er war damals ein guter Regisseur, heute ist er ein guter Location Scout.«

»Pellam war Regisseur? Warum habe ich das nicht gewusst?«

»Wahrscheinlich hast du damals gerade Werbefilme für Laufschuhe in New York gedreht«, meinte Stace, ohne dass die Ironie aus seiner Stimme herauszuhören gewesen wäre.

Peterson machte sich wieder Notizen. »Ich werde überprüfen, was Sie mir über Ihre Waffen erzählt haben, Mr. Stacey, und wenn Sie Recht haben, können Sie sie gleich als Erstes am Dienstagmorgen abholen, und die Anklage wird fallen gelassen.«

»Ich habe Recht, Sir«, betonte Stace. »Und ich rate Ihnen, mir die Waffen gleich jetzt auszuhändigen.«

»Dienstag?«, stieß Sloan hervor. »Ich kann keine drei Tage warten. Das Budget ist schon weit überzogen. Wir sind ...«

»Leider ist heute Samstag«, erklärte Peterson. »Im Büro in Washington ist natürlich niemand. Morgen ist Sonntag, und Montag ...«

»... ist Kolumbus-Tag.« Er schloss die Augen und schüttelte den Kopf. »Mein Gott. Warum haben Sie bis heute Morgen gewartet? Sie wussten von den Waffen doch schon seit zwei, drei Tagen.«

Peterson sah zu Sloan. »Glauben Sie, wir erreichen eine einvernehmliche Lösung? Ja?«

Sloans Ärger ließ nach. »Kann sein. Vielleicht.«

»Was Sie vorzuschlagen scheinen, ist ...«, begann Stace, wurde aber mit einem Wink von Sloan zum Schweigen gebracht.

»Wenn es sonst nichts mehr gibt, meine Herren«, sagte Peterson. »Ach ja, als Zeichen des Vertrauens werde ich mit der städtischen Polizei reden und ihnen empfehlen, Sie gegen eine schriftliche Schuldenkenntnis Ihrerseits zu entlassen.«

»Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar. Sie scheinen ein vernünftiger Mensch zu sein.«

»Eine Sache noch, Mr. Sloan.« Peterson schob ihm ein Blatt Papier zu. »Besteht die Möglichkeit auf ein Autogramm? Sie wissen schon, für die Jungs.«

Schon wieder das FBI?

Das heftige Klopfen an der Wohnwagentür hörte sich genauso an wie das der Bundesagenten. Doch Pellam führte bereits eine lange Liste mit potentiell feindlichen Besuchern. Es konnte also jeder sein. Als er öffnete, hatte er den Colt Peacemaker hinter seiner schwarzen Come-des-Garçons-Sportjacke versteckt.

Tony Sloan nickte zum Gruß, als er, ohne auf eine Aufforderung zu warten, eintrat. Pellam hatte schon überlegt, einen Witz in der Art von ›Tote aufwecken‹ zu machen – wegen dem Lärm und wegen den beiden Verstorbenen, Ross und Dehlia. Aber Tony Sloan schien viel zu wütend für Witze zu sein, so dass Pellam nur ein »Komm doch rein« rausbrachte, als Sloan schon im Wagen war.

Sloan ging direkt zur Theke, auf der eine Flasche Bourbon stand, und schenkte zwei Gläser ein. »Warst du beim letzten Dreh?«

»Bin zu spät gekommen. Aber ich habe schon gehört. Probleme mit den Waffen?«

Sloan gab ihm eine kurze Zusammenfassung der Ereignisse, die darin gipfelten, dass er in Handschellen abgeführt worden war.

»Mein Gott«, flüsterte Pellam. »Stace ist ein sehr umsichtiger Mensch. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er einen solchen Fehler gemacht hat.« Sloan war eigenartig nachdenklich, und seine Blicke huschten nicht durch den Wohnwagen. Er war ruhig, fast traurig.

Er atmete den Whiskeygeruch ein und leerte das halbe Glas. »Also, John, jetzt erzähl keinen Quatsch. Sag mir einfach, was war. Hast du diesen Typen gesehen?«

Pellam dachte, er meinte den Polizisten, der ihn verhaftet hatte. »Ich habe doch gesagt, dass ich zu spät gekommen bin. Ich ...«

»Ich rede von dem Mann im Lincoln.«

»Deswegen bist du hier?« Pellam lachte. »Du hast mit ... wem geredet? Den Detectives in Maddox.« Nein, natürlich nicht, dachte er. »Peterson. Du hast mit Peterson geredet.«

»John, sie können die Produktion für drei Tage stoppen. Wenn das passiert, wird das Studio oder die Versicherung die Sache übernehmen. Es könnte sein, dass es den Film nie geben wird.«

»Ich habe ihm gesagt, dass ich niemanden gesehen habe. Sonst hätte ich *es jedem* erzählt. Sieh mal, Tony, das ist Erpressung. Am Dienstag wird Peterson sagen: Tut mir Leid, wir haben einen Fehler gemacht. Ruf die Rechtsabteilung vom Studio an. Ruf Hank an.«

»John, was ist mit dem Geld?«

»Geld?«

»Ich habe gehört, du versuchst, mit Marty Weller zusammen was auf die Beine zu stellen, und deswegen musst du Geld auftreiben.«

»Das stimmt. Aber das hat nichts mit dir oder sonst jemandem hier zu tun.«

»Bezahlt dich jemand, damit du nicht aussagst, John?«

Pellam senkte leicht den Kopf und atmete langsam die nach Whiskey riechende Luft ein. »Ich glaube, wir zwei haben uns nichts mehr zu sagen.«

»Doch.« Sloan beugte sich vor und deutete mit seinem knotigen Finger auf Pellam. »Eine Sache gibt's noch zu sagen. Du erzählst Peterson, dass dieser Peter Crimmins im Lincoln gesessen ist. Mir ist es scheißegal, ob du ihn gesehen hast oder nicht. *Ich* weiß, dass er im Wagen saß, obwohl ich nicht mal weiß, wer das ist!«

»Tut mir Leid, Tony.«

»Wie viel bezahlt er dir?«

»Ich bitte dich, jetzt zu gehen.«

»Wenn du deinen Job behalten und dein Geld haben willst, dann erzähl Peterson, was er wissen will.«

»Das ist Geld, das du mir sowieso schuldest.«

»Wenn ich diesen Film nicht in drei Tagen im Kasten habe, wird es für niemanden irgendwelches Geld geben.«

»Das ist nicht mein Fehler. Ich habe meine Arbeit getan. Verkauf einen von deinen Ferraris und bezahl mich.«

Sloan stellte das Glas auf die kleine Theke. Er wirkte ruhig, aber die Sehnen am Hals unterhalb des Bartansatzes standen bedrohlich weit vor. »Oh, ich weiß über dich Bescheid, Pellam«, zischte er boshaft zwischen seinen zusammengepressten Zähnen hindurch. »Ich habe mich umgehört. Du und deine pseudokünstlerischen Filme,

du und dein *Cahier du Cinema*, du und deine Kumpel, mit denen du rumsitzt und über Cannes und Autorenfilmtheorien faselst. Du reißt deine Witze, bringst die ganze Crew zum Kichern. *Bonnie und Clyde, Sie kannten kein Gesetz*. Aber sag mir nur eines, Pellam: Wie viele von diesen Leuten bezahlst du? Wie viele von ihren Kindern bringst du durchs College? Wie viele Menschen sind gekommen, um deine Filme anzuschauen, und wie viele kommen, um meine zu sehen?«

Pellams letzter Film, bei dem er Regie geführt hatte, *Central Standard Time*, war nie zu Ende gedreht worden. Hauptdarsteller wäre Tommy Bernstein gewesen, der an einem von Kokain verursachten Herzanfall in der zweiten Woche der Dreharbeiten am Set gestorben war. Der Film davor hatte in Cannes eine Goldene Palme gewonnen, war aber nur in New York, Montreal, Toronto, Los Angeles und in solchen Städten gezeigt worden, in denen es auch für Kultfilme Videogeschäfte gab. Mit dem, was Tony Sloan sagte, hatte er absolut Recht.

»Ich werde Peterson nicht sagen, dass ich gesehen habe, wer in dem Wagen saß«, erwiderte Pellam ausdruckslos.

»Dann bist du gefeuert. Verzieh dich. Gib die Papiere und alles, was der Firma gehört, an Stile weiter. Er wird als Location Manager weitermachen.«

»Ich werde dich verklagen, Tony. Das will ich zwar nicht, werde es aber tun.«

»Wenn dieser Film nicht fertig wird, Pellam, werde ich dich wegen meiner Bezahlung verklagen. Das sind eins Komma sieben Millionen. Und selbst, wenn ich verliere, wirst du alleine den Rechtsanwälten eine halbe Million an Gebühren in den Rachen werfen müssen. Du respektierst nicht, wer ich bin, in Ordnung, aber du hast nicht das Recht, mir den Boden unter den Füßen wegzureißen.«

»Hast du das gewusst?«, fragte Ralph Bales.

Stevie Flom blickte auf die Seite des *Reporter*, des Lokalblatts von

Maddox, die ihm Ralph Bales hinhielt, konnte aber nicht erkennen, was er wissen sollte. »Ich lese meistens den *Post-Dispatch*.«

»Ja, gut, ich wette, das stand auch im *Post-Dispatch*. Sieh mal, es ist eine Agenturmeldung. Das heißt, viele Zeitungen bekommen sie.«

Sie saßen am Ufer in St. Louis, über ihnen der silbrige Bogen, der gleichzeitig stolz und unheimlich aussah, wie ein riesiges Spielzeug. Vor ihnen klatschte das trübe, wie Gallenflüssigkeit aussehende Wasser gegen die Pfeiler. Aus den Lautsprechern eines bonbonroten Ausflugsboots, eines Schaufelraddampfers, ertönte blecherner Jazz. Ralph Bales hatte gelesen, als Stevie Flom zu ihm gekommen war. Mit dem Rücken gegen ein schäbiges Geländer gelehnt, war er völlig in seine Zeitung versunken gewesen.

Stevie Flom fror und war nicht daran interessiert, was in der Zeitung stand. Er hatte in der Nacht nicht gut geschlafen, sich hin und her gewälzt und dem Wind gelauscht, der an dem Baum vor seinem Schlafzimmerfenster gerüttelt hatte. Lange Zeit hatte er den Baum angestarrt. Als er ins Bett gegangen war, hatten noch siebzehn Blätter daran gehangen. Als er aufgewacht war, waren es noch acht. Seine Frau schlief neben ihm mit einem Lächeln auf ihren Lippen, das ihn total sauer gemacht hatte.

Dann war sie fröhlich und glücklich aufgewacht, was ihn auch sauer gemacht hatte.

Das, worüber er Bescheid wissen sollte, war ein Flugzeug, das senkrecht startete und dann die Tragflächen ausklappte, so dass es wie ein normales Flugzeug fliegen konnte. »Das ist echt eine prima Idee.« Ralph Bales zeigte auf eine verlassene Anlegestelle am Fluss. »Schau, da könnte es landen. Wir müssten nicht extra nach Lambert rausfahren. Das ist das Schlimmste am Reisen, wenn du mich fragst: zum Flughafen zu kommen.«

Stevie Flom verreiste nicht viel. Nach Reno, natürlich. Und einmal waren er und ein paar andere Typen nach Puerto Rico ins Kasino geflogen. Mit seiner Frau war er nach Aruba gefahren, wo es nichts als Sand und Wind gab und es so heiß wie in einem Backofen war. Er fragte sich, warum Ralph Bales so viel reiste, wenn er sich ärgerte, dass er extra zum Flughafen fahren musste.

»So ein Ding hätte ich gerne.«

»Ja«, sagte Stevie Flom und blickte auf das Bild des Flugzeugs, das, wie er nach einigem Überlegen feststellte, tatsächlich eine gute Idee war. Er dachte, dass er mit dem Geld, das er von Lombro bekommen würde, mit seiner Frau noch einmal in Urlaub fliegen könnte. Oder vielleicht mit einer seiner Freundinnen. Er müsste sich nur entscheiden, mit welcher.

»Ich habe das Okay zum Weitermachen«, wechselte Ralph Bales das Thema und blätterte zur Titelseite vor, wo es keine Flugzeuge oder andere Ideen gab.

»Du hast ... ach so, du kümmerst dich um den Typen aus dem Wohnmobil. Der mit dem Bier! Warum dauert das so lange?«

»Lombro war nervös. Ich weiß nicht, er ist ...«

»Ein komischer Kauz ist er.«

»Ja, ein komischer Kauz. Er hat deinen Anteil auf zehn erhöht.«

»Zehntausend?«

»Natürlich tausend. Was denkst du denn?«

»Hm, warum?« Tiefe Falten bildeten sich auf seiner Babyhaut, als er grinste.

»Warum? Entschuldige mal, soll ich anrufen und sagen, du gibst das Geld zurück?«

»Ich bin doch nur neugierig.«

»Neugierig. Er ist neugierig«, flüsterte Ralph Bales. »Du musst es wie einen Unfall aussehen lassen.«

»Unfall? Warum?«

»Weil es so aussehen muss. Deswegen mehr Geld. Ich dachte, vielleicht irgendwas mit seinem Motorrad.«

»Er hat ein Motorrad?«

»Diese gelbe Yamaha. Sie steht immer hinten auf seinem Wohnmobil.«

»Klar«, meinte Stevie. »Ein Motorradunfall. Das ist einfach.«

Als würde er so was jeden Tag machen.

Stevie Flom dachte: In Maddox kann man leicht einen Wagen klauen, aber kaum mit einem herumfahren, wenn man ihn geklaut hat.

Die Polizei hatte nicht viel mehr zu tun, als Autos zu überprüfen, und der Ort war kaum groß genug, um sich im Verkehr zu verlieren. Er wurde von zwei Beamten beäugt, als er wie ein gesetzestreuer Bürger aus der Stadt hinausfuhr. Zudem war Stevie unzufrieden, weil dieser Dodge hier einem Autoverleih gehört hatte, was hieß, dass die achtzigtausend Kilometer, die er auf dem Tacho hatte, hart, rücksichtslos und mit durchgedrücktem Gaspedal gefahren worden waren. Das verdammte Ding klapperte und schepperte, und die Klimaanlage zischte, obwohl sie nicht mal eingeschaltet war.

Doch der Wagen war ziemlich schnell und konnte mit dem Motorrad mithalten, obwohl der Biertyp wie ein Wahnsinniger fuhr. Stevie hatte schon Angst, dass er dem Arsch dieses Mannes zum Abschied einen Kuss geben müsste, wenn er mit seiner Yamaha anfangen würde, dauernd die Spur zu wechseln. Er drückte das Gaspedal durch und holte auf.

Stevie mochte zwar einen ramponierten Wagen fahren, aber in einer Hinsicht hatte er Glück gehabt. Er war genau in dem Moment am Bide-A-Wee-Campingplatz eingetroffen, als der Typ aus seinem Wohnmobil gekommen und auf die Yamaha gesprungen war. Er hatte sogar kurz zu Stevies Wagen geschaut, aber nicht auf den Fahrersitz. Stevie war vorbeigefahren. Im Rückspiegel hatte er gesehen, wie der Mann die Yamaha gestartet hatte. Stevie hatte langsam gewendet und war ihm gefolgt.

Jetzt wechselte der Biermann auf der Schnellstraße dauernd die Spur, preschte vor, bremste scharf und ordnete sich mit dreißig Stundenkilometer über dem Tempolimit wieder auf der Überholspur ein. Stevie schaffte es mit schwitzenden Händen, mitzuhalten, wurde aber bald mit einer reibungslosen Fortsetzung der Fahrt Richtung St. Louis belohnt.

Während er mit dem Goldring, den er am kleinen Finger trug, aufs Lenkrad schlug, dachte er über seinen Vater nach. Er hatte ein eng begrenztes, aber eindruckliches Repertoire an Bildern des alten Mannes in

seinem Kopf, und ihm wurde klar, dass einige davon auch zu diesem Typen auf dem Motorrad passten. Schlank, Mitte dreißig, Lederjacke, Motorrad. Dieser Gedanke versetzte ihn wieder in schlechte Laune, so dass er sich genervt zur Seite beugte, um das Radio einzuschalten. Es war ein digitales Modell, bei dem er nicht herausfinden konnte, wie er den Supersender von St. Louis – wir bringen die besten Hits, rund um die Uhr – einstellen musste. Bei den alten Dingen brauchte er nur bis zum gewünschten Sender drehen, dann den Knopf rausziehen und wieder reindrücken. Aber bei diesem elektronischen Zeug? Der totale Scheiß!

Mit voller Wucht zertrat er das Gehäuse mit dem Stiefelabsatz. Irgendeine klassische Musik spielte weiter. Noch ein Tritt, und das Plastik knackte, und der Lautsprecher zischte nur noch.

Stevie Flom kümmerte sich nicht weiter um das Radio, sondern konzentrierte sich wieder auf das Motorrad.

Donnie Buffett sah sie nicht gleich. Er öffnete die Augen und hatte Angst, den Kopf zu bewegen. Er dachte, wenn er sich bewegte, müsste er kotzen. Er hatte ein paar Pillen verabreicht bekommen, weil die Schmerzen von der Schusswunde in seiner Schulter wieder zugenommen hatten, und diese Pillen verursachten Übelkeit.

»Es tut mir so Leid«, sagte sie.

»Penny, Liebling ...« Er streckte seine Hand nach ihr aus, die sie – was komisch war – in ihre beiden Hände nahm. Dann küsste sie seine Finger und rieb sie an ihrer Wange.

Er blickte sie an, als hätte er sie seit Monaten nicht, als hätte er sie noch nie in seinem Leben gesehen. Dunkles, dichtes Haar, schmales, hübsches Gesicht. Gute Figur, schlechte Haltung, Schultern nach vorne, um die großen Brüste zu kaschieren, mit denen sie immer unzufrieden war. Sie trug Kleider, von denen er wusste, dass sie sie besaß und die sie schon vorher getragen, aber die ihm nicht vertraut waren: ein graues Kostüm, orangefarbene Bluse, helle Strumpfhose.

Buffett wünschte sich, Penny hätte ein Kind, damit sie nicht so al-

leine wäre. Jemand, für den Penny stark sein müsste. Irgendwo in ihr schlummerte eine Kraft, glaubte er, doch sie brauchte jemanden oder etwas, um sie herauszulocken.

Sie reichte ihm eine Einkaufstüte. Sie hatte ihm ein paar Kekse gebacken – das hatte er Pellam ja gesagt: Sie war eine begnadete Köchin – und ihm in einer anderen Tasche eine Tüte Kartoffelchips und einen Becher mit Zwiebelsoße mitgebracht. Und einen *Reader's Digest* und ein paar Kreuzworträtsel.

Donnie Buffett hatte noch nie in seinem Leben Kreuzworträtsel gelöst.

Sie beugte sich hinunter und küsste ihn wie einer Schwester auf die Wange. Er roch ihr Parfüm. Buffett fragte sich, ob man den Geruchssinn verliert, wenn man einen Schuss ins Genick bekommt.

Aber ihm war natürlich nicht in den Nacken geschossen worden. Nur in den Rücken. Zum Glück. Er konnte immer noch riechen wie ein Weltmeister.

»Danke, Schatz«, sagte er mit Blick auf die Kreuzworträtsel.

»Ich habe hier ein paar für dich angestrichen.« Sie schlug den *Reader's Digest* auf. »Mein Kampf gegen die Leukämie.« Und noch einen anderen: »Lebe dein Leben 365 Tage im Jahr.«

Ein anderer Artikel stammte aus dem *Higher Self Magazin* mit dem Titel: »Freude: Schnapp sie dir!«

»Ich weiß nicht, ob du das essen darfst«, meinte Penny, als Buffett zu den Chips schaute.

»Klar. Mir ist doch nicht der Blinddarm rausgenommen worden oder so.«

Sie nickte ernst.

Buffetts Haar war völlig zerzaust und hing über seine Stirn. Immer wieder schob er die Strähnen aus seinem Gesicht. Plötzlich hatte er seinen Arm nicht mehr unter Kontrolle, so dass er gegen das metallene Kopfteil des Bettes schlug.

»Scheiße«, flüsterte er.

Penny war schockiert. »Die Krankenschwester.« Voller Panik stand sie auf und suchte nach dem Klingelknopf.

»Es ist alles in Ordnung. Es ist nichts. Das liegt nur an den Pillen, die ich nehme.«

»Die Krankenschwester!«

»Penny.«

Keiner bewegte sich. »Es tut mir so Leid.«

»Hör auf, das zu sagen. Warum sagst du das die ganze Zeit?« Er öffnete die Chipstüte und aß ein paar, um ihr zu zeigen, dass sie ihm schmeckten. Sie in die Soße zu tauchen, brachte er nicht über sich. Dann probierte er einen Keks. Er war gut. Er aß noch einen. Der süße Geschmack erinnerte ihn an sein Letztes Abendmahl, den Doughnut mit Kaffee, den Pellam ihm gebracht hatte. Er griff zur Tüte, die sie mitgebracht hatte, und wollte sie neben das Bett auf den Boden stellen. Er merkte, dass noch eine Kerze darin war, und nahm sie raus. »Penny ...«

»Ich weiß, was du denkst, aber es ja kann nichts schaden. Und Öl ist auch drin.«

»Öl.«

Sie stand auf und nahm ihm die Tüte ab. »Es ist Wünschöl.«

»Wünschöl.«

»Ja, man gießt ein bisschen in die Badewanne ...«

»Na, ich kann doch nicht baden.« Er war wütend. »Wie soll ich denn baden?«

Mit Tränen in den Augen blickte sie ihn an. »Ich glaube nicht, dass man es ins Badewasser schütten muss. Ich meine, wenn es im Badewasser funktioniert, dann müsste es doch auch reichen, wenn man ein bisschen davon auf die Haut tupft, oder? Ich weiß, dass es funktioniert«, versicherte sie. »Du wünschst dir einfach, dass du wieder gesund wirst. Reibe ein bisschen Öl auf deine Haut, dann wünsch es dir ganz ganz ganz fest. Ich habe gestern Abend eine Stunde und sieben Minuten meditiert ...«

Als die panische Angst das hört, macht sie sich gleich wieder bemerkbar. Sie beginnt, sich durch Donnies Bauch zu wühlen.

Schweißtropfen bilden sich auf seiner Stirn.

Heiliger Jesus, wie sie herumwirbelt! Sie rast in seinem Innern her-

um, spielt mit dem Schmerz in seinen Beinen, huscht zum Herz hinauf, tanzt über seinen Schoß – aber ein Stück weiter runter schafft sie es nicht. So ein Scheiß.

Die panische Angst ...

Er unterdrückt sie. Er ballt die linke Hand zur Faust und presst die Nägel ins Fleisch. Er konzentriert sich auf den Schmerz, bereitet sich auf einen neuen Ausbruch vor. Das betäubt die panische Angst. Sie drosselt ihr Tempo und wird müde. Buffett beruhigt sich langsam. Penny schien die Abwesenheit ihres Mannes nicht zu bemerken und redete weiterhin über Einkaufen, ihre Eltern und die Selbsterfahrungsgruppe, zu der sie geht.

Endlich lässt die panische Angst ganz von ihm ab.

Buffett atmete tief durch und beruhigte sich. »Ich hätte gerne, dass du meine Ärztin kennen lernst«, unterbrach er sie.

Penny blinzelte.

»Dr. Weiser«, erklärte Buffett. »Sie ist die Beste in der Stadt.«

»Du weißt, was ich von Ärzten halte. Du brauchst mehr als ...«

»Aber ich brauche einen Arzt, Schatz«, widersprach er. »Komm, bitte. Schau sie dir wenigstens mal an.«

»Also gut«, versprach sie mit vor Freude funkelnden Augen. »Ja, ich würde sie gerne kennen lernen, und ich verspreche, dass ich ihr keinen Vortrag halte über ...«

Was würde sie sagen? Über den *richtigen* Weg, Medizin anzuwenden? *Holismus? Spiritualismus?*

Penny führte ihren Gedanken nicht aus, sondern legte wie ein schüchternes Schulmädchen ihre Hand aufs Herz. »Versprochen.« Dazu nickte sie, wahrscheinlich, ohne es zu merken, übertrieben ernst mit dem Kopf.

Es gab Momente, in denen Penny völlig normal zu sein schien. Dann glänzte ihr Haar und war hübsch gelockt, ihr Gesicht, aus dem richtigen Winkel betrachtet, war weich, ihr Kragen hochgeschlagen, um die knöchigen Schultern zu bedecken. In diesen Momenten hatte sie vielleicht die Hände gefaltet, die eingerissene Nagelhaut und die abgekauten Fingernägel waren nicht zu sehen, und in ihren Augen tanz-

te ein leicht rätselhaftes, leicht schüchternes Licht. Einfach nur bezaubernd.

In diesen Momenten erinnerte sich Donnie Buffett an die Frau, in die er sich verliebt hatte.

Sie erzählte ihm, wie sie und ihre Freunde für ihn singen und beten würden.

»Singen und beten«, wiederholte Donnie und war plötzlich müde. Erschöpft. Er schloss die Augen und wollte nur, dass er wieder in seinen tiefen Schlaf fiel. In den Schlaf, in dem er von Schmerzen träumte, die durch seine Muskeln flossen, Muskeln, in denen er jetzt überhaupt nichts spürte. Müdigkeit hüllte ihn ein und klammerte sich wie ein Collegemädchen während des Liebesakts an ihn.

»Ich bin erledigt, Schatz«, murmelte er und tat, als würde er wegdösen.

»Du solltest schlafen«, meinte Penny und berührte seine Hand.

»Hm.« Beinahe hätte Buffett seine Augen geöffnet und sie angeschaut. Aber er tat es dann doch nicht. Er bekam nur kurz ein schlechtes Gewissen, weil er sie täuschte.

Ich bin ein glücklicher Mann. Glückliche glücklich glücklich. Mir wurde nicht in den Kopf geschossen. Mir wurde nicht ins Herz geschossen. Mir wurde nicht ins Genick geschossen. Ich kann immer noch riechen.

Und er hörte ihre Stimme wie ein losgelöstes Flüstern. »Schlaf jetzt, Schatz. Ich werde nach Hause gehen.« Er hörte, wie Papier raschelte. »Das ist die Gebrauchsanweisung für die Kerze.«

Donnie Buffett atmete tief, als würde er schlafen. Doch schon binnen einer Minute wurde seine Lüge zur Wahrheit, und er träumte, dass er Ski fuhr, während vor ihm riesige, weiße Felswände in einen unendlich blauen Himmel emporragten.

Auf halbem Weg nach St. Louis erkannte Stevie seine Chance. Der Motor reagierte nur träge, als er aufs Gaspedal drückte, um einen rummelnden Lastwagen zu überholen.

Jetzt war er wieder hinter der Yamaha. Mit den hohen Schutzblechen und den langen Stoßdämpfern sah es aus wie ein Geländemotorrad, dem die Schlaglöcher und beschissenen Straßen in den Städten keine Probleme machen würden. Der Rahmen war schief. Stevie betrachtete die gelben Schutzbleche, die silbernen Stangen, den roten Helm und die Lederjacke des Fahrers, dann hielt er nach einer Ausfahrt Ausschau.

Achthundert Meter vor sich sah er eine und blickte in den Rückspiegel, um zu schauen, wer hinter ihm war. Ein weißer Sattelschlepper. Ohne Aufleger, nur die Zugmaschine mit zehn Gängen und einem Lenkrad, das so groß wie ein Autoreifen war. Der Laster würde zwar pneumatische Bremsen haben und leicht sein, aber bei hundert Stundenkilometern würde er fünfzig Meter weit rutschen.

Noch vierhundert Meter.

Stevie Flom blinkte.

Dann beschleunigte er, bis er einen Meter vom Biermann entfernt war, der nach vorne gebeugt auf seinem Motorrad lag. Die Sonne blitzte auf seinem Helm. Der Lastwagen hielt Abstand, weil er Stevies Blinklicht sah. Wahrscheinlich war er verwirrt, weil der Dodge nicht langsamer fuhr.

Noch hundert Meter.

Stevie fuhr auf die linke Spur.

Der Lastwagenfahrer muss sich gedacht haben, dass der Blinker falsch gesetzt war, und beschleunigte wieder, bis er auf zwei Wagenlängen hinter Stevie war. Rechts tauchte die Abfahrt auf.

Stevie drückte das Gaspedal ganz durch und riss das Lenkrad herum.

Mit seinem rechten vorderen Kotflügel rammte er das Hinterrad der Yamaha und hob es in die Luft.

Das Motorrad schlittert, der Fahrer blickt panisch über seine Schulter nach hinten, als es zur Seite kippte. Die Hupe und die quietschenden Bremsen des Lastwagens übertönen alles andere. Automatisch, aber sinnlos stemmt der Mann den linken Fuß in den Boden. Er wirft die Hände nach oben und wird über die Lenkstange nach vorne geschleudert.

Funken sprühen vom Benzintank des Motorrads. Der Helm kratzt über den Asphalt, als der Biermann mit achtzig Sachen, nach außen gestreckten Armen und mit zu einem Schrei aufgerissenen Mund, den Stevie nicht hören kann, über die Straße schliddert.

Stevie riss seinen Wagen in die Abfahrt und schaffte es gerade noch an einer gelben Tonne vorbei, als er auf vierzig herunterbremst. Er war mit seinem eigenen Lenkmanöver so beschäftigt, dass er nicht genau sehen konnte, was auf der Schnellstraße passierte. Dann war er unten angekommen. Oben quietschten Reifen und wurden Hupen gedrückt. Stevie kam gerade noch bei Gelb über eine Ampel und fuhr gemächlich auf eine schmierige, gepflasterte Straße mit Autowerkstätten, leeren Geschäften und schäbigen Bungalows nicht weit vom Mississippi entfernt.

... Achtzehn

Die Trauerfeier fand in einem kastenförmigen Gebäude im Zentrum von Maddox statt.

Beth Israel Memorial Chapel.

Pellam hatte nicht gewusst, dass Stile Jude war. Sie hatten über viele Dinge geredet, von Frauen über Whiskey bis zu Immobilien, aber Religion hatte zu den Gesprächsthemen gehört, die sie ausgeklammert hatten – darunter fiel auch die Frage, warum Stile bei seinem Beruf geblieben war, statt, wie viele Stuntmen, als Regisseur vom zweiten Drehteam zu arbeiten. Oder warum Pellam nach Tommy Bernsteins Tod nicht mehr Regie geführt hatte.

Pellam hatte mit Stiles Cousin in San Diego, seinem engsten noch lebenden Verwandten, gesprochen und erfahren, dass Stile als reformierter Jude aufgewachsen war. Anrufe wurden getätigt und ein Gottesdienst organisiert.

Die sterblichen Überreste waren auf dem Weg nach Südkalifornien, doch hier standen hundertachtundsechzig Menschen in einem düsteren Gebäude in einem schäbigen Viertel einer düsteren Stadt am Missouri, die schon lange jeglichen Charme, auch den der Neuheit, verloren hatte. Den Kleidern nach schienen die Gäste eher zu einer Modeschau statt zu einem Trauergottesdienst zusammengekommen zu sein – niemand hatte natürlich etwas Passendes für eine Beerdigung, doch Filmleute aus Hollywood hatten immer was Schwarzes im Gepäck, wenn auch in Form von Minikleidern und Strumpfhosen mit Naht und weiten Anzügen. Die Kippahs auf den Köpfen der Männer vervollständigten das surreale Bild.

Der Stunt-Koordinator, Stiles Chef, war ein harter, sechsundfünfzigjähriger Kerl mit verwischten Tätowierungen auf den Unterarmen, die jetzt von den Ärmeln eines verknitterten grauen Anzugs bedeckt waren. Er war unter John Fords Regie von Pferden gefallen und unter der von Sam Peckinpah durch Fenster gestürzt, aber jetzt weinte er wie ein kleiner Junge. Auch viele andere weinten. Alle hatten diesen Mann gern gehabt, der von vierzig Meter hohen Klippen heruntergefallen und durch Feuer gegangen war.

Pellam hatte keine Ahnung, was er sagen sollte. Stile war wegen ihm gestorben. Die Yamaha hatte der Missouri River Blues Partnership gehört, und als Pellam, wie von Sloan angeordnet, die Unterlagen an Stile ausgehändigt hatte, hatte Pellam gesagt: »Nimm doch auch die Yamaha mit, wenn du willst. Tony wird sie früher oder später sowieso von mir zurückverlangen.« Stile bedankte sich, ließ seinen Mietwagen auf dem Campingplatz stehen, damit Pellam ihn benutzen konnte, und preschte auf der Interstate los. Er hatte einen Termin in St. Louis mit Hank, dem Anwalt, wegen der Drehgenehmigungen für die berühmte Schlusszene in *Missouri River Blues*.

Was hätte Pellam schon sagen können?

Er legte den Arm um die Schultern einer der jungen Schauspielerinnen und ließ sie weinen. Der Geruch von bitterem Haarspray und Zigarettenrauch stieg in seine Nase. Die Frau war nicht hysterisch. Sie zitterte. Pellam weinte nicht. Er ging zu einer Bank und setzte sich ne-

ben mehrere andere Crewmitglieder, ältere Männer, Beleuchter. Ein Rabbi – oder vielleicht auch nur der Chef des Beerdigungsinstituts – trat vor die Gäste und begann zu sprechen. Pellam achtete nicht darauf, was er sagte. Diese Worte waren – zumindest für ihn – nicht wichtig. Der Zweck dieses Rituals hatte nichts mit Stile zu tun, im Moment jedenfalls nicht. Nicht auf die Predigt, sondern auf die Zeit, die sie in Anspruch nahm, kam es an – auf diese Stunde in einem mit Holz vertäfelten, stillen Raum, in dem die Männer respektvoll eine Samtkappe auf dem Kopf trugen, auf diesen Zeitraum, der allein für den Tod reserviert war.

Die sanfte Baritonstimme des Sprechers klang wie ein leises Dröhnen in Pellams Ohren.

Gerne hätte er gewusst, wie man betet. Er nahm sich vor, Sloan vorzuschlagen, *Missouri River Blues* dem toten Stile zu widmen. Der Film war alles andere als das Produkt einer künstlerischen Vision geworden, sondern spiegelte schlicht die atemberaubende Arbeit eines Stuntmans wider.

Nein, nicht vorschlagen. Was auch sonst zwischen ihm und Sloan war, Pellam würde auf der Widmung bestehen. Das war etwas, was er tun konnte.

Aber es war nicht genug.

Was Stevie Flom sagen würde, war: Erstens hast du den Kerl nicht sehr gut beschrieben. Zweitens kam der Kerl aus dem Wohnmobil und ging zum Motorrad. Drittens hättest du es selbst tun sollen ...

Er kam nur bis zum »Erstens«, als Ralph Bales ihn auch schon am Revers seiner schwarzen Members-Only-Jacke packte und gegen die Wand von Harry's Bar schleuderte.

»Meine Herren.« Der Barmann ermahnte sie lethargisch. Dies war eine schmutzige, nach Lysol riechende Bar mit Blick auf eine der weniger malerischen Raffinerien in Wood River in Illinois. Es war die Art von Bar, in der der Wirt nichts dagegen hatte, wenn zwei Männer –

zwei weiße Männer, die nicht allzu betrunken oder sonst wie weggetreten waren – aufeinander losgingen. Bis zu einem gewissen Punkt.

Ralph Bales blickte von den verängstigten Augen von Stevie Flom zu den kühlen Augen des Barmanns und ließ Stevie los. Er war drauf und dran gewesen, seinem Partner die Nase zu brechen, aber jetzt beschloss er, es nicht zu tun. Stevie rutschte auf den Boden und strich mit den Fingern durch sein stoppeliges Haar. »Ralph, komm schon.«

Ralph Bales drehte sich um und ging durch die Bar in das dahinter liegende Restaurant, wo er sich an einen Tisch setzte. Stevie folgte ihm wie ein junger Hund, der den Hintern voll gekriegt hatte, und setzte sich ihm gegenüber.

»Du bist ein Arschloch«, sagte Ralph Bales.

»Erstens ist er aus dem Wohnmobil gekommen und auf seine Yamaha gestiegen. Woher hätte ich wissen sollen, dass noch jemand anderes drin ist? Du hast gesagt, er fährt Motorrad. Außerdem hast du ihn sowieso nicht beschrieben.«

»Halt's Maul und hör zu. Jetzt ist Lombro wirklich sauer.«

»Es war nicht mein Fehler.«

»Hallo? Entschuldige mal! Wann wirst du endlich lernen, dass Typen wie er über Fehler gar nicht nachdenken. Was willst du ihm sagen? ›Na so was, Mr. Lombro, zuerst habe ich einen Polizisten angeschossen, und jetzt habe ich den falschen Mann umgebracht, aber ich habe eine Entschuldigung.«

»Hast du ihm gesagt, dass ich es war?«, flüsterte Stevie.

Zu Ralph Bales' Schadenfreude war der Junge jetzt richtig nervös. Er ließ ihn ein paar Sekunden lang zappeln. »Ich habe ihm deinen Namen nicht genannt.«

»Danke, Ralph. Das war schwer in Ordnung von dir.«

»Ich habe ihm nur gesagt, dass ein Typ, den wir engagiert haben, einen Fehler gemacht hätte.«

»Den *wir* angeheuert haben.« So, als ob wir zwei jemand anderes engagiert haben? Dann wird er nicht glauben, dass ich es war.« Stevie nickte. »Das war gut.«

»Er war sauer, aber er wird nichts unternehmen. Er wird uns aber

nicht den ganzen Bonus bezahlen, weil wir die Sache vermässelt haben, aber irgendwas wird er uns geben. Wenn du es diesmal richtig machst ...«

»Vielleicht könntest du ihn mir diesmal besser beschreiben.«

»Vielleicht könnte ich dich auch an die Hand nehmen und dich ihm vorstellen ...«

»Ralph, komm schon.«

»Stevie, diese Sache entgleitet uns.«

»Vielleicht sollten wir einfach verschwinden.«

»Ohne Geld? Ich wünschte, du hättest den Bullen richtig erledigt.«

»Das hättest du auch tun können«, warf Stevie vorsichtig ein.

Ralph Bales öffnete den Mund, um zu protestieren, dann erinnerte er sich daran, wie er mit dem Lauf seiner Waffe im Haar des Bullen herumgespielt hatte. »Das hätte ich, ja.«

Als die Kellnerin kam, bestellten sie Whiskey, mit einem Bier zum Nachspülen, und Hamburger. Als sie wieder fort war, sagte Ralph Bales: »Also gut, dann erledige den Zeugen, aber diesmal richtig.«

»Ja klar, sicher«, beruhigte ihn Stevie. »Willst du immer noch, dass es wie ein Unfall aussieht? Ich meine, wenn es das ist, was du willst ...«

Ralph Bales überlegte. »Mach es, wie du willst. Mir ist das egal.«

Stevie war erleichtert. »Ich will nur noch eines sagen: Erstens hast du den Kerl nicht sehr gut beschrieben ...«

Ralph Bales fauchte ihn an.

Stevie hob abwehrend seine Hände und grinste. »Das war ein Witz, Ralphy. Ein Witz. Man darf doch bei solchen Sachen nicht den Humor verlieren.«

»Er hat meinen Freund getötet, und ich werde ihn kriegen«, sagte Pellam.

Donnie Buffett hatte kein Interesse an dem, was Pellam vorhatte. Penny hatte angerufen und fünf Minuten lang am Telefon gesungen, während er den Hörer zuerst ungläubig, dann angewidert angestarrt hat-

te. Schließlich hatte er auf die Gabel gedrückt und den Hörer nebenhin gelegt. Dann war er nach unten gebracht worden, wo man den ganzen Vormittag über an ihm herumgedrückt und -gefummelt hatte. Der junge Praktikant hatte gesagt, er solle seinen Sphinkter zusammenziehen. »Meinen was?«, hatte er gereizt nachgefragt. »Ihr Rektum, ziehen Sie es zusammen«, hatte sich der Praktikant genauer ausdrücken wollen. »Ach, Sie meinen mein Arschloch?«, hatte Buffett so laut gerufen, dass es auch wirklich jeder Patient auf dem Flur hören konnte.

Der Rest der Untersuchung verlief so ähnlich.

Und jetzt stand Pellam schwitzend und mit vor Wut weit aufgerissenen Augen vor ihm und redete darüber, sich irgendwelche Leute zu schnappen.

»Hören Sie, Sie klauen mir meine Waffe, Sie halten mir einen Vortrag über Dinge, die Sie nicht verstehen, und dann kommen Sie rein und faseln was über irgendeinen Mord. Was genau wollen Sie von mir?«, fragte Buffett ausdruckslos.

Pellam beugte sich zu ihm hinunter. Buffett blinzelte in das Gesicht, das so nah war, dass er sogar die Poren und die Stellen deutlich erkannte, wo die Haare an der Stirn aus der Kopfhaut wuchsen.

Der Ausdruck in Pellams Augen erinnerte ihn an den von jungen Polizisten nach ihrer ersten Schießerei; ironisch und voller Energie, aber auch ruhig – zynischerweise aufgrund der Begegnung mit dem Tod. Und aus diesem Grund auch schaurig. Sehr schaurig.

»Der Mann im Lincoln hat meinen Freund umgebracht«, erklärte Pellam.

Buffett antwortete nicht, so dass Pellam ihm von Stiles Tod berichtete. »Sie haben uns verwechselt. Sie haben gesehen, wie er aus meinem Wohnwagen gekommen und auf das Motorrad gestiegen ist, dann haben sie ihn getötet. Sie dachten, ich wäre es.«

»Schauen Sie, Pellam, es ist ein Wahnsinn, in der Stadt mit dem Motorrad zu fahren. Unfälle passieren einfach. Ich könnte Ihnen die Statistiken zeigen.«

»Ich scheiße auf Statistiken. Ich will, dass Sie mir erzählen, wie ich es machen muss.«

»Was tun?«

»Ihn verhaften. Kann ich auf ihn schießen, wenn es sein muss?«

Buffett dachte nicht mehr an den Gesang, das Herumdrücken und die Fummelei. Pellam mit seinen schaurig-ruhigen Augen zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. »Lassen Sie mich mal anrufen.« Er telefonierte zehn Minuten, während Pellam aus dem Fenster schaute. Pellams Lippen bewegten sich ab und zu wortlos. »Besteht denn die Möglichkeit, dass die Sache irgendwie mit Pellam zusammenhängt?«, fragte Buffett ins Telefon. »... Hm. Ja, hm, ich weiß, was ihr Jungs denkt, aber ich glaube so langsam, dass er in Ordnung ist ... Ja, Pellam meine ich. Ich bin gar nicht mehr so sicher, dass er den Typen im Lincoln gesehen hat.«

Pellam drehte den Kopf.

»Na ja, tut, was ihr nicht lassen könnt«, räumte Buffett ein. »Aber macht's ihm nicht so schwer. Es war sein Kumpel, der getötet wurde.«

Als er auflegte, sagte er: »Sie sagen, es war ein Unfall. Fahrerflucht. Der Lastwagenfahrer hat ausgesagt, dass der Wagen das Motorrad geschnitten hat. Die Autonummer stammt von einem gestohlenen Dodge.«

»Sehen Sie? Gestohlen.«

»Bei gestohlenen Autos wird meistens Fahrerflucht begangen.«

Pellam beugte sich wieder vor. »Hören Sie, ich weiß, dass es der Typ mit dem Muttermal im Gesicht war. Er muss gesehen haben, wie ich nach dem Überfall auf Nina zu Peterson ins Büro gegangen bin.«

»Ich habe Gianno und Hagedorn gesagt, sie sollen sich die Sache mal anschauen. Sie ...«

»Sich die Sache anschauen?«, platzte Pellam heraus. »Anschauen? Das Einzige, was sie machen, ist, mich zu schikanieren. Sie verstehen das nicht. Ich werde in fünf Minuten durch diese Tür gehen und diesen Kerl suchen, der meinen Freund getötet hat, und ich werde ihn finden. Wenn Sie mir nicht helfen wollen, dann scheren Sie sich zum Teufel!«

»Hören Sie, Pellam, wenn dieser Typ das gemacht hat, ist er ein Profi. Er wird nicht einfach zulassen, dass Sie ihn verhaften. Sie, ganz allei-

ne, ohne Verstärkung? Sind Sie denn übergeschnappt? Wollen Sie ihn etwa umlegen, wenn es nicht anders geht? Haben Sie überhaupt schon mal auf jemanden geschossen?» Buffett schüttelte gönnerhaft lächelnd den Kopf.

Pellam öffnete den Reißverschluss seiner Jacke und zog den Colt Peacemaker aus seinem Gürtel. Buffetts Grinsen erstarb, als er zusah, wie die Waffe wieder im Hosenbund verschwand.

»An eine Sache sollten Sie vielleicht auch noch denken«, meinte Pellam ruhig. »Der Typ mit dem Muttermal ist möglicherweise der Partner von dem Mann, den ich aus dem Lincoln habe steigen sehen, und damit ist er derjenige, der Sie angeschossen hat.«

Nein, daran hatte Buffett nicht gedacht. Tat es aber jetzt für einen langen Moment. »Ich bin Polizist«, sagte er langsam. »Ich kann Ihnen nicht dabei helfen, jemanden zu töten. Ganz egal, wer es ist.«

»Ich werde ihn nicht töten. Ich werde ihn verhaften.«

Buffett berührte vorsichtig mit der Zunge seinen Mundwinkel. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll.«

»Wie kann ich jemanden verhaften? Muss ich erst dafür sorgen, dass er gesteht? Kann ich ihn einfach verhaften wie im Kino? Muss ich ihm seine Rechte vorlesen?«

Buffett, der Polizist, überlegte. »Hm, es liegt kein hinreichender Tatverdacht vor. Der Lastwagenfahrer hat den Fahrer vom Dodge nicht gesehen. Unsere Jungs gehen immer so vor, dass sie einen Verdächtigen suchen, ihn aufs Revier bringen und verhören. Sie verhaften ihn nicht. Sie reden einfach nur mit ihm. Da bekommt er keinen Anwalt, sondern kann aufstehen und jederzeit gehen.«

»Nur mit ihm reden?«

»Wir versuchen, Widersprüche aufzudecken. Vielleicht nennt er Leute, die ihm ein Alibi verschaffen sollen, aber wir können sie unter Druck setzen und dazu bringen, dass sie das Gegenteil aussagen. Aber es ist eine Mordsarbeit, Pellam. Man verhaftet nicht einfach jemanden.«

»Was ist, wenn ich ein Aufnahmegerät mitnehme und ihn dazu bringe, dass er was reinspricht?«

»Sie können ohne Gerichtsbeschluss selbst aufnehmen, was Sie mit jemandem sprechen. Das ist in Ordnung. Aber es ist doch ein bisschen riskant, oder?«

»Wird es denn vor Gericht zugelassen?«

»Kann sein.«

Pellam zuckte mit den Schultern und ging zur Tür, blieb aber wieder stehen. »Ach ja, vielen Dank für das, was Sie ihnen gesagt haben.«

»Was meinen Sie?«

»Was Sie den Detectives gesagt haben – dass Sie mir glauben.«

Buffett zuckte mit den Schultern und rieb sich resigniert die Augen. Er schien genauso müde zu sein wie die verwelkenden Blumen auf der Heizung. »Alles in Ordnung?«

»Ja, denke schon. Meine Frau war zu Besuch hier.« Er öffnete den Mund, war aber plötzlich überwältigt von der Flut der Dinge, die er sagen wollte. Doch bevor er anfangen zu sprechen, versiegte der Strom. »Würden Sie mir bitte die Fernsehzeitung rübergeben?«, fragte er nur und zeigte zum Tisch. »Der Praktikant, dieser Arsch, hat sie da drüben liegen lassen. Was nützt sie mir da drüben? Manche Leute denken einfach nicht mit, wissen Sie.«

... Neunzehn

Donnie wachte auf, als an der halb geöffneten Tür geklopft wurde. Er hatte gedöst, und der Traum, aus dem er gerissen worden war, hinterließ eine Sehnsucht in ihm. »Ja?«, murmelte er. »Hallo?«

Die Tür wurde weiter aufgeschoben, und der leicht schräg gelegte Kopf einer blonden Frau erschien. Das Gesicht war hübsch und zart, aber Donnie erkannte es nicht gleich. Die Frau stellte sich in den Türrahmen. Ihr federnder Schritt, zusammen mit ihrem Aussehen, machten sie sexy. Das wiederum deprimierte Buffett noch mehr als Pellams Besuch.

»Hallo. Sie schlafen nicht?«

An ihrer Stimme erkannte er sie schließlich. »Nina, stimmt's? Pel-lams Freundin?«

Als wäre dies die Erlaubnis, trat sie ins Zimmer. Sie trug ein eng sitzendes, braunes Seidenkleid, über dem Arm hielt sie einen beigefarbenen Regenmantel. Donnie Buffett befahl sich, weder auf ihre großen Brüste noch auf ihre schlanken, blassen Beine zu schauen, sondern nur in ihr Gesicht.

»Und Sie sind Donnie.«

»Sie haben ihn gerade verpasst.« Er strich sein Haar glatt und fuhr mit gekrümmten Fingern über seinen Zweitagebart. »Ehrlich?« Sie verzog das Gesicht, und Buffett fragte sich, wie er sich auch nur einen kurzen Moment hatte einbilden können, dass sie gekommen war, um ihn zu besuchen. »Wann ist er gegangen?«, fragte sie.

Buffett blickte auf seine Uhr und war überrascht. Er dachte, er hätte stundenlang geschlafen. »Vor dreißig, vierzig Minuten.«

»Typisch John. Man kann ihn so schwer greifen. Hey! Hübsche Rosen. Bei der Sorte, die ich gekauft habe, sind die Blüten nie aufgegangen.«

»Da ist immer so ein Zeug in einem Tütchen dabei. Das muss man ins Wasser kippen.«

»Die riechen auch gut. Sie wissen nicht, wohin er gegangen ist?«

Wenn du wüsstest, junge Frau.

»Natürlich weiß ich das nicht. Hören Sie, nehmen Sie sich ein paar Blumen. Wenn Sie die Rosen wollen, bitte schön.« Doch sie schüttelte den Kopf. Er erinnerte sich, dass er es das letzte Mal schon versucht hatte. Niemand mochte Krankenhausblumen. Vielleicht bildeten sich die Leute ein, sie würden Unglück bringen.

»Pellam hat mir erzählt, was Ihnen in dem alten Fabrikgebäude zugestoßen ist. Das ist ein übles Viertel. Ist bei Ihnen alles wieder in Ordnung?«

Sie nickte, ohne etwas zu sagen, als ob die Erinnerung sie zu sehr aufwühlte. Buffett tat es Leid, dass er damit begonnen hatte, er fühlte sich aber gezwungen, hinzuzufügen: »Vielleicht sollten Sie die Stadt verlassen oder so was, bis man herausgefunden hat, wer das war.«

»Das könnte ich tun. Ich dachte auch, dass ich das tun würde.« Sie schob einen unordentlichen Stapel Zeitschriften auf dem Nachttischen zurecht, bis die Ecken genau übereinander lagen.

Buffetts Blick wanderte zum Fernsehen zurück. Sportsendungen verstärkten seine Depression, aber er hatte begonnen, Geschmack an schlechten Vorabendspielfilmen zu finden. Allerdings musste der Ton ausgeschaltet sein. Die Dialoge zu hören, machte alles kaputt. Er war eingeschlafen, als er einen schlechten Film über eine Schiffsentführung angeschaut hatte. Er hatte Lust, entweder wieder zu schlafen oder sich den Film zu Ende anzusehen. Langsam ärgerte er sich über Nina. »Ich dachte, die Besuchszeit sei vorbei.«

»Ich habe den Polizisten vor der Tür angelächelt, und er hat den Krankenschwestern gesagt, sie sollen mich reinlassen.«

Buffett brummte, bemühte sich aber, freundlich zu klingen.

Sie kam ein paar Schritte näher. Dass sie ihren Regenmantel über die Stuhllehne legte, gefiel ihm gar nicht. Das hieß, dass sie vorhatte zu bleiben. Sie blickte ihn unverwandt an. Er kam sich richtig beschauert vor. Warum verschwand sie nicht einfach?

»Wie geht's Ihnen?«, fragte sie.

»Prima. Einfach nur prima.« Auf dem Bildschirm jagten die Schiffsentführer die guten Jungs über die Decks. Aber vielleicht war es auch andersherum.

»Sie hören sich aber gar nicht so an.«

Er blickte zu ihr zurück. »Manchmal fühle ich mich wie betrunken, weil ich hier nur so herumliege.«

Ihr Blick zuckte zu seiner Hand. »Sie sind verheiratet, oder?«

»Genau.«

»Und Ihre Frau besucht Sie jeden Tag?«

»Klar.« *Diese Schauspielerin! Aber nicht schlecht.* »Bringt mir Kekse mit. Möchten Sie einen?«

»Nein, danke. Kinder?«

»Nein. Chips mit Soße? Ich glaube, es sind Zwiebeln. Weiß ich aber nicht mehr.«

Nina würde nicht gehen. Warum zwang sie ihn, sich mit ihr zu un-

terhalten? Warum war ihr Mund zu einem leichten Lächeln verzogen, wenn es nichts gab, worüber man lächeln konnte?

»Eine Verwandte von Ihnen liegt hier im Krankenhaus, oder?«, erkundigte sich Buffett.

Sie nickte. »Meine Mutter. Ich habe sie gerade besucht. Mir war langweilig, da bin ich gegangen. Ist das schlecht von mir?« Sie zog einen Schmollmund – die Rolle eines Schulmädchens, die sie perfekt zu beherrschen schien. Von ihm wurde jetzt offenbar verlangt, dass er sagte, es sei nicht böse von ihr, was er dann auch tat, allerdings nicht sehr überzeugend. Buffett beobachtete, wie die geräuschlosen Maschinengewehre auf fliehende Matrosen schossen, die tonlos um Hilfe riefen. Ein paar wurden niedergeschossen, viele von ihnen von hinten, in den Rücken.

»Hm«, meinte sie. Ihr Lächeln war verschwunden. »Sie sind ein schweisgsamer Mensch.«

Kommandos wurden erteilt, um das Schiff zu retten. »Ich schaue Fernsehen.«

»Ohne Ton?«

Er drückte die Austaste und verzichtete darauf, die Rettung der Mannschaft mitzubekommen. Jetzt würde sie merken, dass er sauer war, und gehen.

Aber nein, sie marschierte gemütlich in seinem Zimmer herum und rückte seine Zeitschriften zurecht. Und dann machte sie sich auch noch über die Vasen her.

»Ich glaube, ich werde zum Misanthropen«, sagte er als Entschuldigung. »Was ist das eigentlich?«

»Bin ich überfragt. Ein altes Arschloch, denke ich.« Sie begann, die toten Blumen herauszuziehen. »Ich hätte gedacht, die Krankenschwestern würden sich besser darum kümmern.«

»Die sind ziemlich beschäftigt. Alle sind beschäftigt.«

Außer mir. Ich hocke hier den lieben langen Tag nur auf meinem Arsch herum. Ich kann Ihnen alles über Weichspüler, Frühstückszerealien und Tampons erzählen. Ich könnte lernen, wie man ein Schiff entführt, wenn Sie mich nur allein lassen würden.

Sie wusch die Vasen im Badezimmer aus und stellte sie zum Trocknen umgekehrt auf dem Toilettendeckel. Nur widerwillig gestand sich Buffett ein, dass er sie gerne dabei beobachtete. Die Glasvasen waren makellos sauber. Manche Frauen können das ganz gut, dachte er. Gib ihnen ein Stück Seife und ein billiges Papierhandtuch, und sie machen alles fleckenfrei sauber, egal, was es ist. Penny war so gewesen.

Penny *ist* so, korrigierte er sich.

Nina ging durchs Zimmer zu einem niedrigen Toilettentisch. Es gab nichts mehr abzuwaschen. Keine lautlosen Entführer oder Werbung für Cremes gegen vaginale Infektionen. Keine durchgeknallten Location Scouts mehr.

Rein gar nichts mehr.

»Hm, ich bin ziemlich müde.« Buffett täuschte ein langes Gähnen vor. »Ich denke, ich würde gerne ein bisschen schlafen.«

»Nein«, widersprach Nina und schnappte sich ein Kartenspiel vom Tisch. »Hätten Sie nicht eher Lust, eine Runde Gin Rommé zu spielen?«

John Pellam, unter seiner Bomberjacke das tödliche Geistesprodukt von Samuel Colt, schlenderte wie ein Landadliger durch die Straßen von Maddox.

Er stieß mit dem Stiefel gegen ein hohes Grasbüschel, das aus einem Loch genau in der Mitte einer gesprungenen Platte auf dem Bürgersteig spross. Er ging weiter. Entlang dieser Häuserreihe war niemand unterwegs, weder mit dem Auto noch zu Fuß. Im höchsten Gebäude in diesem Block, einer dreistöckigen Fabrik, mochte in seiner Blütezeit das Leben getobt haben, doch heute war das Dach eingestürzt, und am alten, grünen Schriftzug an der Fassade fehlten die Buchstaben EN und machten aus der EISENHÜTTE eine EISHÜTTE.

Pellam blickte hinter sich, blickte Gassen entlang, blickte noch öfter in spiegelnde Fenster als auf den Bürgersteig, über den er mit seinen braunen Nokonas stiefelte, aber er entdeckte niemanden, der ihm folgte.

Er verließ diesen Stadtteil und schlenderte die Third Street entlang – vorbei an der Stelle, an der Donnie Buffett angeschossen worden war. Auch hier trieb er sich eine Weile herum. Der Regen hatte das Blut, das er gesehen hatte, weggewaschen – sofern es tatsächlich Blut gewesen war –, und das Kopfsteinpflaster war sauber. Das ist ein Vorteil von Geisterstädten – es gibt weniger Einwohner, die ihren Müll auf die Straßen werfen. Pellam zog den Reißverschluss seiner Jacke ein Stück nach unten und ging auf und ab. Dann schlenderte er mehrere Straßenblocks bis zu der Gasse, durch die er einige Tage zuvor vor dem Pkw geflüchtet war. Gähnende Leere.

Tony Sloan und die Filmgesellschaft, die immer noch ohne ihre wertvollen Maschinengewehre auskommen mussten, drehten die wenigen restlichen Szenen. Außerdem würde Sloan, wie Pellam vermutete, stundenlang am Telefon hängen, um das Finanzbudget aufzustocken. Pellam selbst mied den Drehort. Sloan würde nicht mit ihm reden. Abgesehen davon arbeiteten einige seiner Freunde dort, und er wollte diese ganze Geschichte so weit wie möglich von ihnen fern halten. Er trieb sich vor seinem Wohnmobil auf dem Bide-A-Wee herum und ging durch die alte Fabrik, in der Nina angegriffen worden war. Er wanderte zwischen den grauen Nissenhütten aus Wellblech hindurch, die, wie es schien, seit dem zweiten Weltkrieg nicht mehr bewohnt waren. Er kam an Geschäften vorbei, in denen verstaubte Büroartikel und Medizinbedarf verkauft wurden, und ertappte sich dabei, dass er im Spiegelbild eines Schaufensters lange Zeit die Straße im Auge behielt, bis er merkte, dass er auf dicke Schaufensterpuppen mit schweren Hüfthaltern starrte, deren Farben züchtig durch einen bernsteinfarbenen Sonnenschutz hinter den Scheiben gedämpft wurden. Der Verkäufer hatte ihn vergnügt-neugierig beobachtet.

Wo steckt er? Wo steckt Stiles Mörder?

Pellam ging zum Fluss, setzte sich auf eine morsche Bank in den schäbigen Überresten des Stadtparks von Maddox und beobachtete den Sonnenuntergang. Die Leidenschaften der gesamten Stadt drückten sich in einem kleinen Laden aus. Auf dem Holzschild war der Name des Inhabers bis zur Unkenntlichkeit verblasst, aber auf der Fas-

sade befand sich eine größere, schlampig mit der Hand gemalte Botschaft: *Kaufe Altmetall. Alle Sorten. Bargeld SOFORT!*

Nachdem er abends einen Hamburger gegessen und ein Bier getrunken hatte, marschierte er wieder durch die Straßen, die er sich nur mit den wenigen Menschen teilte, die zwischen dem Jolly Rogue und Callaghan's hin und her pendelten, und mit mageren Hunden mit wilden Augen, aber hoffnungsfroh schwanzwedelndem Gang, der auf eine traurige Vergangenheit als domestizierte Zeitgenossen schließen ließ.

Um Mitternacht saß er wieder im Park mit einem Bier, das er nicht trank, und betrachtete das verzerrte Spiegelbild des Mondes im Wasser, in der Nase die kalte, sumpfige Luft vermischt mit dem öligen Geruch einer Fabrik oder Raffinerie in der Ferne.

Wann wird er mich finden?

Nichts und niemand fand ihn in dieser Nacht außer Schlaf. Als er um vier Uhr auf der Bank aufwachte, war er zuerst überrascht, wie erschöpft er gewesen war, dann über seinen Leichtsinn und schließlich über sein außergewöhnliches Glück, ohne Schaden davongekommen zu sein. Mürrisch und durchgefroren kehrte er zu seinem Wohnmobil zurück. Seine Hände zitterten, und das einzig Warme an ihm war der Holzgriff des Colts, der gegen seinen Bauch drückte.

Dr. Wendy sah gut aus.

Unbeschwert. Genauso war auch ihr Gang – unbeschwert. Wie hatten sie immer auf der Highschool gesagt? Da gab's doch einen Ausdruck. Wie hieß der noch?

Tänzelnd.

Genau. Und man musste mit den Fingern schnalzen, wenn man es sagte. Tänzelnd. *He, hast du dieses Mädchen gesehen? Hast du gesehen, wie sie in die Mensa getänzelt ist?*

»Hallo, Dr. Wendy.«

»Morgen, Donnie.«

Er fragte sich, ob sie segelte. Er stellte sie sich in einem knappen, wei-

ßen Bikini vor. Sie würde einen kleinen Bauch haben – er erinnerte sich an den kurzen Lederminirock –, aber das war okay. Er fragte sich, ob sie ein eigenes Boot hatte. Nein, wahrscheinlich nicht. Sie gab ihr ganzes Geld für Kleidung und komische Ohrringe aus. Aber vielleicht hatte ihr Freund eines.

Er fragte sich, ob sie jeden Sonntag auf seinem Boot verbrachte. Er fragte sich, wie es sein würde, mit ihr verheiratet zu sein.

Er fragte sich, ob sie jemals mit Patienten ausging. Donnie Buffett beschloss, sie zu fragen, ob sie mit ihm ausgehen würde.

Sie schloss die Tür hinter sich und zog die Nummer mit der Zigarette ab. »Ich wollte gleich vorbeikommen. Wir haben die Ergebnisse, Donnie. Vom Test zu Ihren sexuellen Reaktionen.«

»Gut, ich setze mich hin – als hätte ich eine Wahlmöglichkeit.« Sein Lächeln erstarb, und auf seiner Stirn zeigten sich besorgte Falten. »Wie lautet das Urteil?«

»Sie sind unvollständig reflexiv.«

Er hatte vergessen, was das hieß, aber die Art, wie sie es sagte, der bedeutungsschwangere Ton und das leicht triumphierende Lächeln bedeuteten, wie er vermutete, eine gute Nachricht.

»Fast einhundert Prozent dieser Patienten können Erektionen haben, entweder reflexogen oder psychogen. Nicht alle von ihnen, aber ein hoher Anteil, kann ejakulieren. Die Spermienzahl wird zwar geringer sein, aber das heißt nur, dass Sie es öfter probieren müssen, wenn Sie Kinder bekommen möchten.«

Dr. Weiser schüttelte seine Hand, als hätten sie gerade einen Vertrag abgeschlossen.

»Na, da kann man nichts machen«, sagte Buffett glücklich und begann zu schluchzen.

Tränen rannen über sein Gesicht, ruckartig stieß er die Luft aus, und sein Gesicht schwoll an.

Er versuchte zu sprechen, konnte aber nicht.

Was ist bloß los mit mir?

Weiser sagte nichts.

Buffett hatte Angst, er würde in seinen Tränen ertrinken. Sie wür-

den ihn umbringen, sein Leben mit sich fortreißen wie Blut, das aus einer Wunde spritzt. Wurde er wahnsinnig? War es jetzt schließlich so weit? *Zu welchem Stadium der Genesung gehört Hysterie, Schätzchen?* Er weinte heftiger, als er es je als Kind getan hatte, heftiger als damals, als er sich die Nase gebrochen hatte oder seine Mutter gestorben war ... Er ... bekam ... keine Luft ... Er mühte sich ab, den Weinkrampf unter Kontrolle zu bekommen. Was ihm schließlich auch gelang. Er sog die Luft tief in seine Lungen und entspannte sich. »Ich ...« Der nächste Anfall. Er hielt sich Kleenex-Knäuel vors Gesicht. »Ich ...« Er ersetzte die Kleenex mit einem Kissen und weinte noch heftiger, bis die Tränen versiegt.

»Kann ich Ihnen irgendwas besorgen?«, fragte Weiser.

Keuchend schüttelte er den Kopf.

Er wollte nicht, dass sie ihn so sah. Diese wunderschöne, unbeschwerte Ärztin mit dem knappen Bikini und dem Sieben-Meter-Segelboot. Die Ärztin mit dem Freund und der zwölfjährigen Tochter. Aber er hatte sich nicht unter Kontrolle und heulte wie ein Neugeborenes nach dem ersten Schlag auf den Hintern.

Sie fragte, ob er alleine sein wollte. Er schüttelte den Kopf und legte den Arm vor sein Gesicht. Nach ein paar Minuten begann er zu lachen. »Ich bin echt durchgeknallt«, keuchte er.

»Sie wissen ja gar nicht, welchen Stress Sie durchmachen.«

Buffett spürte weder panische Angst noch Bedrückung, sondern tosenden Wahnsinn. »Ich weiß nicht, warum ich weine, ich weiß nicht, warum«, flüsterte er, als er wieder zu schluchzen begann. »Ich weiß nicht, warum ...«

Weiser bot ihm keine Erklärungen an. Sie blieb noch eine Weile sitzen und beobachtete ihn, dann stand sie auf, öffnete das Fenster und zündete sich eine Zigarette an.

Ein Nachmittag in Maddox in Missouri.

Wieder war Pellam stundenlang umhergewandert und hatte den Kö-

der gespielt. Er war in allen Antiquitätenläden auf der Straße gewesen, hatte in jedem der drei austauschbaren Kneipen ein Bier getrunken und war wieder umhermarschiert, um hinter seinen Ray-Bans nach dem Mann Ausschau zu halten, der nach ihm Ausschau hielt.

Auf seinen Wanderungen hielt er sich von anderen Menschen fern, stellte sich mit dem Rücken zu den engen Gassen zwischen den Häusern und vorbeifahrenden Autos.

Pellam dachte, er sei schon sehr geübt darin, sich selbst zum Ziel zu machen.

Um fünf Uhr – mittlerweile war er acht Stunden auf den Beinen – stand er auf einem überfüllten Bauernmarkt abseits der River Road. Der staubige Parkplatz war voller Buden, wo Bauern – traditionelle sowie Hippies aus alten und neuen Zeiten – aus Missouri und Südkalifornien Käse, Gemüse, Muffins, Äpfel und natürlich, wie konnte es anders sein, Wassermelonen aus dem Norden verkauften. Pellam betrachtete das trostlose Vergnügen, die verblassten Fahnen und einen trübseligen Clown, der für eine kleine Kinderschar mit schmutzigen Händen und Wangen Luftballons zu Tieren zusammenknotete. Aus billigen Lautsprechern schepperten die Klänge irgendeiner Countrymusik.

Eine halbe Stunde später beschloss Pellam, dass es an der Zeit war, zum Wohnmobil zurückzukehren. Er kaufte eine Flasche Wein, etwas Käse, knusprige dänische Brezeln und zwei Pflaumen.

Als er in seinem Winnebago war, zog er sich schwerfällig Stiefel und Jacke aus, wusch sich das Gesicht, setzte sich auf die Bank und aß. Pellam machte sich nicht viel aus Äpfeln, aber der einzige Alkohol, den es im Laden gegeben hatte, war Apfelwein gewesen. Er hatte ihn ungern gekauft, aber gehofft, der Alkohol würde den Geschmack der Äpfel überdecken. Irgendwie stimmte das, aber nur, weil der Wein furchtbar süß war. Er trank die Hälfte, drei Gläser auf einen Zug, und zitterte fast vor Ekel vor diesem süßen Zeug.

Er spürte das Verlangen, Nina zu sehen, aber er traute sich nicht, aus Angst, sie wieder in Gefahr zu bringen. Das passierte in seinem Leben sooft – dass er etwas wollte und dem nachging, egal, wie groß die Gefahr war. Nein, nein, diese Eigenschaft – dass er die Gefahr förmlich

suchte – mochte John Pellam an sich selbst nicht, denn sie hatte ihm eine Zeit lang die Arbeit als Stuntman beschert und ihn dazu getrieben, Filme zu machen, die bei Kritikern gut angekommen waren, aber vielen Menschen Verluste eingebracht hatten. Er vergaß leicht, dass andere seinetwegen Schaden erleiden konnten. In seinen dunklen Momenten glaubte er, dass er einen weit größeren Anteil von seinem Verfahren, diesem Revolverhelden, in sich trug, als gut für ihn war. Und für seine Mitmenschen.

Er erhob sich, schenkte sich noch ein Glas Wein ein und ging mit der Flasche zurück zum Tisch. Apfelwein. Ekelhaft. Er blickte aufs Etikett, ein Bild eines hübschen Bauernehepaars um die dreißig, das Äpfel auf die Pritsche eines Lastwagens lud, und beschloss, genau dieses Bauernpaar und ihre natürlichen, ungeschützten, rosigen Wangen zu hassen.

Er legte eine Patsy-Cline-Kassette ein.

Nein. Zu kraftvoll.

Dann eben Michael Nyman. Schon besser. Eine Zeitschrift war genau mit dem Horoskop nach oben auf den Boden gefallen. Er versuchte, seines zu lesen, verlor aber das Interesse und legte sich auf die Bank.

Stier. 22. April – 21. Mai. Schlechte Zeit für Investitionen. Karrierepläne könnten scheitern. Zügeln Sie Ihre Wut und ziehen Sie nicht mit einer geladenen Pistole durch die Straßen kleiner Städte.

Als Pellam eine Stunde später aufwachte, fand er die Weinflasche nicht mehr. Weil sein Schädel brummte, vermutete er voller Reue, dass er sie geleert hatte.

Aber er hatte Unrecht.

Ein Mann stand mitten im Wohnmobil, hielt die Flasche an seine Lippen und trank einen Schluck. Er hatte zwar den Kopf nach hinten gekippt, behielt Pellam aber trotzdem im Auge.

Der Typ zuckte zusammen – vielleicht weil der Wein so süß war – und stellte die Flasche auf den Tisch. Dann wischte er sich mit denselben Fingern über den Mund, mit denen er den Colt Peacemaker vom Tisch nahm und in seine Tasche steckte, und kam auf Pellam zu. Er war jung und hübsch und trug einen Anzug.

Pellam war nur von einer Sache überrascht – davon, dass das Mut-

termal auf seiner Wange tatsächlich genau wie der Fleck auf dem Jupiter aussah.

Ganz schnell fielen ihm viele Dinge ein, die er sagen könnte. Einige lustige, einige böse. Aber er war verschlafen und hatte üble Kopfschmerzen, alles Gründe, keine Lust zum Sprechen zu haben. Pellam riss die Augen weit auf, um besser sehen zu können.

Der Besucher berührte den Hals der Weinflasche und strich mit dem Finger langsam um den Rand. Draußen schlugen Wellen gegen die Ufermauer, in der Ferne tuckerte ein Lastwagen.

Keiner sagte ein Wort.

Pellam stellte die Füße auf den Boden. Die Hand des anderen wanderte von der Flasche zur Hüfte, wo offenbar seine Pistole steckte. Pellam bewegte sich langsam – nicht aus Angst, dass er den anderen erschrecken könnte, sondern weil sein Kopf weh tat.

Wieder gähnte er.

»Du bist zu Peterson gegangen«, sagte der Mann.

Als Pellam gähnte, traten Tränen in seine Augen, die er wegwischte.

»Hat dir die Frau die Nachricht nicht weitergegeben?«, fragte der Mann.

»Doch, sie hat's mir gesagt.«

»Mr. Crimmins ist nicht glücklich, dass du zum Staatsanwalt gegangen bist. Weil er nicht verhaftet wurde, geht er davon aus, dass du deinen Mund gehalten hast.«

»Von Crimmins habe ich nichts erzählt.«

»Er weiß, dass du ihn damals am Abend im Lincoln gesehen hast.«

»Was willst du?«

Der Mann war groß – eins achtundachtzig, eins neunzig. Seine Kleider saßen eng, als würden sich darunter einige Muskeln verstecken. Pellam fragte sich, ob der Typ eine Erektion gehabt hatte, als er Nina angefasst hatte.

»Ich will sicher gehen, dass du vergisst, dass du ihn gesehen hast.«

Oh, mehr nicht? Würde er dann gehen? Einfach so? Ich will sicher gehen, dass du jedem erzählst, dass du Peter Crimmins nicht gesehen hast. Schönen Abend noch.

Der Muttermal-Mann knöpfte seine Jacke zu und zog Handschuhe an.

Er will wohl gehen.

Aber warum Handschuhe? Draußen ist es doch gar nicht so kalt.

Rasch kam der Mann auf ihn zu. Bevor Pellam den Arm heben und den Schlag abwehren konnte, traf ihn die Faust an der Schläfe. Pellam fiel rückwärts auf die Bank. Die Faust hatte seinen Kopf nur gestreift, aber bei dem Kater, den Pellam hatte, dröhnte der Schmerz durch seinen Kopf. Er stöhnte und schüttelte sich die Tränen aus den Augen.

»Verdammt«, keuchte Pellam. »Warum machst du das?« Pellam stand mühsam auf, klammerte sich an einen Schrank, um nicht wieder umzufallen. Dann packte der Mann Pellams Faust mit seiner kräftigen Hand und riss ihn zu sich heran, genau in seine rechte Faust, die Pellams Kiefer traf. Und wieder sank Pellam nach unten, halb bewusstlos.

»Diese Freundin von dir hat ein echt hübsches Gesicht. Der Rest von ihr ist wahrscheinlich auch sehr hübsch.«

Pellam stand langsam auf und wischte das Blut von seiner Wange. Er wurde fast ohnmächtig vor Schmerzen. Als die schwarzen Punkte vor seinen Augen verschwunden waren und er wieder einigermaßen klar sehen konnte, lehnte er sich einen Moment an die Wand des Wohnmobils, bevor er auf wackligen Beinen Richtung Bad ging.

»Entschuldigung«, murmelte er, als er sich an dem Mann vorbeischoob. Er klang richtig höflich.

»Pass auf.« Ein dunkelblauer Revolver tauchte auf. Der Mann zeigte ihn Pellam, indem er kurz die Hand öffnete und dann seine großen Finger darum schloss, um ihn richtig in die Hand zu nehmen.

Pellam lehnte sich gegen die Tür vom Bad, schaltete das Licht an, aber trat nicht ein. Einen Moment schloss er die Augen, den Rücken gegen den Türpfosten gedrückt. Er hörte die Schritte, die auf ihn zukamen. Der vertraute Morsecode, den der Fußboden unter dem Gewicht des Mannes aussendete. Pellam roch süßliches Rasierwasser. War es das, was Nina gerochen hatte? Stile hatte überhaupt nichts gerochen, außer Öl und Benzin und Asphalt und dann Blut, nichts als Blut ...

»Was treibst du da?«, fragte der Mann.

Pellam griff in die Tasche seiner Bomberjacke, die neben dem Badezimmer hing, und nahm Buffetts nicht registrierte Pistole heraus. Pellam drehte sich wieder um. »Ich will, dass du dich auf den Boden legst.«

Fast im gleichen Augenblick ging der Mann in die Knie und riss die Pistole aus seinem Gürtel.

Der Schuss war ohrenbetäubend.

Die Scheiben klirrten, an den Wänden blieben Reste von Schießpulver kleben. Die Schranktüren wackelten, und der melancholische Napoleon hinter dem Glasrahmen erzitterte.

Donnie Buffett hörte Schritte und öffnete die Augen. Jemand schlurfte über den Flur vor seinem Zimmer.

Ärzte liefen manchmal mit Plastiküberzügen an den Schuhen herum und sahen damit irgendwie lustig aus. Sie machten dasselbe Geräusch. Aber Donnie bezweifelte, dass jetzt noch ein Arzt unterwegs war. Mit verschlafenem Blick sah er nach, wie spät es war. Zehn Uhr. Führten Ärzte zu dieser Zeit noch Operationen durch?

Vielleicht war es eine Krankenschwester. Manchmal brachten die Krankenschwestern noch was zum Knabbern vorbei, und auch wenn das Licht in seinem Zimmer nicht brannte und Buffett gedöst hatte, wäre er mit von der Partie, sollte es was zum Knabbern geben. Wenn das der Fall war, hoffte er, dass die blonde Schwester kommen würde. Er mochte sie. Sie war nett und schwatzte viel, während sie ihre Arbeit erledigte. Die Rothaarige war schweigsam und schien sich über die komplizierten Aufgaben mit den Röhrchen, Flaschen und Beuteln zu ärgern.

Aber eigentlich dachte er, dass es keine von beiden war. Donnie Buffett, Ehemann einer Frau, die behauptete, übersinnliche Kräfte zu besitzen, hatte plötzlich eine böse Vorahnung bezüglich seines Besuchers.

Er streckte die Hand nach dem Telefon aus. Doch bevor er es zu fassen bekam, wurde langsam die Tür geöffnet.

Donnie konnte weder weglaufen noch sich verstecken.

Aber er konnte kämpfen.

Buffett schloss die Augen, zwang sich, gleichmäßig ein- und auszuatmen, als würde er schlafen. Seine rechte Hand ballte er ganz langsam zur Faust. Die Schritte kamen näher. Buffett spannte die Muskeln im Arm an. Wer auch immer der andere war, er trat langsam an die linke Seite des Bettes. Buffett nahm sich vor, dem Typen mit der linken Hand in den Schritt zu fassen und ihm mit der rechten eins auf die Nase zu geben, wenn er sich jammernd nach vorne krümmen würde.

Er fragte sich, ob es der Mann war, der ihn angeschossen hatte, und jetzt kam, um die Arbeit zu Ende zu bringen. Wenn die Vorgehensweise dieselbe wie beim Mord an Gaudia war, würde der Typ eine kleinkalibrige Waffe dabei haben. Eine .22 oder .25, die nicht sehr weh tun würde und einen Menschen nicht gleich kampfunfähig machte. Buffett würde nicht sofort sterben, und bevor es so weit sein würde, würde er noch viel Schaden anrichten können.

Basketballspieler, Softballwerfer, Springseilzieher – Donnie Buffett hatte starke Hände.

Und plötzlich spürte er eine Gier in sich, das gleiche Gefühl, das ihn kurz vor einem Schuss überkam, wenn er auf die Jagd gegangen war. Seine Schultern begannen zu zittern, seine Armmuskeln spannten sich an.

Zwei Meter vom Bett entfernt hielten die Schritte an.

»Donnie«, flüsterte eine Stimme.

Donnie öffnete die Augen und blickte auf die Silhouette über sich. Eine Hand verschwand unter dem Lampenschirm, und plötzlich wurde das Zimmer in gleißendes Licht getaucht.

Neben dem Bett setzte sich John Pellam mit weißem Gesicht auf den Stuhl.

»Hallo, Häuptling«, grüßte Buffett mit unsicherer Stimme. »Wie sind Sie denn reingekommen? Die Besuchszeit ist schon vorbei.«

»Über die Hintertreppe.«

»Da fehlen die Wachmänner. Sie haben mir eine Heidenangst eingejagt.«

»Ich muss mit Ihnen reden, Donnie.« Er blickte Buffett an. Nein, an ihm vorbei. Sein Gesicht war blass. Buffett überlegte, ob Pellam krank oder ohnmächtig geworden war. Pellam hielt etwas in der Hand, etwas Kleines, Dunkles.

Buffett merkte, dass er in seiner Hand einen Krampf bekam, die er immer noch fest zur Faust geballt hatte. Als er sich entspannte, verging auch der Schmerz. Sein Herz pochte, und er hatte das Gefühl, dass alle Kraft aus seinem Körper gesogen wurde. »Was, zum Teufel, treiben Sie so spät hier?« Auch er flüsterte.

Was hält er da in der Hand?

Pellam blickte hinunter auf den Gegenstand, den er in der Hand hielt, dann hob er den Kopf wieder. »Er ist in mein Wohnmobil eingebrochen«, begann er. »Der Mann, der Nina überfallen und meinen Freund umgebracht hat. Ich weiß nicht, wie, er ist einfach reingekommen. Er hat mich ein paarmal geschlagen.« Lange sah er zu Buffett. »Ich habe Ihre Waffe genommen ...«

»Die nicht registrierte?«

»Genau.«

»Verdammt.«

»Ich habe sie rausgenommen. Und ich habe ihn damit erschossen.«

»Großer Gott, Pellam, Sie haben ihn erschossen?«

»Das wollte ich nicht. Ich wollte ihn nur festnehmen. Er hat seine Waffe rausgezogen und ...«

»Ist er tot? Hm, wir müssen überlegen. Gibt es Zeugen? Meinen Sie, jemand hat was gehört?«

»Da ist noch was anderes«, flüsterte Pellam.

»Keine Panik. Wir müssen überlegen. Es war ein Einbruch. Ein Überfall, bei dem Sie das Recht haben, tödliche Gewalt anzuwenden, auch wenn es ein Fehler ist. Da gibt's nichts dran zu rütteln. Also gut, ich will mal anrufen ...«

Pellam streckte die Hand nach oben. Der Gegenstand war eine Brieftasche.

»Wo haben Sie geparkt, als das passiert ist?« Buffett nahm die Brieftasche, die Pellam ihm zugeworfen hatte, und drehte sie abwesend in der Hand hin und her.

»Da ist noch was anderes«, drängte Pellam erneut.

Buffett redete immer noch über das, was Pellam tun könnte, über Anwälte, die er kannte, in welchen Abschnitten des Strafgesetzbuchs von Missouri die gerechtfertigte Tötung abgehandelt wurde. Währenddessen öffnete er die Brieftasche. Und hörte auf zu reden. Nach einer Weile blinzelte er. »O mein Gott.«

»Ich habe gerade einen FBI-Agenten umgebracht, oder?«, fragte Pellam.

... Zwanzig

Pellam starrte immer noch auf den Ausweis.

»Das überschreitet seine Grenzen«, meinte Buffett. »So was würde Peterson nicht tun.«

»Das stimmt.«

»Das würde Peterson nicht tun. Das würde er sich nicht trauen.«

»Er hat es so aussehen lassen, als würde Crimmins mich und Nina bedrohen, damit ich gegen ihn aussage. Wie sonst können Sie sich das erklären?«

Buffett schüttelte den Kopf. »Er ist US-Staatsanwalt.«

»Das war der Typ, der Nina bedroht hat. Da gibt's gar keinen Zweifel.«

»Unmöglich.«

»Sie hat ihn genau beschrieben.«

»Ein US-Staatsanwalt wird keinen Agenten losschicken, um jemanden zu überfallen. Vielleicht arbeitet der Typ für Crimmins. Oder hat gearbeitet. Ein Doppelagent, sozusagen. Der die Hand aufhält.«

»Nein, es ist Peterson.«

»Er wäre wahnsinnig. Peterson, meine ich. Das Risiko ist viel zu groß.«

Pellam hob seine Hand. »Er ist wahnsinnig. Wissen Sie, dass er mich erpresst hat, um mich zu einer Aussage zu zwingen?«

»Erpresst?«

Pellam ließ sich Zeit, bis er seinen Daumen in eine Gürtelschlaufe eingehängt hatte. »Ich war mal im Knast.«

»Im Knast?« Buffett verstand nicht, was Pellam meinte.

»San Quentin.« Mehr gab Pellam nicht preis. Schweigend blickte Buffett ihn an. »Er hat mir gedroht, es der Filmgesellschaft zu erzählen«, fuhr Pellam fort.

Buffett holte Luft, um zu sprechen, hielt aber wieder inne. Schließlich sagte er, dass er einfach überfragt sei.

»Mein Freund ... dieser Typ hat meinen Freund getötet.«

»Nein«, widersprach Buffett heftig. »Selbst wenn er ein doppeltes Spiel treibt und für Peterson einen Privatjob erledigt, überschreitet Mord jegliche Grenze. Ja gut, Peterson befindet sich auf einem moralischen Kreuzzug gegen Crimmins. Aber Mord? Bestimmt nicht.«

»Vielleicht war es ein Unfall. Vielleicht war er dem Motorrad gefolgt, um mir Angst einzujagen, und hat die Situation falsch eingeschätzt oder so.«

Buffett räumte ein, dass diese Möglichkeit bestand. »Was haben Sie mit der Leiche gemacht?«

Pellam dachte lange nach, als hätte er die Erinnerung daran in irgendeine Schublade seines Gedächtnisses versenkt. »Sein Wagen stand draußen, in der Gasse auf der anderen Straßenseite. Was habe ich gemacht? Ich habe ihn in ein paar Müllsäcke eingewickelt und in den Kofferraum gelegt. Dann bin ich mit seinem Wagen zum Parkplatz am Busbahnhof gefahren. Da standen viele Autos. Ich denke nicht, dass ihn so schnell jemand bemerkt. Ach ja, und ich habe Handschuhe getragen.«

»Sie mussten es tun. Sie hatten keine andere Wahl.«

»Großer Gott«, flüsterte Pellam und schüttelte wie betäubt den Kopf.

»Wo ist die Waffe?«

»Ich habe sie neben ihn gelegt. Wenn ihn jemand findet, denkt er vielleicht, er hätte sich selbst umgebracht.«

»Pellam, so bringt sich doch kein Mensch um.«

»Ich war nicht allzu klar im Kopf.«

»Haben Sie die Waffe abgewischt?«

»Ja. Wegen Fingerabdrücken, meinen Sie? Ja.«

»Es war ein Revolver, deswegen haben Sie Schmauchspuren an Ihrer Hand, aber in den nächsten vierundzwanzig Stunden wird man Sie deswegen nicht gleich abholen. Wenn sich der Typ nicht meldet, wird sich Peterson denken, dass was schief gelaufen ist, sofern er für Peterson arbeitet ... äh, gearbeitet hat. Aber was wird er sagen? Er muss alles abstreiten. Ich glaube, Sie sind ziemlich sicher.«

Eine Krankenschwester mit einem Tablett mit Eis und zwei Keksen trat ein und lächelte Donnie an. Sie legte zwei Pillen in eine Tasse.

»Vesperzeit«, sagte sie.

Buffett lächelte zurück. »Was ist das?«, fragte er. »Die Tabletten, meine ich.«

»Beruhigungsmittel. Wie immer.«

Er nahm die Tabletten. »Ativan? Ein halbes Milligramm?«

Sie nannte ihn »Doktor«, als sie ihm eine gute Nacht wünschte.

»Ich frage immer nach. Manchmal machen sie Fehler. Mit den Pillen, meine ich. Wenn Sie jemals im Krankenhaus liegen, fragen Sie immer nach.«

Pellam nahm ein Kleenex von Buffetts Tisch und wischte sorgfältig den Ausweis des FBI-Agenten ab.

»Möchten Sie ein Eis?«, fragte Buffett.

»Nein. Ich mag Eis nicht.«

»Sicher?« Buffett öffnete den Becher und begann zu essen. Doch kurz darauf legte er den Löffel zur Seite. »Pellam, Sie haben das getan, was ich auch getan hätte.«

»Ja.«

Buffett griff wieder zum Löffel. »Wissen Sie, da gibt's noch was anderes.« Pellam nahm sich einen Keks vom Tablett und aß ihn.

»Nehmen wir an, Sie haben Recht und dieser Typ, der, den Sie erschossen haben, hat wirklich für Peterson gearbeitet«, fuhr Buffett fort.

»Hm.«

»Dann ist derjenige, der Sie sucht, also auch derjenige, der Ihren Freund getötet hat, immer noch da draußen.«

»Ja, stimmt.« Daran hatte Pellam gar nicht gedacht. »Und was soll ich dagegen tun?«

»Ihren Reisepass abzustauben, dass könnte schon mal eine gute Idee sein.«

»Ich würde dich gerne heute Abend sehen«, sagte Nina am anderen Ende der Leitung.

Sie klang verführerisch. Pellam war nicht in der Stimmung, zu verführen oder verführt zu werden. Er saß auf einer Bank einen Meter von dort entfernt, wo das Blut des FBI-Agenten auf den Teppich getropft war. Pellam hatte Clorox verwendet, um ihn zu reinigen. Das hatte zwar ziemlich gut funktioniert, aber jetzt roch das Wohnmobil nach Bleichmittel.

»Ich habe dreimal angerufen, aber du bist nicht rangegangen.«

»Ich habe keinen Anrufbeantworter im Wohnmobil«, sagte er, obwohl es nicht stimmte. Er schaltete ihn oft einfach nicht ein.

»Am Set wird viel über dich geredet. Mr. Sloan hat ein paar Dinge gesagt, die nicht sehr nett sind. Er redet davon, dich zu verklagen. Es tut mir sehr Leid um deinen Freund, John. Ich erinnere mich nicht an ihn, aber ich denke, er ist mir einmal begegnet. Er schien echt nett gewesen zu sein.«

»Ja, das war er.«

»Dann willst du also heute Abend alleine sein?«

»Ja, so ungefähr.«

»Ich glaube nicht, dass das gut für dich ist.«

»Was ist nicht gut?«

»Alleine sein. Komm vorbei. Cranston ist nur zwanzig Minuten entfernt.« Sie säuselte eher, als dass sie sprach.

»Es passt einfach gerade nicht.«

»Gut, wenn es das ist, was du willst.« Das Säuseln wurde spröde.

O nein, jetzt bitte nicht.

»Versuchst du gerade, mir was zu sagen?«, fragte sie.

Bruder.

»Nein, nein, es ist nur wegen der Sache, dass ich als Zeuge aussagen soll.«

»Was ist damit?«, fragte sie gereizt und wollte offenbar eine Antwort. Es war nicht gerecht, so mit jemandem streiten zu müssen, mit dem man nicht mal ins Bett ging.

»Es nimmt ziemlich viel Zeit in Anspruch.«

»Aber heute Abend nimmt es offenbar keine Zeit in Anspruch.«

»Doch. Es gab Schwierigkeiten.«

»Schwierigkeiten? Ich dachte, du seist ein einfacher Typ.« Jetzt war sie witzig.

Vielleicht war der Streit vorbei.

»Ich weiß nicht ...« Immer wieder rief er sich in Erinnerung, wie der FBI-Agent mit überraschtem Gesicht zu Boden gefallen war. Das war's. Nur gefallen. Dann war er tot. Einfach so.

Bitte, hörte er Nina sagen. Sie müsse ihn sehen. »Bitte, John.«

Der Mann hatte einfach dagelegen, Pellam war in die Küche gegangen und hatte unter dem Spülbecken nach Müllsäcken gesucht, um die Leiche darin einzuwickeln.

»Es sind nur zwanzig Minuten?«, hörte er sich fragen.

Weil sein Bruder Zimmermann war und ihn zu einer Menge Aufträge mitgenommen hatte, wusste Stevie Flom gute Holzarbeiten zu schätzen. Ihm gefiel die Art, wie sich Deckenbalken und Pfosten miteinander verbanden und wie sich die Zierleisten perfekt in die Ecken von Zimmerdecken schmiegt. An diesem Abend wanderte er durch

die Souterrainwohnung eines baufälligen viktorianischen Hauses am Fluss und begutachtete die Handwerksarbeit.

Nicht schlecht, wirklich nicht schlecht.

Obwohl er sich fragte, warum jemand hier ein Haus renovieren lassen sollte, wo der Ausblick auf ein Zementwerk, einen Campingplatz, der in seinen letzten Zügen lag, und Pelican Island beschränkt war.

Stevie bewunderte die Holzpfeiler – die meisten Bauunternehmer verwendeten heutzutage Metall. Das hieß, dass die Wand stabil werden und gut aussehen würde. Dann betrachtete er sich die Kabel. Strom zu verlegen war eins der Dinge, die er noch lernen wollte. Mit Klempner- und mechanischen Arbeiten kannte er sich aus, aber die Sache mit dem Strom fand er irgendwie eigenartig.

Der Zementboden war, wie er feststellte, in keinem guten Zustand. Viele Risse und Stellen, an denen er bröselte. Er bemerkte Rückstände von stehendem Wasser. Das war eines der Dinge, nach denen er in Kellern schauen sollte, wie sein Bruder gesagt hatte – nach Rückständen von stehendem Wasser.

Stevie hätte gerne etwas zu lesen gehabt. Er dachte an seinen Vater, der im Keller zu Hause unzählige Stapel von Zeitungen und alten Ausgaben des *Time Magazine* aufbewahrte. Dazwischen versteckte er *Playboys*, die er mit kleinen Zweigen markierte. Aber hier: Nur Bedienungsanleitungen in Plastikhüllen für den Boiler. Einmal war sein Bruder mit dreihundert Dollar zurückgekommen, die er in einem alten Buch gefunden hatte, als er in Alton einen Auftrag erledigt hatte. Aber hier – nur dieser alte Keller.

Mit Spuren von Wasserschäden.

Er sehnte sich nach einer Zigarette, doch er wusste, dass er nicht rauchen durfte. Die Asche wäre ein Beweis. Das hatte er einmal in *Magnum PI* gesehen. Indizienbeweise gegen einen Mörder. Oder war es in einer Wiederholung von *Matlock* gewesen?

Also trat er nur ans halbhohes Fenster und blickte hinaus, wo auf der anderen Straßenseite der verwaiste Campingplatz lag.

Wann würde dieser Biertyp mit seinem Winnebago wohl zurückkommen?

Er drückte sein Gesicht gegen Ninas Haar und atmete tief ein.

Er mochte den Geruch. Nach Tier – nach Moschus, Schweiß und Parfüm. Als er wieder schnupperte, wachte sie auf.

»Hm?«, fragte sie.

»Schlaf«, flüsterte Pellam.

»Ich habe geschlafen.«

»Dann schlaf weiter.«

»Hm.«

Trotz seiner schlechten Stimmung und der Unlust, die Pellam noch vor ein paar Stunden gespürt hatte, hatte er sich doch verführen lassen.

Cranston lag gleich neben der Schnellstraße, war viel kleiner als Maddox, aber wohlhabender und hübscher. Als Touristenfalle am Fluss war die Stadt voller Geschäfte mit Antiquitäten, Nippes und Geschenkartikel. Offenbar ging Nina oft hier einkaufen: Ihre Wohnung war randvoll mit Gingan-Kissen, Stickbildern mit Kindern, die sich an den Händen hielten, Tafeln mit im Kolonialstil gekleideten Gänsen, Holzherzen, ausgestopften Tieren und Seidenblumen.

Pellam hasste das – alles. Er hatte gehofft, das Schlafzimmer wäre weniger niedlich eingerichtet, aber natürlich sah es hier genauso aus. Eigentlich noch schlimmer, weil Ninas Hobby das Fotografieren war. Nein, stimmte nicht – sie machte gerne Schnappschüsse. Im Schlafzimmer stand ihre Sammlung von fünfzig, sechzig oder hundert Bildern in ach so kostbaren kleinen Plastik-, Zinn- und Porzellanrahmen auf der Verkleidung der Heizung, der Fensterbank und dem Nachttisch. Pellam hatte Angst, sich abrupt umzudrehen. Sie schliefen unter den Augen von Ninas vielköpfiger Familie miteinander, und während eines besonders energiegeladenen Moments fiel ein runder Bilderrahmen zu Boden und rollte fast im Zickzack durchs Zimmer, bis er endlich liegen blieb.

Oh ja, eine Verführung.

Aber eine komische.

Sie hatte ihn an der Tür in einem weißen T-Shirt und einem kurzen, engen, dunkelgrauen Rock, aber ohne Strümpfe empfangen, barfuß,

was ihn an Lynn Redgrave in *Georgy Girl* erinnert hatte. Beim Chinesen hatten sie Rindfleisch mit kalten Nudeln in Sesamsoße bestellt und sich während des Essens einen schlechten Film angesehen. Nina hatte er gefallen. Ein Krimi. Pellam hatte sie beobachtet, wie sie die Lippen bewegt und mit sich selbst geflüstert hatte, während sie versuchte, herauszubekommen, wer der Mörder war. Er war näher zur ihr gerückt und hatte seinen Arm um sie gelegt. Sie hatte ihren Kopf gegen seinen gerieben, als sie verkündete, der Täter sei der Schwager des Opfers.

Sie hatte sich geirrt. Doch plötzlich hatte sie keine Lust mehr auf Massenmedien. Gerade als der Mitternachtsfilm begann, schaltete Nina den Fernseher aus, riss den Rock hoch und setzte sich auf Pellams Schoß, und er hatte einen ungetrübten Blick auf praktische weiße Höschen. Sie begann ihn zu küssen, schlang ihre Arme um seine Schultern, drückte wie besessen ihre Lippen auf seine, schob ihre Zunge in seinen Mund und wackelte heftig mit den Hüften.

Der Geschmack nach chinesischem Essen und der Geschmack nach Nina hielten sich ungefähr die Waage, und weil er von dem Angriff kalt überrascht worden war, brauchte er ein oder zwei Minuten, um Schritt halten zu können.

»Du?«, flüsterte sie. »Ich muss dir was sagen.«

Er antwortete, indem er ihr das T-Shirt auszog. Ihr BH schimmerte silbern und war sehr durchsichtig. Er hielt eher halbherzig ihre großen Brüste fest, die sie gegen sein Hemd rieb.

»Was ist?«, flüsterte er.

Sie küsste ihn. »Es ist wichtig.« Als sie wieder ihre Brüste an ihn presste, beugte er sich zu einer hinunter. »Hör mir zu«, beharrte sie flüsternd. Doch sie verlieh ihrer Forderung keinen rechten Nachdruck, und er kümmerte sich nicht darum. Stattdessen küsste er sie eine ganze Minute lang.

»Nein, ich meine das ernst.« Sie schlug auf seine forschende Hand.

Pellam hob überrascht den Kopf. Halb zurückgelehnt und halbnackt lagen sie dicht nebeneinander. Er wollte ihr zuhören, aber sie redete nicht sofort. Er überlegte, dass es nichts Lächerlicheres gab als zwei

Menschen in der Stellung, als würden sie miteinander schlafen, ohne es zu tun.

»Ich will nicht, dass du über Nacht bleibst«, sagte sie.

Pellam suchte nach Haken und Ösen.

Das wolltest du mir sagen? Erklär's mir doch einfach, während du weitermachst.

»Ich habe meinen Eisprung«, sagte sie, als handelte es sich um ein Geschäftsgeheimnis.

»Ich werde aufpassen.«

Sie blinzelte und drückte ihren Mund lange Zeit auf seinen. Als sie beide Luft holten, sagte sie: »Hm, du musst natürlich ein Kondom benutzen. Aber was ich sagen will, ist, dass du nicht so viel aus dieser Sache hier machen sollst. Ich habe mich eigentlich nicht unter Kontrolle. Es sind nur die Hormone.«

»Mir ist es egal, was es ist.« Das meinte er ernst. Seine Hand wanderte über das funkelnde Muster ihres BHs.

Sie lehnte sich nach hinten und drückte einen Finger auf ihre Lippen.

»Du musst mir versprechen, dass du heute Nacht nicht hier bleibst.«

»Du bist so schön«, flüsterte er.

»Pssst.« Sie runzelte die Stirn. »Versprich es mir.«

Wie lautete noch mal die Frage? »Ja gut, klar. Aber du bist trotzdem wunderschön.«

»Nein, bin ich nicht.«

»Kann ich wenigstens ein paar Minuten bleiben?«

Sie küsste ihn wieder. »Aber nicht die ganze Nacht.« Sie rieb ihren Körper an seinem. Als sie wie ein Mädchen lächelte, glaubte er, dass das, was sie so rätselhafterweise aufgehalten hatte, keine Rolle mehr spielte.

Jetzt, eine Stunde später in dem – verglichen mit dem, was sein Winnebago zu bieten hatte – riesigen Bett, roch Pellam den Tiergeruch in ihrem Haar und fühlte sich besser. Es gab Zeiten, in denen sollte es nichts anderes als das hier geben, wenn man einem anderen Menschen nicht näher sein konnte, wenn Haut auf Haut lag, sich der Schweiß vermischte und man schweigend die Gerüche genoss.

Er war wieder erregt. Seine Hand glitt an ihrem Bauch hinab bis zu ihrem gelockten, hellen Haar, das ihn an ihr feines Schläfenhaar erinnerte.

Wieder klopfte sie auf seine Hand – aber diesmal kräftiger, als nötig gewesen wäre.

»Ist mit dir alles in Ordnung?« Pellam hatte die gleiche Frage in ähnlichen Situationen wie dieser hier geflüstert. Die Frage war natürlich nicht wörtlich zu verstehen, sondern als Notausgang und Fluchtweg, der andere Worte zuließ – ganz gleich, was sie sagen wollte oder musste.

»Ich muss dir was sagen«, flüsterte Nina.

»Hormone«, entgegnete Pellam, der die Sache von der leichten Seite nahm. »Schon in Ordnung. Ich verstehe.« Er küsste ihr Haar, doch sie drehte sich weg von ihm. »Willst du, dass ich gehe?«, fragte er, mittlerweile beleidigt.

»Ja, aber nicht sofort.«

»Du bist wunderschön«, wiederholte er in dem Versuch, einen Teil der verloren gegangenen Romantik zu retten.

»Hör auf, das zu sagen.« Die schroffe Art, in der sie das sagte, schien weniger auf Ärger als vielmehr darauf zurückzuführen zu sein, dass sie überlegte, wie sie einen komplizierten Gedanken in Worte fassen konnte. Als sie schließlich so weit war, sich aufsetzte und die Decke um sich zog, war das, was sie sagte, weniger schwierig, als er gedacht hatte. »Es geht um deinen Freund Donnie, den Polizisten. Ich wollte nur, dass du weißt, dass ich neulich mit ihm geschlafen habe.«

Als Stevie Flom hörte, wie das Wohnmobil auf dem feuchten Asphalt abbremste und er rasch aufstand, kratzte er sich den Handrücken an einer Schraube auf.

»Mist«, flüsterte er und saugte an der kleinen Wunde. Sie schmeckte nach Blut und Rost, und er überlegte, ob er sich eine Tetanusspritze geben lassen müsste. Doch dann fiel ihm ein, dass die Polizei nach

dem Fund der Leiche auch dieses Haus durchsuchen würde. Sie würde das Blut an der Schraube sehen und in allen Krankenhäusern nachfragen, ob dort jemand wegen einer Schusswunde behandelt worden war. Er war stolz, dass er daran gedacht hatte.

Zum dritten Mal in dieser Nacht prüfte er seine Beretta. Er zog den Schlitten ein Stück zurück. In der Kammer lag eine Patrone, das Magazin war voll. Es waren kleine Kugeln. Nur .22er, die nicht so groß wie die von langen Gewehren waren. Aber sie hatten einige Vorteile. Zum einen brauchte man keinen Schalldämpfer. Zum anderen war die Waffe so klein und der Rückstoß so gering, dass man ganz schnell aus der Nähe mehrere Schüsse abgeben konnte.

Das waren die einschlägigen Tricks.

Der Winnebago ruckelte kurz, bevor er auf dem Parkplatz stehen blieb. Der Mann stieg aus, schloss den Schlauch an und steckte ein dickes Kabel in eine Steckdose. Anschließend stieg er wieder in sein Wohnmobil.

Stevie verließ die Souterrain-Wohnung mit der guten Bausubstanz, aber den Spuren von Wasserschäden. Er spannte und entsicherte die Waffe und überquerte die River Road.

... *Einundzwanzig*

Er dachte, dass er es falsch gemacht hätte. Egal, was sie gesagt und nicht gesagt hatte – Pellam hätte bleiben sollen.

Das war eine der Beziehungsregeln, die einem niemand beibrachte: Manchmal muss man gehen und manchmal muss man bleiben, und man musste die vielen Hinweise und Zeichen unheimlich schnell auswerten, um herauszufinden, was zu tun war.

Jetzt, mit Blick auf die Tür vom Wohnmobil, diskutierte Pellam die

Frage mit sich selbst. Sie war kompliziert, weil er bezweifelte, dass er, oder sonst irgendein Mann, jemals das getan hätte, was sie getan hatte. Ein solches Geständnis? Irgendwann mal, ja. Oder vielleicht doch nicht? Aber während er mit drei Kratzern von ihren rosa Fingernägeln auf den Armen im Bett lag?

Nie.

»Wir haben ein paar Stunden lang Karten gespielt«, hatte sie erklärt. »Ich hätte eigentlich schon weg sein sollen. Die Besuchszeit war schon um. Ich bin auf seinem Bett gesessen. Er ist sehr empfindsam. Das würde man von einem Polizisten gar nicht erwarten. Aber er ist es. An seinen Händen habe ich es gemerkt. Sie sind sehr weich.«

Lass ja keine Einzelheiten aus.

»Seine Frau ist eine Spinnerin, und er war ziemlich depressiv. Meinte, die Leute hätten Angst, ihn zu besuchen, weil er nicht gehen könnte. Sie hätten Angst vor ihm. Ich glaube, er ist ein ziemlich lustiger Typ.«

»Das ist er«, stimmte Pellam zu.

»Eins führte zum anderen. Schließlich hat er angefangen zu weinen. Ich stehe echt auf Männer, die weinen. Er meinte, er glaubt nicht, dass er, na, du weißt schon, noch mal könnte. Das ist eine Sache, die ihm richtig zu schaffen macht. Mehr noch, als nicht mehr gehen zu können. Ich habe ihn gefragt, ob ich ihn umarmen könnte. Also habe ich mich aufs Bett gesetzt, und dann ...« Sie hatte mit den Schultern gezuckt, und die wunderschönen Brüste, an denen binnen zwei Tagen zwei Männer herumgefummelt hatten, waren unter der Decke hervorgerutscht. Nina hatte sie wieder zugedeckt.

»Und, äh, konnte er?«, hatte Pellam gefragt. Das hätte er nicht tun sollen. Er hatte vergessen, dass er mit einer detailvernarrten Frau redete.

»O ja«, antwortete sie begeistert. »Zwei Mal. Wir waren beide ziemlich überrascht.«

Zwei Mal?

Aber mir schlägst du auf die Hand, wenn ich es zweimal machen will, dachte Pellam. Das hätte allerdings sehr unreif geklungen, so dass er sich damit zufrieden gegeben hatte, seine Kleider mit drama-

tisch wirkenden Gesten aufzuheben. »Ich sollte dann doch besser gehen.«

»Du darfst mich nicht dafür hassen, John. Es tut mir Leid.«

Sie hatte angefangen zu weinen.

»Ich hasse dich nicht.«

»Ich habe nur gesehen, wie er so traurig dalag ...«

»Du hast etwas Gutes für ihn getan. Ich weiß, wie depressiv er war ...« Pellams Stimme hatte beruhigend und freundlich geklungen. Andererseits hatte er sich in drei Minuten angezogen, und weitere zwei Minuten später war er draußen gewesen.

Nein, dachte er jetzt, *ich musste gehen. Bin froh, dass ich das gemacht habe*. Als er in das winzige Bad trat, zog er sein Hemd aus, das nach ihrem Parfüm roch. Er drehte das Wasser in der Dusche an. Die Wasserversorgung war nicht sehr gut, der Druck zu niedrig und das Wasser selbst voller Mineralien, was hieß, dass die Seife nicht schäumen, sondern nur schmieren würde.

Dann ging er in den kleinen Schlafbereich, wo er Wechselgeld, Scheine, Brieftasche und Schlüssel zu einem unordentlichen Haufen aufs Bett legte. Er dachte, wie gerne er doch alleine lebte. Schließlich zog er seine Unterhose aus und stellte sich unter die Dusche.

Stevie Flom dachte, dass er keinen Mann töten könnte, der nackt war. Also setzte er sich verkehrt herum auf den Fahrersitz und sah auf das abgenutzte Armaturenbrett, im Hintergrund das Geräusch der elektrischen Wasserpumpe. Er leckte über die Verletzung an seiner Hand, und plötzlich war er müde und dachte, dass er Urlaub brauchte. Von Ralph Bales. Von Lombro. Von dieser erbärmlichen Stadt am Fluss. Stevie würde das Geld von diesem Auftrag nehmen und zwei Monate nach Las Vegas fahren. Vielleicht würde er während dieser Zeit auch dort was zum Arbeiten finden. Ihm gefiel der Gedanke an die immer scheinende Sonne. Ihm gefiel der Gedanke an glitzernde Kasinos, die rund um die Uhr geöffnet hatten. Freie

Getränke und weiches Fleisch. Und viele Stunden von seiner Frau entfernt.

Dann dachte er, dass es eigenartig war, jemanden zu töten, dessen Namen er nicht mal kannte. Auf dem Armaturenbrett fand er den Ausweis einer Filmgesellschaft. Dort stand, dass der Biermann John Pellam hieß.

Pellam, Pellam, wiederholte er.

Die Wasserpumpe verstummte.

Schritte. Das Wohnmobil quietschte. Die Tür wurde geöffnet, der Geruch von Schampon breitete sich aus.

Stevie hob die Waffe.

Pellam trat, mit einem dicken, braunen Bademantel bekleidet, in den Flur. Er blinzelte. »Wie sind Sie denn reingekommen? Wer sind Sie?«

Stevie Flom lächelte kalt.

Und ihm wurde plötzlich schlecht, seine Eingeweide zogen sich zusammen. Seine Hände begannen zu zittern, seine Zähne, vom Grinsen eines Wahnsinnigen entblößt, klapperten. Er streckte die Hand mit der Waffe weiter in Richtung Pellam, der redete, ohne dass Stevie die Worte verstand. Er wusste nicht, ob der Typ vor Verärgerung schrie oder um sein Leben bettelte. Es war jedenfalls Stevie, der von Angst gepackt wurde. Er schwitzte am ganzen Körper. Er zog den Ellbogen seines rechten Arms wieder an den Körper, um das Zittern zu unterdrücken. Nichts. Als auch sein Kopf wackelte, legte er ihn schräg, als könnte die Nervosität dadurch auf den Boden fließen. Aber er hörte nicht auf zu zittern.

Um sich selbst zu beruhigen, befahl er Pellam, sich zu setzen. Der jedoch blieb einfach stehen und blickte ihn wütend an.

»Hinsetzen«, brummte Stevie, doch die Worte gingen unter, weil er schlucken musste.

Pellam blieb stehen, ließ seinen Blick umherwandern. Stevie verstand einige Worte, »... meinen Freund? ... Sie waren also derjenige? ... Das Motorrad? ...«

Stevie nahm die Waffe kurz in die linke Hand, um die rechte an seiner Hose abzuwischen. Pellam trat zwei Schritte zur Seite und griff

nach einer leeren Weinflasche, die er wie einen Schläger hielt. »Also gut«, sagte Pellam.

Also gut? Was heißt das: Also gut? Er hat eine Flasche, ich habe eine Waffe. Was, zum Teufel, meint er mit ›Also gut?‹

Stevie befahl sich, die Hand ganz auszustrecken, bis er merkte, dass er dies bereits tat. Er ging auf Pellam zu. Was, zum Teufel, meint er mit ›Also gut? Stevie ging wieder zurück.

Drück ab.

Nichts passierte. Sein Finger reagierte nicht. Er blickte auf seine Hand, aber das half nichts.

Jetzt drück schon diesen verdammten Abzug. Er merkte, dass er mit den Lippen die Worte formte. Vielleicht hatte er sie sogar laut gesagt.

»Nehmen Sie die Waffe runter«, verlangte Pellam.

Plötzlich dachte Stevie gar nichts mehr. Er ließ die Waffe nach vorne schnellen, richtete sie direkt auf Pellams Brust, schloss die Augen und begann abzudrücken.

Plötzlich war Stevie Flom von bläulichem Rauch und den Splittern der Glasscheibe des Wohnmobils umgeben. Die Explosion schien erst einen Moment später zu erfolgen, als die Splitter auf den Boden fielen.

Stevie Flom drehte sich entspannt zum Fenster. Sein Zittern hatte aufgehört. »Es ist alles in Ordnung«, sagte er in Richtung des Fensters. »Mir geht's gut. Wirklich.«

Dann fiel er zu Boden.

Die Tür des Wohnwagens wurde aufgerissen, und ein kräftiger Mann in Sportjacke und Jeans trat ein. Er bewegte sich auf seinen kleinen Füßen schnell vorwärts, achtete aber nicht auf Pellam, der gerade noch ausweichen konnte.

Was, zum Teufel, ist hier nur los?

Der Mann schaltete das Licht aus.

»Wer sind ...?«

»Ruhe«, schnauzte der andere.

»Okay.« Im grellen Licht der Küche wirkte der Wohnbereich verzerrt, sah aus wie ein Lachkabinett. Der Mann schaltete auch dort das

Licht aus, so dass es vollständig dunkel wurde, und ging zum Fenster und schaute hinaus. »Sind Sie Polizist?«, fragte Pellam.

»Pst.« Er ging zu Stevie Flom und fühlte seinen Puls, steckte seine kleine Waffe ein und trat ans gegenüberliegende Fenster. Als er sich wieder umdrehte, blickte er auf Pellams Hand mit der Apfelweinflasche. »Halten Sie die aus einem bestimmten Grund?« Seine Stimme war zäh, aber er sprach akzentfrei.

»Äh, nein.« Pellam stellte die Flasche hin.

»Sie sind Pellam?«

Er nickte. »Und wer sind Sie?«, fragte er.

»Tom Stettle. Ich arbeite für einen Mr. Crimmins. Er ...«

»Crimmins?«

»Peter Crimmins.«

Pellam blickte zu Stevie. »Er arbeitet für Crimmins ...«

»Äh, nein, Sir. Tut er nicht«, behauptete Stettle nüchtern. »Mr. Crimmins hat mich engagiert, um Sie zu bewachen.«

»Oh.« Pellam blickte auf die Leiche hinab. »Und wer ist das?«

Stettle antwortete nicht, sondern beugte sich hinunter, um Stevies Taschen zu leeren. »Er wollte Sie töten.«

»Was genau geht hier vor?«

»Mr. Crimmins weiß, dass Sie ihn an dem Abend, als Vince Gaudia getötet wurde, nicht im Wagen gesehen haben«, erzählte Stettle, ohne den Kopf zu heben. »Er hat mit dem Mord nichts zu tun. Er will sicher gehen, dass Sie am Leben bleiben und das jedem erzählen. Deswegen soll ich ein Auge auf Sie werfen. Aber ich muss schon sagen, Sie sind ziemlich hart drauf, und es ist schwierig, Ihnen immer auf den Fersen zu bleiben.«

Stevie Flom schien gar nicht zu bluten. Ob er auch wirklich tot war?

Das fragte Pellam Stettle, der von der Frage überrascht war. »Hm, klar ist er tot. Helfen Sie mir, ja? Wir bringen die Leiche in meinen Wagen. Ich bin eher zufällig noch mal vorbeigekommen. War irgendwie Glück. Ich dachte nicht, dass er schon hier sein würde. Ich dachte, sie würden es auf der Straße machen wie mit Gaudia.«

»Ist er derjenige, der den Polizisten angeschossen hat?«

»Weiß nicht. Kann sein«, antwortete Stettle. »Haben Sie ein paar Müllsäcke?«

»Bitte?«

»Müllsäcke. Dicke, wenn's geht.«

»Ja, habe ich. Klar.«

Pellam ging in die Küche und trank ein Glas Wasser. Als er sich umdrehte, stand Stettle in der Tür und beobachtete ihn. »Möchten Sie auch?«

»Klar.«

Pellam schenkte noch ein Glas ein und hielt es Stettle hin, der es mit seiner großen Hand entgegennahm. »Haben Sie den anderen Typen da draußen gesehen?«, wollte Pellam wissen.

»Welchen anderen Typen?«

»Es sind zwei.« Pellam deutete auf Stevie Flom. »Er ist nicht derjenige, der aus dem Lincoln gestiegen ist.«

»Nicht?« Stettle trank sein Wasser. »Sie meinen, es gibt noch einen anderen?«

»Ja. Ein schwerer Kerl. Angehende Glatze.«

Stettle verzog das Gesicht. »Ich tue, was ich kann, um Sie im Auge zu behalten. Aber ich kann nicht Ihren Zimmergenossen spielen. Nach dem hier« – er deutete mit dem Kopf auf Stevies Leiche – »wird Ihnen der andere aus dem Wagen nicht mehr von der Pelle rücken. Sie sollten Urlaub machen. Ein Jahr wegfahren oder so.«

»Das bekomme ich dauernd gesagt.«

Stettle hatte es eilig, wegzukommen. Er trank das Glas leer, nahm ein Papierhandtuch und wischte es ab. Mit dem gleichen Handtuch wischte er auch alles andere ab, das er im Wohnmobil berührt hatte.

»Sie brauchen ein neues Fenster«, meinte er und brach den Rest des Glases mit dem Ellbogen aus dem Rahmen. Pellam nahm an, dass er das tat, damit nicht so was wie ein Einschussloch zurückblieb.

Pellam beobachtete die Splitter, die nach außen flogen. »Ich denke, ich sollte mich bedanken. Ich meine ...«

Stettle hatte kein Interesse an Dankesbezeugungen. Er hielt das Papierhandtuch, auf dem sich unzählige seiner Fingerabdrücke befanden.

den, unter Wasser, knüllte es zusammen und schob es in seine Tasche.
»Müllsack?«, fragte er.

»Klar.« Pellam reichte sie ihm.

»Gummihandschuhe?«

»Handschuhe?«

»Zum Abwaschen oder so.«

Pellam fand zwei Paar gebrauchte. »Wegen dem Blut. Heutzutage kann man nicht vorsichtig genug sein, wissen Sie.«

Und zum zweiten Mal in zwei Tagen wickelte John Pellam eine Leiche in stabile, grüne Müllsäcke.

Sie zieht ihr braunes Kleid aus.

Er bekommt Angst, als er sieht, wie das Kleid auf den Stuhl fällt. Er riecht fruchtiges Parfüm.

Sie löst die Spangen aus ihrem Haar, das über ihre Schultern fällt. Das Haar schimmert wie weißes Licht. Es endet genau über ihrem BH. Sie streicht mit den Händen darüber, vom Hals über ihre Brüste bis hinunter zu ihrer Hüfte. Sie wirft den Kopf nach hinten. Ihr Haar macht Donnie Buffett entsetzliche Angst.

Ohne ein Wort zu sagen, beugt sie sich vor und lässt ihr Haar über seine Arme und sein Gesicht fallen. Er sieht nur ihr Haar. Er hat Angst vor diesem Haar, kann aber seinen Blick nicht abwenden. Seine Hände greifen danach, er reibt es zwischen seinen Fingern, er wiegt es in seiner Hand.

Nein. Tu mir das nicht an. Bitte. Nicht ...

Sie sieht zu ihm hinunter auf sein verängstigtes Gesicht.

Ich möchte schlafen. Ich möchte ...

Aber sie beugt sich nur mit einem leisen Lächeln weiter vor. Er wird von ihrem Parfüm umhüllt, Erdbeer und etwas Würziges, sie drückt ihren Mund fest auf seinen und küsst ihn. Er spürt ihre Zunge, erst nur die Spitze auf seinen Lippen, dann schiebt sie sich in seinen Mund. Sie küsst ihn gierig.

Er zittert.

Sie weicht zurück.

Sie trägt einen großen, silbrig-glitzernden BH, einen Hüfthalter, Nylonstrümpfe und weiße Höschen. Alles weiß, alles mit Spitze, die im schwachen Licht schimmert.

»Hör mal«, wehrt sich Buffett schwitzend. »Nicht ...«

»Pssst.« Sie beugt sich wieder vor und küsst ihn. Er spürt den Druck ihrer Brüste unter dem Seidenstoff. Sie weiß, dass er sie spürt, und reibt sich an ihm, während sie ihn küsst. Ihre Zunge dringt tiefer in seinen Mund. Er weiß nicht, was er tun soll, bis er schließlich ihren Kuss erwidert.

Er fragt sich, ob er irgendwas spüren würde, ob er dieses aufregend-warme Gefühl spüren würde. Aber nein, er spürt nichts. Und dann will er, dass sie geht. Er will es so sehr, wie er noch nie etwas in seinem Leben gewollt hatte.

Wieder weicht sie, immer noch lächelnd, nach hinten zurück. Er hat Angst und bittet sie zu gehen. »Na ja, nach diesem Unfall wie schon gesagt ... du ...«

Sie achtet nicht auf seine Worte, sondern dreht ihm den Rücken zu. »Hilf mir«, flüstert sie.

Seine Arme sinken nach unten. »Es tut mir Leid ...«

»Bitte«, flüstert sie. »Für mich – ich möchte es für mich.«

Irgendwie ändert das alles. Er hebt seine Hände und öffnet ihren BH. Sie legt sich nach hinten, zwingt ihn, mit seinen Händen ihre Brüste zu umfassen.

Ihr Hals ist nur wenige Zentimeter von seinen Lippen entfernt. Ihre Haare verfangen sich in seinem Mund, als er ihren Hals küssen will. Sie schmecken nach Erdbeer. Sie reibt ihren Körper an seinem, ein Gefühl, als würden sie unter Wasser aneinander vorbeigleiten. Er dreht sie herum und küsst sie.

Sie rutscht von ihm herunter und stellt sich vor ihn, um sich ihr Höschen auszuziehen. Auch das Haar dort unten, dieser blonde Flaum, fasziniert ihn. Er ist so fein, dass man das Haar kaum erkennen kann. Es sieht eher wie ein heller Schatten aus, da, wo ihre Beine zusammentref-

fen. Sie berührt sich selbst, lässt die Hände über ihren Körper gleiten, breitet ihr Haar über ihre nackte Haut aus.

Dann springt sie wieder aufs Bett, kniet sich rechts und links neben seinen Kopf und beugt sich nach unten, küsst seine Brust, seinen Bauch, und schiebt die Decke zur Seite. Er murmelt: nein, nein, nein. Doch wie er es sagt, und mit dem Mund dort, wo er eben ist, versteht sie ihn sowie so nicht. Er gibt auf, kann nur noch denken: Verdammt, dann tun wir es eben, wir tun es, wir tun es ...

Dies – eine Erinnerung und keine Phantasie – geisterte in Donnie Buffetts Kopf herum, als er die Augen öffnete und John Pellam in der Tür stehen sah.

Buffett blinzelte und räusperte sich. »Hallo, Häuptling. Ich habe Sie nicht erwartet.«

»Hallo, Donnie.« Pellam trat ein. Seine Schuhe machten besonders viel Lärm.

O Gott, er weiß es.

»Hören Sie, John ...« Buffett blickte zum leeren Fernsehbildschirm, dann auf die Blumen am Fenster. Sein Gesicht fühlte sich plötzlich heiß und geschwollen an, als würden sich in seinem Kopf Dampfwolken bilden. *O Mann, dieser Typ hat mir Bier gekauft und mich wie einen echten Menschen behandelt. Er ist nach dem Unfall der Erste auf der ganzen Welt, der mir sagt, ich soll mich zum Teufel scheren, der mich nicht mit Samthandschuhen anfasst und mir keinen Scheiß erzählt, und was mache ich? Ich vögle mit seiner Freundin. O Mann-o-Mann.*

»John, hören Sie, ich wollte es ihnen sagen.«

Pellam grinste, was Buffett ein noch tausendmal schlechteres Gefühl gab.

»Es war ja nicht so, dass ich es geplant hatte. Ich weiß, ich habe Sie mit dem Casting-Sofa aufgezogen, aber ich habe nicht zu ihr gesagt: ›Oh, ich Ärmster, ich kriege keinen mehr hoch.‹ Das war kein Trick oder so was.«

Obwohl es doch ganz gut funktioniert hat, wenn man es genau nimmt.

»Schon in Ordnung, Donnie.«

»Ich sage ja gar nicht, dass sie über mich hergefallen ist. Das würde ich nie sagen, nur um meine eigene Haut zu retten, wissen Sie? Aber wir konnten uns so gut unterhalten, und mir ging's richtig dreckig. Sie hat mich umarmt, und ... dann ist es irgendwie passiert. Ich wollte es Ihnen wirklich sagen. Echt. Aber das letzte Mal waren Sie so durcheinander wegen ihrem Freund ...«

»Sie steht nicht auf mich«, beruhigte ihn Pellam.

»Doch, doch, sie mag Sie. Das weiß ich.« *Moment mal, fühlt er sich damit besser oder schlechter?* »Was passiert ist ...«

»Donnie, ich habe keinen Anspruch auf sie.«

»Ich habe hinterher nur gut über Sie geredet«, meinte er noch vorsichtig.

Pellam setzte sich auf den Stuhl. »Ich wäre heute nicht vorbeigekommen, wenn ich total sauer wäre.«

Buffett fiel nichts anderes ein, als seine Hand auszustrecken, die Pellam ergriff und feierlich schüttelte. Pellam schien amüsiert über diese förmliche Entschuldigung. »Ich brauche Ihre Hilfe, Donnie.«

»Jederzeit. Es gibt nichts, was nicht geht. Werden Sie immer noch von meinen Kumpels schikaniert? Ich werde dafür sorgen, dass Sie in Ruhe gelassen werden, John. Keine Sorge. Ich werde den Bürgermeister anrufen, wenn es sein muss.«

Pellam sah hinüber zum Tablett mit dem nicht angerührten Essen. Donnie folgte seinem Blick. »Sollen wir das Brot brechen?«, fragte er.

»Hab seit einem Tag nichts mehr gegessen.«

»Bedienen Sie sich.«

Es gab kein Brot, sondern eine Suppe, Reis und roten Wackelpudding. Pellam aß die Suppe, Buffett den Reis. Die Cracker teilten sie auf, den Wackelpudding kippten sie in zwei Schüsselchen.

»Wackelpudding ist echt Scheiße, wissen Sie das?«, fragte Buffett.

»Hm.« Aber Pellam hatte Hunger. Und mit Milch über dem Wackelpudding schmeckte es gar nicht schlecht, obwohl Pellam von der Milch nicht viel bekam – er hatte die Gabel, Buffett den Löffel.

Ein kleiner Klumpen fiel Buffett herunter. Er jagte ihm mit dem Löffel auf dem Tablett hinterher, von dort rutschte er aufs Laken und die

Decke. »Scheiße.« Er schnippte den Klumpen fort. Er landete an der Wand, wo er einen rosafarbenen Fleck hinterließ, bevor er auf den Boden fiel. Die Männer lachten.

Pellam erzählte Buffett von einer alten Schallplatte seines Onkels, die Aufzeichnung einer Komödie aus den Fünfzigern. Wie hieß der Typ? Del Close, dachte er. Die Platte hieß *How to Speak Hip*. Da gab es eine Nummer über einen Mann, erklärte er, der besessen ist von Wackelpudding. Er isst haufenweise von diesem Wackelpudding und bestellt immer mehr. Er geht von einem Restaurant zum nächsten. Alle starren ihn an. Was für eine Geschmacksrichtung war das? Erdbeer, dachte er. Oder Himbeere. »Damit soll der Ausdruck ›von etwas besessen sein‹ erklärt werden. Verstehen Sie, als ob das Geschwätz in Beat-Musik eine Fremdsprache wäre.« Pellam erzählte, er hätte die Platte als Kind hundert Mal angehört. Die Nummer mit dem Wackelpudding hätte ihm gefallen.

Buffett lächelte höflich und wartete auf die Pointe, die es aber offenbar nicht gab.

»Das muss man selber hören«, meinte Pellam. »Und in der passenden Stimmung sein.«

»Nein, das war doch lustig«, sagte Buffett rasch. Zumindest heute war er Pellams Speichellecker.

Doch Pellam schien seinen Humor verloren zu haben – ebenso seine Lust auf Wackelpudding und Unterhaltung. Er wischte über sein Gesicht und wies zum Nachttischchen. »Ich glaube, ich erledige das jetzt lieber«, sagte er schließlich. »Darf ich mal kurz Ihr Telefon benutzen?«

Der US-Staatsanwalt war in einer Verhandlung, als der Anruf kam.

Die Sekretärin meldete sich über die Sprechanlage bei Nelson im Büro. »Da ist ein Mann auf der Drei. Er sagt, es sei wichtig. Wann wird Mr. Peterson zurück sein?«

»Er soll eine Nachricht hinterlassen, Schätzchen«, schnauzte Nelson und widmete sich wieder seinen langatmigen Befragungen.

»Es ist ein gewisser Mr. Pellam, und er sagt ...«

Klick.

»Mr. Pellam, Mr. *Pellam*. Wie geht's Ihnen? Ich bin Mr. Petersons Assistent, Nelson Stroud. Gibt es etwas, das ich für Sie tun kann?«

»Ich möchte mit Peterson sprechen.«

»Ist es wegen der Sache mit Crimmins?«

Pellam bejahte.

»Nun, kann ich Ihnen irgendwie weiterhelfen?«

»Wo ist er?«

»Mr. Peterson? Bei Gericht. Er kommt erst in ein paar Stunden zurück.«

»Oh.« Es herrschte langes Schweigen am anderen Ende. Nelson umklammerte den Hörer und hatte das Gefühl, dass die empfindliche Verbindung unterbrochen werden würde, wenn er zu laut atmete.

»Sind Sie Anwalt?«

»Stellvertretender Staatsanwalt vom ...«

»Gut. Ich will einen Termin.«

Bingo!

»Hervorragend, ganz hervorragend. Sie sagen, wo und wann. Egal.«

»Bei Ihnen im Büro. Ich hätte das Treffen gerne in Ihrem Büro.«

»Klar, das passt hervorragend. Morgen Vormittag?«

»Klar, morgen Vormittag. Allerdings ...«

»Ja, was gibt's noch?«

»Allerdings gibt es noch ein Problem. Ich brauche eine Zusicherung von Ihnen.«

»Zusicherung, Zusicherung, natürlich.« Nelsons Hände zitterten. Das hier war eine große Nummer, er verhandelte mit einem wichtigen Zeugen, und er war aufgeregt. »Was genau schwebt Ihnen vor?«

»Ich möchte eine Garantie, dass ich nicht angeklagt werde«, verlangte Pellam.

»Warum sollten Sie angeklagt werden?«

Es gab eine Pause. »Weil ich gelogen habe, als ich Ihnen sagte, ich hätte Peter Crimmins nicht im Lincoln gesehen.«

... Zweiundzwanzig

Die Pressekonferenz an diesem Abend war kurz.

Die Reporter hatten auf was Heißes gehofft – vielleicht auf Petersons Nachricht, dass er aus dem Dienst ausscheide, weil er sich für einen Sitz im Senat bewerbe, oder dass er in einem Fall ermittle, bei dem jemand irgendein großes Unternehmen verpfeift, oder dass das Justizministerium vor den Chronisten des Tagesgeschehens ein paar fotogene Artikel ausbreiten würde, zum Beispiel die vom FBI und von der Drogenbehörde beschlagnahmten Uzis und Brownings oder Plastikbeutel voller Heroin oder Koks, und sich dann über den Fortschritt im Kampf gegen die organisierte Kriminalität ausließe.

Aber sie bekamen nur Peterson zu sehen, der an einem verkratzten Podium mit dem Siegel des Justizministeriums stand und ununterbrochen redete.

So, wie er es auf jeder Pressekonferenz tat. Monoton und endlos. »Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass sich ein Zeuge im Mordfall Vincent Gaudia gemeldet und einverstanden erklärt hat, vor der Anklagejury auszusagen. Es handelt sich um einen Zeugen, den mein Büro sogleich nach dem Mord identifiziert hat, der sich ernsthafte und verständliche Sorgen um seine Sicherheit macht und diese Besorgnis ausgedrückt hat, aber jetzt im Austausch für mein Zugeständnis, ihn nicht wegen Behinderung der Justiz anzuklagen, mit seiner Aussage an die Öffentlichkeit gehen möchte.«

Was für ein Zungenbrecher von einem Satz, den die Reporter schnell umformulieren mussten.

Als Peterson gefragt wurde, ob der Zeuge glaubwürdig sei, antwortete er: »Er hat auf den Vordersitz desjenigen Fahrzeugs geschaut, das von einem Mann gefahren wurde, den wir mit Sicherheit für den Ver-

antwortlichen der Morde halten. Er war keinen Meter von ihm entfernt. Er versichert, dass er den Verdächtigen identifizieren kann.«

»Ist es Peter Crimmins, der als der Fahrer des Wagens identifiziert wurde?«, rief ein Reporter.

Doch Peterson kannte die Tricks der Reporter. Er würde den Verteidigern nicht die Möglichkeit geben, auf Befangenheit zu plädieren. »Ich kann zu diesem Zeitpunkt nur sagen, dass der Zeuge morgen Vormittag eine Aussage machen wird«, sagte er. »Danach rechnen wir innerhalb der darauf folgenden vierundzwanzig Stunden mit einer Verhaftung.«

Anschließend schmettete Peterson eine Reihe von Fragen zu dem Mord ab und redete über mehrere Drogenrazzien und andere Siege, die von der US-Staatsanwaltschaft in letzter Zeit errungen worden waren.

»Ich habe das Gerücht gehört, das Sie Tony Sloan verhaftet haben, den Regisseur, der gegenwärtig einen Film in Maddox dreht«, meldete sich eine Reporterin mit schroffer Stimme.

Peterson starrte in die Lichter der Videokameras. »Das entspricht absolut nicht der Wahrheit. Die Filmgesellschaft kam mit einer großen Anzahl von Automatikwaffen in unseren Bezirk. Sowohl das FBI als auch die Bundesbehörde für Alkohol, Tabak und Schusswaffen gingen von einem Verstoß gegen das Schusswaffengesetz aus, und wir wollten nur ein Auge darauf haben, um dafür zu sorgen, dass sie nicht in die falschen Hände geraten. Wir haben zu keinem Zeitpunkt ein Strafverfahren gegen Mr. Sloan und die Filmgesellschaft in Betracht gezogen. Die Polizei von Maddox hat sich, so viel ich weiß, aus irgendeinem Grund dazu entschieden, eine Verhaftung vorzunehmen. Unsere Untersuchungen haben ergeben, dass die Genehmigungen den Vorschriften entsprechen, und gegenwärtig gebe ich die Waffen wieder frei.«

»Wollen Sie damit sagen, dass die Polizei von Maddox Mr. Sloan ohne Rechtsgrundlage verhaftet hat?«

»Ich werde die Einschätzungen anderer Vollstreckungsbehörden nicht kommentieren. Die Verhaftung war eine Entscheidung des Maddox Police Department. Fragen Sie bitte dort nach.«

»Kein Kommentar« bekamen die Journalisten noch öfter zu hören. Schließlich verließ der sehr beschäftigte Ronald Peterson die Bühne, so dass die akkreditierten Journalisten ihre Redaktionen anrufen oder ihre Kommentare sprechen konnten. Die meisten Fernsehreporter waren weit mehr an der Tony-Sloan-Sache interessiert als am Mord an Gaudia und wollten ein paar Szenen aus *Circuit Man* im Bericht über Sloans Verhaftung bringen.

Aber nackte Nachrichten bleiben nun einmal das, was sie sind, und so bereiteten die Journalisten wenigstens ein Minimum an Informationen für die Zehn-Uhr-Nachrichten vor. Schließlich war der Fall Vincent Gaudia der einzige echte Mord in Maddox, so weit die Erinnerung zurückreichte.

Ralph Bales spielte Dart und verfolgte die Nachrichten nicht. Im Gegensatz zu Philip Lombro. Um neun Uhr an diesem Abend hing er am Telefon.

»Er hat uns reingelegt«, sagte Lombro. »Er hat das Geld genommen und uns reingelegt! Er wird seine Zeugenaussage machen!« Grund für seine hohe Stimme waren zum Teil seine Empörung und seine Wut. Der Hauptgrund jedoch war seine Abscheu vor sich selbst, weil er das Ruder bei dieser Geschichte nicht mehr in der Hand hatte.

»Sieht so aus«, meinte Ralph Bales. »Er trifft sich morgen mit Peterson?«

»Um halb zehn.«

In dem darauf folgenden Schweigen hörte Lombro, dass im Hintergrund Männer lachten. »Was genau hast du vor?«, fragte er Ralph Bales.

»Also gut, ich glaube, du musst mir zustimmen, dass wir kaum eine Wahl haben.«

Lombro seufzte. Er stimmte gar nichts zu, was Ralph Bales sagte oder dachte. Aber die Angelegenheit war ihm über den Kopf gewachsen. »Was?«, fragte er, als er merkte, dass ihm Ralph Bales eine Frage stellte.

»Ich habe gefragt, ob du zufällig von einem Typen namens Stevie Flom gehört hast.«

»Von wem?«

»Ein Typ, mit dem ich zusammenarbeite.«

»Nein. Den kenne ich nicht. Warum sollte ich?«

»Nur so. Hab schon eine Weile nichts mehr von ihm gehört.«

»Warum sollte er gerade mich anrufen?«

»Ich habe erwähnt, dass ich einmal für dich gearbeitet habe. Ist nicht wichtig. Egal, also, diese Sache da ...«

»Bring sie einfach zu Ende«, sagte Lombro verzweifelt. »Bring sie zu Ende.«

»Du willst, dass ich ...«

»Tu, was du tun musst.« Das waren Lombros Worte, mit denen er das Gespräch beendete, aber sie hatten kaum die Kraft, die sechzig Kilometer bis zum anderen Ende der Leitung durchzudringen.

Es war noch nicht spät, jedenfalls für Philip Lombro nicht die übliche Zeit, um ins Bett zu gehen. Er hoffte, dass der nächste Tag kommen und mit Lichtgeschwindigkeit wieder vergehen würde, nahm zwei Schlaftabletten und schlüpfte in seinem Seidenschlafanzug ins Bett.

Er lag noch lange wach, gequält von Gedanken an das, was er getan hatte, Gedanken über den Verrat des Zeugen, Gedanken darüber, dass bald wieder das Blut eines Menschen an seinen Händen kleben würde. Doch dank der Valiumtabletten beruhigte er sich, und schließlich verschwand der Mann, der am nächsten Tag sterben würde, aus seinen Gedanken. Ebenso wie Vincent Gaudia und Ralph Bales. Philip Lombro bewegte sich im Niemandsland zwischen Wachen und Schlafen. Traumfetzen flogen vorbei wie das Papier, das vom unbeständigen Wind um den Busbahnhof von Maddox umhergewirbelt wird. Er sah groteske Gesichter, die zu anderen Formen verschwammen. Für ihn waren sie real, intensiv, dreidimensional. Sie erinnerten ihn an die Bilder, die er durch diese dreidimensionalen Plastikteile gesehen hatte, in

die man Pappscheiben mit Märchen und Komikzeichnungen stecken konnte. Diese Dinger hatte er seinen Nichten und Neffen vor dreißig Jahren geschenkt.

Eins dieser Gesichter allerdings war nicht grotesk. Es war das Gesicht einer Frau, einer sehr jungen Frau. Sie war hübsch. Ihr Gesicht verschwamm nicht zu einem anderen. Sie hatte ihre Augen einfach nur auf ihn gerichtet. Lombro hatte nicht die Kraft, sie zu berühren oder zu sprechen. Er beobachtete nur; in solchen Träumen war man keine handelnde Person.

Doch plötzlich wurde das Gesicht des Mädchens so furchtbar traurig, dass Lombro, vom Drang zu weinen gepackt, aufwachte und sich abrupt aufsetzte.

Das war das Schlimmste, wenn man alleine lebte, wie Philip Lombro wusste – von seinen eigenen Träumen aufzuwachen.

Pellam wachte um halb acht auf. Er hatte in einem Wohnmobil am Drehort geschlafen, in einem der großen Winnebagos, die für die Maske verwendet wurden. Leise stand er auf und ging ins Badezimmer, wo er eine lauwarme Dusche nahm. Dann putzte er die Zähne mit einem Löffel voll Zahnpulver und seinen Fingern. Er war noch ganz benommen und hoffte, im Medizinschrank etwas Aufmuntern-des zu finden – Diätpillen, Koffeintabletten. Aber er fand nur eine verschreibungspflichtige Medizin, von der er noch nie gehört hatte. Das Etikett warnte davor, eine Maschine zu bedienen oder mit dem Wagen zu fahren, wenn man dieses Medikament eingenommen hatte.

Dann also Kaffee oder gar nichts.

Pellam zog sich im Badezimmer an. Sein Hemd und seine Jeans bekamen dunkle Flecken vom Wasser, weil er sich nicht gründlich abgetrocknet hatte. Er büstete sein feuchtes Haar und verzichtete auf den lärmenden Föhn. Er war hier als Spion oder vielmehr als Flüchtling, und er wollte, dass seine Anwesenheit geheim blieb. Als er nach draußen und die Stufen hinunterging, zitterte er in der kühlen Herbstluft.

Der kräftige Lehmgeruch kam vom Wasser, das wusste er, obwohl er den Fluss von hier aus nicht sehen konnte.

Er blieb am Straßenrand stehen, um einen taubenblauen Wagen vorbeifahren zu lassen, der auf der Höhe des Wohnwagens sein Tempo drosselte. An der Seite hing ein Schild: *117 Tage arbeitslos*. Die Zahl 17 stand auf einer anderen Pappe und war frisch über die Ziffern vom Vortag geklebt worden. »Ich erledige auch ausgefallene Arbeiten«, rief der Mann, fuhr aber weiter, bevor Pellam ein Wort sagen konnte.

Ralph Bales fand, dass sein Herz wie die Flügel eines in Panik geratenen Spatzes schlug.

Er begutachtete die Venen an seinem Handgelenk und war überrascht, dass sie nicht im Rhythmus des Pulsschlags vibrierten. Dann legte er die Hände wieder aufs Lenkrad. Ralph Bales saß in einem gestohlenen Chevy vor dem Gebäude, in dem der US-Staatsanwalt seinen Sitz hatte, und wartete auf John Pellam. Der Grund, warum sein Herz raste, war, dass dies ein denkbar ungeeigneter Ort für einen Mord war.

Auf dem Weg hierher war er an einer Autowaschanlage vorbeigekommen, die »World of Wash« hieß. Der Name geisterte in abgewandelter Form ständig durch seinen Kopf – als »World of Cops«. Überall schwirrten das FBI, Agenten des Finanzministeriums, Bundesmarshals und städtische Polizisten und wahrscheinlich auch Agenten des Missouri Bureau of Investigation herum – sie und die Wachmänner vor dem Gericht, die noch nie eine Waffe gezogen hatten, außer, um ihren Schein zu bekommen. Seit Jahren warteten sie darauf, in Ausübung ihres Dienstes Blut zu vergießen.

World of Cops.

Im Eingang zum Gebäude standen zwei breitschultrige Wachen in weißen Hemden und mit großen, kantigen Köpfen, deren Haare an den Seiten und hinten ausrasiert waren. Sekretärinnen, Angestellte und Anwälte in Laufschuhen und schicken Strümpfen oder Strumpf-

hosen strömten in ihre Diensträume. Alle sahen jung und dynamisch aus.

Es gab mehrere Eingänge zum Gebäude, doch Ralph Bales stand vorne, wo der Haupteingang zu sein schien. Er nahm an, dass es auch ein oder zwei Versorgungseingänge gab. Eine Zufahrt diente offenbar den Müllautos. Dort könnte man gut einen Zeugen hineinschmuggeln. Aber Ralph Bales war alleine – Stevie hatte sich immer noch nicht gemeldet –, also konnte er nur den Haupteingang im Auge behalten.

Er war schon früh hier gewesen, weil er dachte, dass der Biermann aus Sicherheitsgründen einige Zeit vor halb zehn hier aufkreuzen würde. Eine Stunde lang saß Ralph Bales bei laufendem Motor im Auto. Nur einmal fuhr er weg, als eine Politesse auf ihn zukam. Ihren Block mit den Strafzetteln hielt sie wie eine Waffe vor sich, aber Ralph Bales wartete nicht, bis sie so nahe herangekommen war, dass sie sein Gesicht hätte erkennen können. Langsam fuhr er los und einmal um den Block, und als er drei Minuten später zurückkam, war sie fort. Und wieder parkte er vor dem Gebäude.

Es war Viertel nach neun.

Er beobachtete den Nebel und das Sonnenlicht, das am hohen Bogen reflektiert wurde. Die Luft roch nach verbranntem Metall, gewürzt mit einem Schuss Abgase. In den Fabriken auf der Ostseite des Mississippi wurde an diesem Morgen schon fleißig gearbeitet. Sein Herz raste ... vielleicht vom Koffein. Er blickte nach unten. Dort stand noch der blauweiße Pappbecher mit Bildern von griechischen Göttern oder Olympiaathleten oder so was. Ein Becher voll mit seinen Fingerabdrücken. Wie nachlässig.

Er hob ihn auf, zerknüllte ihn und steckte ihn in die Tasche.

In diesem Moment flog ein Abfalleimer – einer von diesen großen, dreckigen, orangefarbenen Dingern – durch seine Heckscheibe.

Jesus, Maria und Josef...

Eigentlich flog er nicht durch die Scheibe. Selbst billige amerikanische Autos hatten robuste Scheiben. Der untere Rand des Abfalleimers drückte die Scheibe ein paar Zentimeter ein, so dass sich auf dem Glas

ein undurchsichtiges Netz aus Rissen bildete. Der Eimer rollte vom Wagen auf die Straße.

»Du Arsch ...«

Als er sich umdrehte, um die Tür zu öffnen, befand sich direkt vor seinem Gesicht eine Pistolenmündung. Mit der anderen Hand schaltete der Mann den Motor aus.

Schon klar. Ralph Bales wusste genau, was passiert war.

»Leg deine Waffe nach hinten«, befahl der Biermann. »Auf den Boden.«

»Ich habe keine ...«, begann Ralph Bales.

»Leg deine Waffe auf den Boden hinter deinem Sitz.« Die Gelassenheit in der Stimme des Mannes erschreckte ihn zu Tode.

»Ich tu alles, was Sie wollen.«

»Leg deine ...«

»Ich habe Sie gehört«, sagte Ralph Bales. »Ich tu es ja schon.«

»Sofort.«

»Okay.«

Das erinnerte Ralph Bales an die Situation, als der Polizist ihn kurz nach dem Mord an Gaudia erwischt hatte. Allerdings würde heute kein Stevie Flom wie ein Wahnsinniger aus einer Gasse auftauchen und ihn retten. Ganz plötzlich sagte ihm ein grässliches Gefühl, was mit Stevie Flom passiert sein könnte.

Er ließ seinen Colt nach hinten fallen. Der Mann öffnete die hintere Tür, nahm die Waffe und setzte sich auf die Rückbank. Die Mündung seiner eigenen alten Waffe drückte er an Ralph Bales' Ohr. »Und jetzt leer deine Taschen aus.«

Was ist, wenn die Politesse wieder auftaucht? Gott, dieser Typ könnte in Panik geraten und sie beide erschießen.

»Ich habe nichts, ich meine so was wie eine Waffe oder ...«

»Alle Taschen ausleeren.«

Ralph Bales legte den Inhalt seiner Taschen auf den Beifahrersitz. Der Biermann stieß mit dem Finger gegen das Geld, die Brieftasche, den zerknüllten Becher und das Schweizer Armeemesser. »Also gut, steck die Sachen wieder in deine Taschen. Außer das Messer. Das Messer lässt du liegen.«

Ralph Bales lachte. »Das Messer? Sie machen wohl Witze.«

Er machte keine Witze. Und Ralph Bales tat, was der Mann ihm gesagt hatte.

Der legte schließlich den Sicherheitsgurt an. »Fahr nach Maddox. Los.«

»Aber ...«

»Fahr.«

Bales griff nach seinem Sicherheitsgurt.

»Keinen Gurt.« Er hielt die Waffe direkt an Ralph Bales' Genick. »Das ist eine Single Action. Du weißt, was das bedeutet?«

»Man muss den Hahn spannen, bevor der Abzug betätigt wird«, antwortete Ralph Bales wie ein Schüler auf die Frage seines Lehrers.

»Ich habe ihn gespannt, also kann sie ziemlich leicht losgehen.«

»Okay, hören Sie zu. Wenn wir über ein Schlagloch fahren ...«

»... würde ich an deiner Stelle schön langsam fahren.«

Der Traum war wunderbar.

Sie war wunderbar.

Nina Sassower glaubte, dass die Männer – und sie konnte sich über mangelndes Interesse nicht beklagen – nur wegen ihrer großen Brüste und ihrer schlanken Beine auf sie standen, ihr Gesicht aber, das sie selbst als schmal, spitz und abgehärmt empfand, nur tolerierten.

Doch in ihrem Traum war etwas passiert. Vielleicht war sie operiert worden, oder sie hatte sich ihr ganzes Leben lang geirrt. Sie wusste nicht, was sich geändert hatte, doch die Person in ihrem Traum war groß und schlank und hatte intelligente, schöne Augen mit einem durchdringenden Blick.

Das Bild hielt nicht lange vor. Es wurde zu einer Straße, die sie nicht erkennen konnte. Dann liefen andere Menschen herum, und der Traum war zu Ende.

Sie wachte auf.

Etwa zwei Sekunden lang spürte sie noch das angenehme Gefühl des Traums.

Dann setzte sie sich kerzengerade auf und blickte auf die Uhr. »O nein! So ein Scheiß!«, schimpfte sie.

Es war neun Uhr.

Sie zog ihr Nachthemd aus und riss die Schublade ihrer Kommode auf. Slip, BH – kein BH. Sie fand keinen, suchte weiter. Vergiss es! Sie zog einen Pullover über und dachte, dass sie das letzte Mal mit dreizehn Jahren das Haus ohne BH verlassen hatte. Hose, Strümpfe ... *Sie passen nicht, wo ist der andere Schuh? Wo? Verdammt! Los! Beige Halbschuhe.*

Los, los, los ...!

Nina zog ihre blaue Jeansjacke an. Sie hatte noch nicht einmal ihr Gesicht gewaschen, und schon jetzt stand ihr der Schweiß auf der Stirn. Vor dem Spiegel machte sie kurz Halt, um sich zu kämmen, was sie allerdings nur tat, um nicht verdächtig auszusehen.

Weil es bei dem, was sie vorhatte, nicht gut war, verdächtig auszusehen.

Sie rannte aus dem Haus und zu ihrem Wagen. Nachdem sie den Motor gestartet hatte, sah sie in ihrer Handtasche nach, ob sich auch wirklich das darin befand, was sie am Abend zuvor hineingesteckt hatte – die Militärpistole Kaliber .45 Halbautomatik. Der klassische 1911-Colt, steckte zwischen einem Estée-Lauder-Schminkset und einem pinkfarbenen Plastikbehälter für Tampons. Nina kannte sich mit der Waffe etwa genauso gut aus wie mit Ihrer Singer-Nähmaschine. Obwohl sie den Colt nicht blind zerlegen und wieder zusammensetzen konnte, war sie doch in der Lage, ihn so weit auseinander zu nehmen, dass sie ihn putzen und ölen konnte, was sie jedes Mal tat, wenn sie ihn benutzt hatte. Diese Waffe war zufällig identisch mit denjenigen, die Ross' Verbrecherbande im *Missouri River Blues* verwendet hatten, obwohl die von Nina mit zehn Patronen echter Munition bestückt und nicht bei der Bundesbehörde oder sonstwo registriert war.

Nina fuhr los und hielt weder an einem Stoppschild an, noch an einer roten Ampel, jagte durch das idyllische, ruhige Cranston in Missouri, bog mit quietschenden Reifen auf die Schnellstraße und raste nach Süden, dorthin, wo sie glaubte, dass John Pellam sein würde.

... *Dreiundzwanzig*

Als Anwalt war er ans Umschreiben gewöhnt. Ronald Peterson beendete nie einen Brief, schriftliche Beweisfragen, eine Beschwerde, einen Antrag oder sonstige Schriftsätze, ohne diese stundenlang zu prüfen. Doch die zweiseitige Presseerklärung zur Anklageerhebung gegen Peter Crimmins wegen Mordes an Vince Gaudia hatte mehr Zeit pro Wort in Anspruch genommen als alles, was er in den letzten Jahren geschrieben hatte.

Allerdings hatte er gerade erfahren, dass diese Presseerklärung nie ihr Ziel erreichen würde.

»Er hat seine Meinung geändert?«, flüsterte Peterson, der seine Wut kaum unter Kontrolle halten konnte.

»So lautet die Nachricht, die er hinterlassen hat«, erklärte Nelson vorsichtig, mied aber den aufgebrachtten Blick seines Chefs. »Und an sein Telefon im Wohnmobil geht niemand ran. Ich habe jemanden nach Maddox geschickt. Das Wohnmobil steht nicht auf dem Campingplatz. Ein Teammitglied der Filmgesellschaft hat erzählt, Pellam sei gefeuert worden, und niemand wisse, wo er steckt.«

»Meinst du, Crimmins hat ihn sich geschnappt?«

»Hm, nach dem, was unsere Empfangsdame gesagt hat, klang er nicht so, als wäre er zu dem Anruf gezwungen worden.«

»Himmel Arsch, warum hat sie den Anruf nicht durchgestellt? Sie ist gefeuert. Sie soll ihre Sachen packen.«

»Er wollte nicht mit Ihnen sprechen«, versuchte Nelson, vorsichtig zu vermitteln. »Er wollte nur die Nachricht hinterlassen.«

»Was genau hat er gesagt?«

»Nur, dass er seine Meinung geändert hätte. Mehr nicht.«

Peterson schnippte siebenmal den Mittelfinger- und Daumennagel

gegeneinander. »Irgendwelche Hinweise aus den abgehörten Gesprächen von Crimmins?«

»Nichts Brauchbares. Das Übliche. Das können wir auf zwei Arten interpretieren: Entweder benutzt er ein sicheres Telefon, um mit seinem Gorilla zu reden, oder er hat die Pressekonferenz gesehen und hat aus irgendeinem Grund keine Veranlassung, sich wegen der Aussage des Typen Sorgen zu machen.«

Warum sollte er sich keine Sorgen machen?

Ein Grund könnte sein: Er war nicht der Mann im Lincoln.

»Warum schikaniert uns Pellam so?«, überlegte Nelson.

Peterson hatte niemandem von dem freiberuflichen FBI-Agenten erzählt, der sich zuerst an Pellams Freundin und dann an Pellam range-macht hatte, um Pellams Gedächtnis über Crimmins »nachzuhelfen«, und der kurz darauf verschwunden war. Außerdem wusste Nelson nicht, dass mit Tony Sloans Genehmigungen für seine Waffen überhaupt nichts fehlerhaft war. Aus diesem Grund wusste auch Nelson nicht, dass Pellam ein paar gute Gründe hatte, die Staatsanwaltschaft zu schikanieren. »Kalte Füße?«, vermutete Peterson.

»Was ist mit der ersten Möglichkeit? Dass Crimmins ihn sich geschnappt hat?«

Peterson schüttelte den Kopf. »Selbst Crimmins wäre nicht so dumm. Scheiße, die Presse würde die Sache ausschlachten, als hätten wir plötzlich Haare an den Handflächen.«

»Was haben Sie vor?« Nelson blickte auf die Presseerklärung hinunter.

»Wie schätzen Sie den Fall Crimmins ohne Pellams Aussage ein? Ich meine, den Mord an Gaudia.«

Nelson dachte eine Minute nach. Peterson spielte mit einem Gummiring und beobachtete seinen Protégé, dessen zusammengekniffene Augen und geschürzte Lippen nur zum Teil seine Angst zeigten. »Ich würde sagen, hinreichender Tatverdacht, wenn wir ihn verhaften wollen. Aber eine Anklage erreichen wir damit nicht.« Nelson räusperte sich.

»Und die ursprüngliche Anklage wegen organisierter Kriminalität ohne Gaudias Zeugenaussage?«

»Freispruch«, erwiderte er. »Sechzig zu vierzig.« Nelson verzog das Gesicht, als würde er in einem Bunker sitzen und auf den Bombeneinschlag warten.

Doch Peterson biss seine Zähne zusammen. Zischend stieß er die Luft aus und kaute, in Gedanken versunken, auf der Innenseite seiner Wangen. Langsam kam er zu dem Schluss, dass im Fall Crimmins für ihn die Gefahr genauso groß war wie die Möglichkeit, einen Punkt für die Guten zu erzielen.

Es war Zeit, dass die ganze Sache endlich ein Ende fand.

Dies sagte er Nelson und fügte hinzu: »Ruf Crimmins' Anwalt an und bringe in Erfahrung, ob wir ihn mit einer Schuldanerkenntnis für ein paar Jahre einbuchten können.«

»Mach ich«, antwortete Nelson rasch, stellte aber nüchtern fest, dass dieser Auftrag bedeutete, zwei Jahre Arbeit in den Wind zu schießen. »Was ist mit Pellam? Es gibt immer noch jemanden, der ihn sucht und zur Strecke bringen will. Sollten wir Bracken oder Monroe darauf ansetzen? Ich meine, der Kerl könnte in Schwierigkeiten stecken.«

Peterson zog eine Donald-Duck-Figur auf, die zwanzig Zentimeter über den Schreibtisch marschierte, bis sie gegen eine Anklageschrift stieß und so lange auf der Stelle trat, bis die Feder abgelaufen war. »Das ist jetzt Pellams Problem. Er ist auf sich alleine gestellt.«

Sie raste durch die Main Street in Maddox, vorbei an den leeren Geschäften, den dunklen Immobilienbüros, dem Goodwill-Gebrauchtwarenladen. Hinter sich wirbelte der Wagen trockenes Laub auf.

Nina war von Cranston zum Bundesgebäude nach St. Louis gefahren. Dort hatte sie Pellam nicht gefunden, obwohl sein Wohnmobil auf der anderen Straßenseite stand, doch es war leer gewesen. Wohin war er bloß gegangen, fragte sie sich. Panisch war sie den Bürgersteig auf und ab gelaufen. Doch plötzlich war ihr eingefallen, wo er stecken könnte. Hastig war sie in den Wagen gesprungen und zurück nach Maddox gefahren.

Doch jetzt, hier auf der Main Street, war sie nicht mehr so sicher, ob sie mit ihrer Vermutung richtig lag. Die leere Straße schien sie zu verhöhnen. Wo, zum Teufel, steckte er?

Als sie neben still gelegten Getreidesilos um die Kurve schlitterte, purzelten die Bilder in ihrem Kopf durcheinander. Pellam mit gezückter Polaroidkamera auf einem Feld neben dem braunen Missouri. Nina, die eine kleine, blonde Schauspielerin in gelbem, mit Einschlöchern übersätem Sommerkleid schminkte. Pellam im Bett neben ihr. Der Rückstoß der Colt-Automatik, der, wenn sie abdrückte, ihren Arm vibrieren ließ.

»Wissen Sie, was?«, fragte Ralph Bales in normaler Lautstärke, doch seine Stimme hallte in der leeren Fabrik wider. Er riss den Kopf herum, darüber erschrocken, dass er seine eigene Stimme hörte.

Der Biermann schien überhaupt nicht daran interessiert zu sein, etwas zu erfahren. »Ich weiß gar nicht, wie Sie heißen«, fuhr Ralph Bales fort.

Trotz seiner Bemerkung stellten sich die beiden Herren einander nicht vor. Mit der Mündung der Cowboy-Waffe im Rücken, wurde Ralph Bales weiter ins Innere des Gebäudes geschoben, doch er glaubte trotz seiner prekären Situation nicht, dass er in Gefahr war. Vielleicht lag das daran, wie der Mann die Pistole hielt: eher wie eine Flasche Bier als wie eine Waffe – es hatte nichts Verzweifeltes. Vielleicht lag es aber auch an den Augen, die nicht mehr so unheimlich finster blickten wie vorher. Der Mann wirkte entschlossener, als wollte er einfach nur reden.

Im hinteren Teil der Fabrik endete der Flur unter einem Balkon in einer kleinen Nische. Sie war sehr dunkel und wurde nur indirekt von den großen, schmutzigen Bogenfenstern beleuchtet. Der Boden war mit einer Staubschicht bedeckt, allerdings fanden sich fast überall Fußabdrücke. Direkt vor einem Bee-Gee-Poster stand ein Regiestuhl aus Holz und Segeltuch.

Ralph Bales blieb stehen. Der Biermann gab ihm ein Zeichen, bis zum Stuhl zu gehen. »Setz dich.«

Er setzte sich. »Ist ziemlich klasse hier. Dreht ihr hier euren Film?«

»Leg diese hier um dein Handgelenk.« Der Mann reichte ihm zwei Paar Handschellen. »Rechts zuerst, dann am Stuhl festmachen.«

»Abartig.« Ralph Bales sah sie sich genauer an. »Eigentum der Polizei von Maddox« stand auf der Seite. »Woher haben Sie die?«

»Mach sie fest.«

Ralph Bales entspannte sich. Ein Typ wie der hier, ein Amateur, würde ganz eindeutig keinem Mann etwas antun, der mit Handschellen an einen Stuhl gefesselt war. Er legte ein Paar Handschellen um sein rechtes Handgelenk, dann um die Stuhllehne. Nachdem er das andere Paar um das linke Handgelenk geschlossen hatte, kam der Biermann langsam auf ihn zu. Die Handschelle rastete um die linke Armlehne ein.

Der Mann trat nach hinten wie ein Zimmermann, der seine Arbeit begutachtete, und zog seinen Colt aus dem Gürtel. »So, wer war im Lincoln?«

Vielleicht hatte er irgendwo ein Aufnahmegerät versteckt und versuchte, ihm ein Geständnis zu entlocken. »Was für ein Lincoln soll das gewesen sein?«

»Wer saß da drin?«

»Herrje.« Ralph Bales klang vergnügt frustriert. »Das ist ja echt ein Scheiß hier.«

»Der Mann im Lincoln – wer?«

»Ich weiß nicht, was Sie ...«

»Weswegen sind Sie zum Bundesgebäude gekommen?«

Ralph Bales hob die Hände, so weit er konnte. Die Handschellen klimpern. »Ich wollte nur mit Ihnen reden.«

»Was wolltest du mir sagen?«

»Ja gut, ich wollte Sie bezahlen, damit Sie nicht verraten, was Sie gesehen haben.«

»Aber du hattest eine Waffe in der Tasche und nur ...« Er kniff die Augen zusammen, während er nachdachte. »... vierzig Dollar dabei.«

»Ich wollte Ihnen eine ganze Menge Geld geben, mehr, als ich gerne mit mir herumtrage.«

»Wer saß im Lincoln?«, wiederholte der Biermann penetrant.

»Ich weiß es nicht, wirklich nicht. Tut mir Leid.«

»Ich wünschte, du wärest kooperativer«, sagte der Biermann enttäuscht und schoss Ralph Bales in den Bauch.

John Pellam ging durch die Rauchwolke und blickte nach unten. »Blutet nicht arg«, sagte er.

Ralph Bales starrte erschrocken und mit aufgerissenem Mund auf die Wunde. »Warum ... haben Sie auf mich geschossen? ... Gott, das tut weh.«

»Wer saß im Wagen?«

»Warum haben Sie das gemacht, warum?«

»Wer saß im Lincoln«, fragte Pellam mit ruhiger Stimme.

»Mein Gott«, flüsterte Ralph Bales, und schaute Pellam verwirrt und schockiert an. »Ich werde sterben.«

»Wenn Sie es mir nicht sagen, werde ich noch mal schießen.«

»Ich weiß es nicht ...«

Der nächste Schuss aus Pellams Pistole.

Ein ohrenbetäubender Knall. Die Kugel traf nur wenige Zentimeter neben der ersten Wunde.

»Nein, nein, Mann ... stopp! Ich sag's ja schon.« Ralph Bales schüttelte den Schweiß aus seinen Augen. »Okay! Philip Lombro! Und jetzt rufen Sie einen Arzt!«

»Und wer ist das?«

Ralph Bales hörte ihn nicht. »Bitte! Ich werde verbluten. Bitte ...«

»Philip?«

»Lombro! Lombro!«

»Wer ist das?«

»O Mann, ich werde ohnmächtig.«

Pellam spannte die Waffe. »Wer ist er?«

»Nein, nein, nicht noch mal! Er ist so ein Immobilientyp. Nicht schießen.«

»Buchstabiere den Namen.«

»Was buchstabieren? O Mann ...«

»Seinen Namen.«

»L-O-M-B-R-O.«

»Warum wollte er, dass Gaudia stirbt?«

»Weiß ich nicht. Ich habe nicht gefragt. Ich werde ohnmächtig. O Scheiße. Irgendwas Persönliches. Ich schwör's bei Gott. Er hat mich angeheuert, um es zu tun. Ich verblute.«

»Wo wohnt er?«

»Weiß ich nicht. Mann, glauben Sie mir. Ich weiß es nicht. Irgendwo in Maddox. Sein Büro liegt auf der Main Street. Mehr weiß ich nicht. Er steht ihm Telefonbuch. Was wollen Sie von mir? Jetzt rufen Sie doch, um Himmels willen, einen Arzt.« Und mit herzerweichender Aufrichtigkeit fügte er hinzu: »Ich bin ein guter Katholik.«

Reglos stand Pellam eine ganze Minute vor Ralph Bales. Und lächelte.

»Nein, Mann, nein. Tun Sie es nicht. Sie werden mich doch nicht einfach hier alleine lassen? Lassen Sie mich nicht sterben! Ich habe Ihnen gesagt, was Sie hören wollten. Rufen Sie die Polizei. Liefern Sie mich ihnen aus. Aber, um Himmels willen, rufen Sie einen Arzt!«

»Würdest du gegen Lombro aussagen?«

»Absolut. O Mann, wenn es das ist, was Sie wollen, dann kriegen sie es.«

»Absolut«, wiederholte Pellam leise. Er rieb mit der linken Hand über die Waffe. Ralph Bales weinte, was Pellam zu ärgern schien. »Das waren Wachskugeln«, sagte er.

Ralph Bales hörte trotzdem nicht auf zu schluchzen.

»Hör endlich auf zu heulen«, schimpfte Pellam. »Das waren keine echten Kugeln.«

»Was?«

»Ich möchte, dass du damit aufhörst«, sagte Pellam und meinte das Weinen.

Langsam kam Ralph Bales wieder zu Atem und runzelte die Stirn, als er auf seinen Bauch hinuntersah – auf die beiden großen roten Blutflecken. Er zog so weit es seine gefesselten Hände zuließen, sein Hemd nach oben. Dort, wo ihn die Geschosse getroffen hatten, prangten zwei riesige, rote Flecken, doch die Haut war unverletzt. Weißes Wachs klebte am Stoff, der mit dunklem Blut durchtränkt war.

Wieder begann Ralph Bales zu weinen und bekam dann einen hysterischen Lachanfall. »Sie Mistkerl, Sie verdammter ...«

In diesem Moment tauchte neben den Männern ein Schatten auf.

Sie rissen die Köpfe herum und sahen Halbschuhe, eine Frauenhose, eine Jeansjacke. Und Nina Sassowers hübsches, blasses Gesicht.

Und die Waffe in ihrer Hand.

»Nina!«, rief Pellam.

Ralph Bales entspannte sich.

»Was machst du hier?«, fragte Pellam.

»Ich dachte mir, dass du hierher kommen würdest.« Ihre Stimme klang wie aus weiter Ferne, als würde sie durch mehrere Schichten Gaze oder Seide sprechen.

»Du solltest hier verschwinden. Wozu hast du diese Waffe dabei? Das hat nichts mit dir zu tun.«

Sie kam näher. Ihr Gesicht war blass und ausgemergelt, ihre Haut sah aus wie Wachs, und ihre Augen schienen zu zwei kleinen, dunklen Punkten zusammengeschrumpft zu sein. Sie blickte von einem zum anderen, bis sie Ralph Bales' Wunden bemerkte.

»O Gott, Pellam ...«

Er erklärte ihr, dass es falsche Patronen gewesen seien, kniff aber die Augen zusammen, als er sah, wie besorgt sie um den Mann im Stuhl war. »Kennst du ihn?«, fragte er.

Sie drehte sich zu ihm. »Es tut mir Leid, Pellam.«

»Was hast du ...?« Er ging auf sie zu.

Blitzartig richtete sie den Colt auf seine Brust. »Nein. Bleib, wo du bist.«

»Nina!«

»Leg sie auf den Boden. Deine Waffe, leg sie runter.«

Pellam tat es. Dann lachte er bitter. »Es war alles geplant, stimmt's?«
»Es war alles geplant«, flüsterte sie.

»Du hast mich im Krankenhaus abgepasst, du hast mich gebeten, dir eine Arbeit zu besorgen, damit du in der Nähe bist ... Für wen arbeitest du? Lombro? Oder Crimmins? Peterson? Für wen?«

»Es tut mir Leid, Pellam. Es tut mir so Leid.«

»Hat Phil dich geschickt?«, fragte Ralph Bales. »O Mann ...« Er seufzte erleichtert. »Komm schon, Schätzchen. Bring mich hier raus.«

Nina kniff die Augen zusammen, bis sie fast geschlossen waren. Pellam wusste, was das bedeutete. Er ließ sich in dem Moment auf den Boden fallen, in dem drei Schüsse aus Ninas Automatik den Raum erfüllten. Scheiben klirrten, von der Decke rieselte Staub herab wie grauer Schnee, und die Schatten erschreckter Tauben huschten am Fenster vorbei.

... Vierundzwanzig

Benebelt vom Sturz und vom Lärm der Schüsse, stand Pellam langsam wieder auf.

Zögernd blickte er sich um.

Alle drei Schüsse hatten Ralph Bales in den Oberkörper getroffen. Der Stuhl war nicht nach hinten gekippt, sondern hatte sich unter dem Aufprall um fünfundvierzig Grad zur Seite gedreht. Bewegungslos saß Ralph Bales im Stuhl, den Kopf nach vorne Richtung Fenster geneigt, als würde er in der schwachen Morgensonne dösen.

Nina löste vorsichtig die nächste Patrone aus der Kammer und zog das Magazin heraus. Die leere Waffe mit dem wieder eingerasteten Schlitten steckte sie in ihre Handtasche. Dann bückte sie sich und hob ungeduldig die Patronenhülsen vom Boden auf, als würde sie vor dem Staubsaugen schmutzige Socken aufsammeln.

Pellam nahm Ralph Bales schnell die Handschellen ab, steckte sie ein und wischte die Fingerabdrücke vom Stuhl ab. Dann schob er Nina vor sich her bis zum Wagen. Seine Angst, dass die Polizei kommen könnte, war allerdings unbegründet. Die Schüsse waren nicht gehört worden, und wenn, dachte man wahrscheinlich, dass die letzten Szenen von *Missouri River Blues* gedreht wurden. Pellam und Nina fuhrten in einen nahe gelegenen Park am Ufer.

»Weißt du, woher ich die Waffe habe?«, flüsterte Nina. »Mein Vater hatte sie immer in einer Schreibtischschublade im oberen Stock in unserem Haus aufbewahrt.« Sie wischte die Tränen aus ihren Augen. »Oh, du hättest den Schreibtisch sehen müssen«, fuhr Nina fort. »Es war eigentlich ein Sekretär mit einem Rollladen. Eiche, denke ich. Dunkel mit diesen gelben Streifen drin. Um ihn zu öffnen, brauchte man einen Messingschlüssel, der immer poliert werden musste. Das Geräusch, wenn sich der Schlüssel drehte, war herrlich. Dann hat man den Rollladen hochgeschoben, und dahinter waren Dutzende von kleinen Fächern, die mit grünem Filz ausgeschlagen waren. Einige Fächer hatten ... einige hatten ...«

Sie weinte einen Moment. Pellam machte keine Anstalten, sie zu trösten.

»Vor einigen Fächern waren kleine Türen mit Griffen. Aber wir haben immer nach Geheimfächern gesucht. Wir haben unter den Schubfächern nachgesehen und hinten mit dem Hammer draufgeschlagen, um zu hören, ob es dort hohle Stellen gibt. Die Waffe haben wir entdeckt, als wir noch Kinder waren, uns aber nichts daraus gemacht. Es hatte Jahre gedauert, bis mir der Sekretär wieder eingefallen ist. Und letzte Woche habe ich mich wieder erinnert. Ich habe mich an die Waffe erinnert und bin ins Haus meiner Mutter gefahren, um sie zu holen. Seitdem habe ich geübt, und dadurch sind viele Erinnerungen zurückgekommen. Von uns beiden, wie wir in dem Schreibtisch herumgekramt haben. Als kleine Mädchen. Nach Spielsachen gesucht haben, nach Büroklammern, nach ...« Sie schluchzte. »Meine Schwester und ich ...«

»Deine Schwester.« Auf einmal hatte Pellam alles verstanden. »Die Frau, die mit Vincent Gaudia zusammen getötet wurde.«

»In den Zeitungen wurde immer nur von dem angeschossenen Polizisten und von Gaudia erzählt«, erklärte Nina. »Niemand hat je von Sally Ann geredet. Niemand hat sich um sie gekümmert. Am Tag nach dem Mord war ich die ganze Nacht wachgelegen und habe überlegt, wie ich herausbekomme, wer das getan hat. Ich dachte, ich warte, bis die Polizei ihn schnappt, dann wollte ich ihn bei der Gerichtsverhandlung erschießen. Aber das hätte Monate dauern können, und bis dahin hätte ich vielleicht nicht mehr den Mut gehabt, es zu tun. Also habe ich beschlossen, Donnie kennen zu lernen. Ich habe sein Hochzeitsbild in der Zeitung gesehen, und dort stand, dass er im Maddox General liegt. Ich hatte vor, ihn kennen zu lernen und zu versuchen, dass er mir den Namen des Mörders sagen würde.«

»Und stattdessen hast du mich getroffen. Deine Mutter lag gar nicht im Krankenhaus?«

»Nein. Meine Schwester war die Letzte aus meiner Familie. Sie war die Verwandte, von deren Beerdigung ich dir im Wohnmobil erzählt habe, als wir nach diesem Feld gesucht haben, nicht meine Tante, und wegen ihr hatte ich angefangen zu weinen.«

»Du hast mitbekommen, dass Donnie und ich uns gestritten haben. Du hast gehört, dass er gesagt hat, ich würde den Mörder kennen.«

Sie nickte. »Es tut mir Leid, Pellam.« Ihre Stimme klang traurig. Aber bedauernd? Überhaupt nicht.

»Und warum die Arbeit bei der Filmgesellschaft?«

»Ich wusste, dass er nach dir suchen würde. Ich dachte, früher oder später würde er dich finden.«

»Du hattest die Waffe die ganze Zeit dabei?«

»Nicht immer.«

Deswegen hatte sie sich so aufgeregt, als sie in der Fabrik überfallen worden war, erklärte sie. In dem Moment habe sie die Waffe nicht dabei gehabt und die Chance verpasst.

Die Chance, einen FBI-Agenten umzubringen. Das sagte ihr Pellam allerdings nicht. »Aber sie hieß nicht so wie du. Deine Schwester, meine ich.«

»Nein. Sally Ann hieß mit Nachnamen Moore, da sie geheiratet hat-

te. Sie hat sich aber vor ein paar Jahren scheiden lassen. Pellam, hatte ich Unrecht? Also, wenn man sich das mal überlegt – der Polizist wurde angeschossen, als er seine Arbeit erledigt hat. Und Gaudia, der getötet wurde, war ein schrecklicher Mensch, aber meine Schwester war doch einfach nur mit ihm ausgegangen. Sie war unschuldig.«

Pellam bezweifelte, ob man einen Menschen, der mit Vince Gaudia ausging, als völlig unschuldig bezeichnen konnte. Aber er glaubte nicht, dass Nina Unrecht hatte mit dem, was sie getan hatte. Schließlich war er selbst genau aus demselben Grund mit einer Waffe durch die Straßen von Maddox gezogen – um Stiles Tod zu rächen.

»Ich wollte ihn umbringen«, sagte sie. »Ich wollte nicht, dass er einfach in den Knast wandert. Und ich musste es selbst tun.«

Pellam erwiderte nichts. Er beugte sich zu ihr und legte einen Arm um sie. Ihr Haar roch nach dem Rauch der Waffe. Aber nur halbherzig drückte Pellam seinen Kopf gegen ihren, denn mit den Gedanken war er ganz woanders.

Schließlich fuhren sie ein Stück die Straße entlang bis zu einem Münztelefon. Pellam hielt an und stieg aus.

»Wirst du der Polizei von mir erzählen?«

Schweigend blickte er sie einen Moment an. Sie hingegen klappte die Sonnenblende herunter und kämmte ihr blondes Haar.

Pellam las die Nummer von einer Visitenkarte in seiner Brieftasche ab und wählte.

»Hallo?«, meldete sich ein Mann mit leichtem Akzent. »Mr. Crimmins, ich bin derjenige, der gestern Abend mit Ihnen telefoniert hat.« Pellam hatte ihn angerufen, um zu sagen, er brauche nicht in Panik zu geraten, wenn Peterson von einer bevorstehenden Verhaftung reden würde. »Ach ja, gut. Wie geht's Ihnen?«

»Gut. Und Ihnen?«

Crimmins amüsierte sich wegen der Höflichkeitsfloskeln. »Prima. Ich nehme an, es hat funktioniert.«

»Es gab eine leichte Komplikation.«
»Was Ernstes?«
»Nein, eigentlich nicht.«
»Das ist gut.«
»Aber ich wollte fragen, ob Ihr Mitarbeiter Mr. Stettle gerade Zeit hat, mir für etwa eine Stunde zu helfen.«
»Ich glaube, das ließe sich einrichten.«
»Sagen Sie ihm, wir treffen uns in einer halben Stunde an der Ecke Main und Fifteenth Street in Maddox.«
»Könnte die Situation riskant werden?«
»Ich glaube nicht. Aber könnten Sie ihn bitten, ein paar Müllsäcke mitzubringen?«
»Müllsäcke?«
»Er wird schon verstehen, was ich meine.«

Sie gingen in den Aufenthaltsraum. Ihr Treffen dort und nicht in seinem Zimmer abzuhalten, war ein guter Ersatz für den Abend mit Nina, der ohnehin das Beste war, was Donnie Buffett seit einem Jahr erlebt hatte.

»Sie sollten nicht rauchen«, sagte er zu Wendy Weiser, als sie eine Zigarette anzündete.

»Ich weiß.« Nach drei Zügen drückte sie sie wieder aus. »Öfter ziehe ich sowieso nicht dran. Und das nur zweimal am Tag. Na ja, dreimal.«

Er nickte, wusste aber, dass sie log, und musterte sie. Sie hatte frei und war nur gekommen, um sich mit ihm zu treffen. Sie trug enge, ausgebleichene Jeans und eine Lederjacke über einem T-Shirt mit einem Spruch. Sie musste die Jacke zur Seite ziehen, damit er lesen konnte, was darauf stand: »Früher dachte ich, ich wäre ein Fehler. Aber das war ein Fehler.« Ihm gefielen ihre Ohrringe: eine winzige goldene Gabel an einem, ein dazu passendes Messer am anderen Ohr.

Was ihm so gut an diesem Treffen gefiel, war, dass er kein Gefange-

ner mehr war. Oder vielmehr, dass er als Gefangener einer anderen Sicherheitsstufe zugeordnet war. Vorher war er im Hochsicherheitstrakt gewesen, jetzt hatte er Freigang. Die Freiheit war es noch nicht, aber so weit schon ganz in Ordnung. Zum ersten Mal seit fast zwei Wochen hatte er das Gefühl, sich zu bewegen – Buffett selbst bewegte sich an den Dingen entlang und war kein starres Objekt mehr. Die Luft, die an ihm vorbeizog, war schal und roch nach Desinfektionsmitteln und Essen von der Warmhalteplatte, aber er bewegte sich, und das war einfach nur herrlich.

Seine Jungfernfahrt im Rollstuhl. Er hatte darauf bestanden, ihn selbst zu fahren. Weiser hatte nichts dagegen eingewendet, obwohl sie gesagt hatte, es verstoße gegen die Regeln. Buffett hatte das Gefühl, dass Weiser wusste, was das Krankenhaus mit seinen Regeln machen könnte, und sprach es wahrscheinlich auch oft genug laut aus. Buffett drückte sich vom Türrahmen seines Zimmers ab, doch seine Arme waren stärker als erwartet. Er verlor die Kontrolle, rammte einen Wasserspender und fuhr einer Helferin in den Hintern, bevor er ein Gefühl für diese Art der Fortbewegung bekam.

Während sie den Flur entlangrollten und gingen, überlegte Buffett, ob er Dr. Weiser von der Nacht mit Nina Sassower erzählen sollte. Vielleicht wäre es gut für sie, das zu wissen, weil es bei der Therapie hilft. Aber er hielt den Mund. Schließlich wollte er nicht, dass Nina Schwierigkeiten bekam. Und wenn er sie nicht verpffiff, bestand immer die Möglichkeit, dass sie zurückkommen würde.

Er fragte sich, ob er es in einer Nacht dreimal schaffen würde.

Der Aufenthaltsraum war mit einem Dutzend leuchtend blauer, verkratzter Resopaltische eingerichtet. Vor einer orangefarben gestrichenen Wand standen alte, verbeulte Automaten für Kaffee, heiße Schokolade, Süßigkeiten und alkoholfreie Getränke, bei denen einige Glühbirnen durchgebrannt waren und nur noch OCA OLA zu lesen war.

Sie fragte, was er wollte.

Buffett bestellte ein 'ola bei ihr.

Lachend sagte sie, sie werde ein 'iät 'ola nehmen.

»Wieso das? Sie haben doch eine prima 'igur.«

Sie konnten gar nicht mehr aufhören zu lachen, bis sie schließlich zum Automaten hinüberging. Sie brachte eine Packung Erdnussbutter-Cracker mit. »Abendessen«, verkündete sie. Und beinahe hätte er sie gefragt, ob sie mit ihm ausgehen wolle – so nebenbei, als würde er nur seinen Gedanken laut aussprechen, ob sie irgendwann mal mit ihm Essen gehen würde. Doch sofort saß ihm die panische Angst wieder im Nacken, und die Chance, sie zu fragen, war plötzlich vertan. Dann kam sie an den Tisch zurück, zündete sich eine Zigarette an, inhalierte dreimal tief und drückte sie wieder aus.

Er war ein bisschen enttäuscht, als sie einen Ordner aus ihrem Aktenkoffer zog, denn damit wurde das Treffen gleich viel geschäftsmäßiger und weniger entspannt. Sie legte den Ordner vor sich hin, öffnete ihn aber nicht.

»Donnie, Ihr spinaler Schock ist überwunden. Die Wahrnehmung ist in vielen Bereichen wiederhergestellt, und die Kontrolle über viele Ihrer Funktionen wird wieder besser. Ich denke, Blasen- und Rektalkontrolle werden fast wieder normal werden. Und, wie ich Ihnen schon gesagt habe, gibt es meines Erachtens keinen Grund, warum sich die sexuellen Funktionen letzten Endes nicht auch wieder regenerieren sollten ...«

Buffett biss sich auf die Wangen, um ein Grinsen zu unterdrücken. »Letzten Endes.«

»Es ist jetzt klar, dass der schlimmste Schaden Ihre Beine betrifft und von Dauer sein wird. Es könnte eine leichte Verbesserung eintreten, aber aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie selbst auf externe Reize nur schwach reagieren. Was das selbständige Gehen betrifft, nun ja, da ist es so, wie ich schon gesagt habe, Donnie.«

Sie bot ihm einen Cracker an, den er mit einem Kopfschütteln ablehnte. Sie aß einen und trank von ihrer Cola.

»Auf diesem Gebiet wird heute viel geforscht. Ein Schwerpunkt ist, bestimmte Substanzen zu isolieren – manche sind so ähnlich wie Hormone, andere wie strukturelle Proteine.«

Er lächelte in sich hinein, als er spürte, wie er in den Sumpf ihres brillanten Gehirns gezogen wurde.

»... die einen Einfluss darauf haben, wie Neuronen ihre Rezeptorzellen erreichen und mit ihnen kommunizieren ...«

Donnie nickte und wirkte, wie er glaubte, interessiert.

»... die FNS genannt wird.«

»Frauen ...?« Er wollte einen Witz machen, doch ihm fiel nichts ein.

»Funktionelle neuromuskuläre Stimulation.« Ihre Augen funkelten wie immer, wenn sie über Wissenschaft sprach. Sie redete über irgendeinen Apparat, mit dem die Beine verbunden wurden und der elektrische Stöße aussandte, um die Muskeln zu reizen. Mit diesem Gerät und mit Hilfe von Krücken oder einem Laufgestell konnte man sich schließlich ruckartig vorwärtsbewegen.

Sie redete weiter, aber Donnie Buffett hörte bereits nicht mehr zu. Ihm war klar, dass er niemals mit einem solchen Gerät verbunden sein wollte, ganz egal, was FNS genau bedeutete. Er wusste jetzt, dass er für den Rest seines Lebens in einem Rollstuhl sitzen und bei Bedarf weinen oder schreien oder eine Lampe in den Fernseher schmeißen konnte, wenn er wieder einmal zu oft *Jeopardy!* oder das *Glücksrad* gesehen hatte. Und er konnte sich vorstellen, mit dem Rollstuhl das Haus zu verlassen und sich eine Arbeit zu suchen. Und zu lernen, wie man auf den Hinterrädern fährt und alleine Bordsteine überwindet. Und sich dicke Arme und einen breiten Brustkorb anzutrainieren. Aber keine Geräte. Wenn er blind wäre, würde er auch nur einen Stock, aber keinen Hund benutzen. Er konnte nicht erklären, warum er diese Unterscheidung machte, aber für ihn war sie real – das war der Unterschied, ob sein Herz lebte oder tot war.

Er merkte, dass Dr. Weiser schwieg, weil sie ihm offenbar eine Frage gestellt hatte. Er wollte sie nicht bitten, die Frage zu wiederholen. »Würden Sie mit mir ausgehen?«, fragte er stattdessen. »Ich meine, zum Abendessen.«

Als sie ablehnte, was er irgendwie geahnt hatte, tat sie es nicht schokiert oder, was schlimmer gewesen wäre, mit einem mütterlichen Lächeln. Sie lehnte mit dem interessierten Blick einer verheirateten Frau ab, die auf einer Party von einem Mann angemacht wird, den sie attraktiv findet.

Ein freundliches Bedauern, kein Erstaunen und keine Überraschung.

»Wir sollten aber Freunde bleiben«, meinte sie.

Als sie das sagte, nagte die panische Angst noch einmal kurz an ihm und trieb ihm den Schweiß auf die Stirn, doch dann rollte sie sich irgendwo in ihm zusammen und fiel, zumindest vorläufig, in einen tiefen, tiefen Schlaf.

... *Fünfundzwanzig*

Da ist ein Mann, der Sie sprechen möchte, Sir. Er sagt, sein Name sei Pellam.«

»Pellam? Kenne ich ihn?«, fragte Philip Lombro, der seine Bally-Schuhe mit einem Lederlappen polierte.

»Er kennt Sie, Sir.«

»Ich bin beschäftigt. Er soll seine Karte dalassen.«

Lombro lehnte sich in seinem Ledersessel zurück und blickte auf den Boden. Die dichten Wolken draußen warfen diffuse Schatten auf den grünen Teppich, und einen Moment später erstrahlte er wieder im grellen Sonnenlicht.

Als die Sprechanlage erneut klickte, schrak er zusammen. »Er sagt, es hätte mit dem verstorbenen Mr. Bales zu tun«, meldete die durch das Gerät verzerrte Stimme.

Lombro räusperte sich. »Schicken Sie ihn rein.«

Pellam betrat das Büro. Er blickte sich um, betrachtete die düsternen burgunderfarbenen und marineblauen Wirtschaftsbücher und juristischen Kompendien, den Schreibtisch, das Schattenmuster, das die Wolken auf den grünen Teppich zeichneten. Den Ausblick auf das alte Backsteingebäude auf der anderen Straßenseite im eleganten Art-déco-Stil.

Pellam setzte sich unaufgefordert auf den Stuhl direkt gegenüber von Lombro. »Ihr Auftragsmörder ist tot.«

Lombro schluckte und legte den Lederlappen sorgfältig zusammen. Ja. Er war es. Derjenige mit dem Bierkasten, der Mann, der ihn gesehen hatte. »Sie sind der Zeuge.«

»Der Zeuge.« Pellam hatte das Wort langsam gesprochen und den Zischlaut genüsslich über die Zunge gleiten lassen. »Mr. James?«

»Nein, mein Name ist Pellam.«

»Sie haben mich reingelegt«, sagte Lombro vorsichtig.

Pellam runzelte die Stirn. »Ich verstehe nicht ganz.«

»Sie haben mein Geld genommen und sind trotzdem zum Staatsanwalt gegangen. Ich habe die Pressekonferenz gesehen.«

»Welches Geld?«

»Die fünfzigtausend. Das Geld, das Ralph Ihnen gegeben hat ...« Er wurde leiser, während auch Pellam scheinbar zu demselben Schluss kam wie Lombro. Sie warfen sich ein wehmütiges Lächeln zu.

»Ich verstehe«, sagte Lombro.

»Die Qualität Ihrer Helfer lässt ein bisschen zu wünschen übrig.«

»Scheint so. Er ist tot, sagen Sie?«

»Ein Unfall.«

»Ich verstehe. Sind Sie hier, um mich zu töten?«, fragte er sachlich.

»Nein«, antwortete Pellam.

»Ich schwöre, ich habe Ralph verboten, Ihnen was anzutun. Er sollte Sie nur bezahlen, um ...«

»Aber gestern kam er mit einer Waffe zum Bundesgebäude. Das wussten Sie.«

Lombro schloss den Mund und hob die Hand zu seinen silbergrauen Schläfen.

»Ich möchte wissen, warum Sie Gaudia getötet haben.«

»Sind Sie Polizist?«

»Nein.«

»Aber an Ihnen ist ein Mikrofon versteckt.«

Pellam zog die Jacke aus und drehte die Taschen seiner Jeans und seines Hemds um. Lombro, den Blick auf den Griff des Colts in Pel-

lams Hosenbund gerichtet, nahm die Bomberjacke und griff in die Taschen.

»Ich will es einfach nur wissen«, wiederholte Pellam ernst.

Lombro legte ein Bein über das andere und rieb mit der rechten Hand über sein Fußgelenk. Er brauchte seine Gedanken nicht sortieren. Diese Geschichte zu erzählen, das hatte er schon vor einiger Zeit geplant. Vielleicht seinem Ankläger. »Ich liebe meine Nichten wie Töchter. Ich war nie verheiratet. Habe keine Kinder. Haben Sie welche?«

Pellam antwortete nicht.

»Eine meiner Nichten war achtzehn. Sie war ein liebes Mädchen. Aber sie war etwas kräftig gebaut und unsicher. Sie ging zur Schule und arbeitete nebenbei als Kellnerin in einem Restaurant, in das Vincent Gaudia manchmal zum Essen ging. Gaudia ging großzügig mit seinem Geld um. Er gab ihr zwanzig Dollar Trinkgeld. Dann wurden es fünfzig. Und danach versprach er ihr hundert. Ich nehme an, Sie ahnen, was passiert ist.

Sie haben ein paar Nächte zusammen verbracht, dann hat Gaudia schlicht vergessen, dass es sie gab. Aber das arme Kind glaubte, es hätte sich in ihn verliebt. Ich versuchte, sie vom Gegenteil zu überzeugen, aber sie ließ sich nicht trösten. Er weigerte sich, ihre Anrufe anzunehmen und die Briefe zu beantworten. Schließlich ging sie zu ihm nach Hause. Es war spätabends, nach der Arbeit im Restaurant. Um zwei Uhr morgens verließ sie sein Haus wieder, und auf dem Heimweg übersah sie eine rote Ampel. Ihr Wagen wurde von einem Lkw erfasst, und sie starb. Sie hatte getrunken und erst eine halbe Stunde vorher Sex gehabt. Die Untersuchung ergab, dass der Sex von einer Art war, die ich Ihnen lieber nicht beschreiben möchte.«

»Eine von zweitausend«, sagte Pellam, in Gedanken versunken.

»Bitte?«

»Ich habe gehört, Gaudia hatte eine Menge Frauen. Sie war eine Eroberung.«

»Ganz genau. Die Polizei hat gesagt, der Unfall sei natürlich ihr Fehler gewesen, aber das war er nicht. Es war der Fehler von Vincent Gaudia. Er hat meine Nichte verführt. Es ist so, als hätte er sie ermordet.

Das hat Gaudia meiner Familie angetan, und weil sich mein Bruder weigerte, etwas wegen dem Tod seiner Tochter zu unternehmen, habe ich beschlossen, es selbst zu tun.«

»Rache im Stil der alten Welt.«

»Wenn Sie so wollen.«

»Sie wussten, dass Bales oder sein Partner auch die Frau getötet hat, die mit Gaudia unterwegs war. Und sie haben diesen Polizisten angeschossen. Und einen Freund von mir umgebracht.«

Lombro schüttelte den Kopf. Sein Gesicht drückte Besorgnis und Trauer aus. »Die ganze Sache ist schief gelaufen. Richtig schief! Ich hätte sie wie ein Mann erledigen sollen. Ich hätte Gaudia selbst töten und die Konsequenzen tragen sollen. Ich bin kein Feigling. Ich wusste einfach nicht, wie so was funktioniert. Haben Sie die Polizei angerufen?«

»Nein, noch nicht«, antwortete Pellam. Er blickte sich im Büro um, betrachtete die Verkleidung, die Bilder an den Wänden. »Wie viel sind Sie wert?«, fragte er.

»Bitte?«

»Geld, meine ich. Wie viel haben Sie?«

»Das weiß ich wirklich nicht.«

»Eine Million?«, fragte Pellam.

Lombro lächelte. »Mehr. Wieso wollen Sie das wissen?«

»Was heißt das: Mehr?«

»Ich weiß es wirklich nicht«, wiederholte Lombro scharf.

»Sie sind im Immobiliengewerbe tätig?«

Lombro zupfte einen Fussel von seinem Knie. »Und das bin ich schon so lange, dass ich weiß, wenn mir ein Angebot gemacht wird.«

»Sie wissen vielleicht, dass es in einigen Staaten so einen Hilfsdienst gibt«, erklärte Pellam. »Er heißt ›Fond für die Entschädigung von Opfern‹ oder so ähnlich. Schon mal davon gehört?«

»Nein.«

»Wenn jemand ausgeraubt oder vergewaltigt wird, bekommt derjenige Geld. Wenn jemand getötet wird, bekommt es die Familie.«

»Sie wollen also vorschlagen, dass ich Ihnen etwas bezahle.«

Pellam zögerte, dann lachte er. »Ja, genau.«

»Wie viel?« Lombro öffnete seine Schublade. Doch vielleicht dachte er, dass ein Scheck nicht die passende Zahlungsart für solche Angelegenheiten war, jedenfalls schob er sie wieder zu.

»Ich denke vor allem an den Polizisten, der angeschossen wurde.«

»Egal. Wie viel schwebt Ihnen vor?«

»Er ist gelähmt, dieser Polizist. Er wird nie wieder gehen können. Das Leben wird für ihn richtig teuer werden. Haushälterinnen, spezielle Autos. Ach, übrigens, wegen Ihnen wurde ich gefeuert.«

Lombro blickte von seinen Schuhen auf. »Ich meine es wirklich ernst, wenn ich Ihnen sage, dass ich Ihnen nichts antun wollte und dass ich nicht wollte, dass noch andere Menschen außer Gaudia sterben. Ich hoffe, Sie stimmen zu, dass ich ein ... nun, ehrenwertes Motiv für das hatte, was ich getan habe. Ich glaube nicht, dass Sie mir was antun wollen.«

»Nein«, bestätigte Pellam. »Ich habe nicht die Absicht, Ihnen was anzutun.«

»Sie können natürlich zur Polizei gehen und erzählen, was passiert ist. Aber letztendlich wird es darauf hinauslaufen, dass mein Wort gegen Ihres steht. Ich war in viele Streitfälle verwickelt. Für Anwälte ist ein Fall wie dieser ein Wettstreit zwischen Lügneren. Wer glaubt wem? Ich denke, meine Chancen stehen genauso gut wie Ihre, was die Glaubwürdigkeit angeht. Ich bin in dieser Stadt sehr einflussreich. Ich bin einer der wenigen Geschäftsleute, die noch in der Lage sind, Steuern zu zahlen, was ich in ausreichendem Maße tue. Ich bin beim Finanzamt genauso bekannt wie im Rathaus. Also, auch wenn ich Ihnen und Ihrem Freund sehr wohlgesonnen bin, haben Sie doch nicht viel in der Hand. Ich würde sagen, zehntausend für jeden von Ihnen.«

»Nein, das reicht nicht.« Pellam zog ein kleines, in Stoff gewickeltes Packen aus der Tasche und legte es auf den Schreibtisch. »Schauen Sie rein.« Lombro faltete das Taschentuch auf. Darin befand sich ein Visitenkartenetui. Er öffnete es, zuckte mit den Schultern und legte es auf das Taschentuch zurück. Pellam schnappte sich das Etui und steckte es zurück in seine Tasche.

»Und wer ist Special Agent Gilbert?«, erkundigte sich Lombro.

»Er ist der Mann, der im Fundament eines derjenigen Häuser begraben liegt, das Sie bauen. Ein Projekt außerhalb von St. Louis. Fuchswald. Ich finde diese Namen für Wohnkomplexe echt lustig. Stonehenge. Windrose. Stimmt es, dass ...«

»Was? Da liegt niemand in ...«

»Und leider muss ich Ihnen auch sagen, dass die Waffe, mit der er erschossen wurde, zu Hause in ihrem Garten vergraben wurde.«

»Unmöglich. Ich besitze keine Waffe.«

»Ich habe nicht gesagt, dass Sie eine Waffe besitzen. Ich habe nur gesagt, dass sie auf ihrem Grundstück vergraben wurde.«

»Das ist völliger Quatsch.«

Doch plötzlich wurde Lombro rot im Gesicht, und seine Augen blitzten. Ein bekannter, mächtiger Mann wurde zum gewöhnlichen, machtlosen Menschen. »Ihr Freund von der Polizei – hilft er ...« Lombro blickte auf Pellams Jackentasche. »Und ich habe gerade dafür gesorgt, dass auf dem Ausweis meine Fingerabdrücke sind, stimmt's?«, flüsterte er.

»Was nicht heißt, dass Sie verurteilt werden. Aber Agent Gilbert war tatsächlich an den Ermittlungen bezüglich des Mordes an Gaudia beteiligt. Er hat mich und meine Freundin bedroht. Und ich würde mich zur Kooperation verpflichtet fühlen, da ich ja nun mal mit dem Staatsanwalt persönlich bekannt bin. Ich denke, das wäre meine Pflicht.«

Philip Lombro blickte auf das Backsteingebäude auf der anderen Straßenseite. Dann leckte er seinen Finger ab und wischte ein Stück Papier oder ein Staubkörnchen von der Ferse eines seiner Schuhe, Bally in Schwarzkirsche mit Troddeln und poliert wie ein getönter Spiegel. Pellam wollte etwas sagen, tat es dann aber nicht. Stirnrunzelnd blickte er auf die Schuhe, als hätte er sie irgendwo schon mal gesehen, konnte sich aber nicht mehr erinnern, wo.

Tony Sloan sprach eigentlich immer noch nicht mit Pellam, hatte aber eine Ausnahme gemacht, um zu erklären, dass er die Bezahlung der

Hälfte von Pellams Honorar veranlassen würde, nachdem er die Waffen zurückerhalten hatte und die letzte Szene im Kasten war. Den Rest behielt Sloan, um wenigstens teilweise die Kosten für die Verzögerung auszugleichen.

»Wenn du es auf diese Weise austragen willst, dann sehen wir uns vor Gericht, Tony.«

Sloan hatte nur mit den Schultern gezuckt und sich ab da wieder an sein Schweigegelübde gehalten. Er war zum Schnittwagen zurückgegangen, wo mehr als hundertfünfzigtausend Meter Film und ein äußerst entmutigter Redakteur auf den Regisseur und dessen künstlerische Vision wartete.

Pellam war direkt hinunter in den Marriott's Huck Finn Room geschlendert, wo er als ungeladener Gast an der Abschlussparty teilnahm.

Dort trank er Sloans Champagner und aß die Seewolf-Kanapees und Teigbällchen, während er sich mit den Schauspielern und den anderen Mitarbeitern unterhielt, die alle so erschöpft von den Proben und letzten Drehtagen waren, dass sie nicht wussten oder es ihnen egal war, dass er immer noch ein Paria war.

Er ließ seinen Blick über die Menge gleiten. In einer Ecke sah er die Maskenbildner; Nina Sassower war nicht dabei.

Dann ging er zu Stace Stacey, der genauso erschöpft wie alle anderen war, sich aber seine gute Laune nicht verderben ließ. Pellam reichte ihm die nicht verwendeten Wachspatronen und die leeren .45er Hülzen, die Stace ihm geliehen hatte, und deutete mit dem Kopf darauf. »Ich würde sie nicht erwähnen.«

Stace steckte die Munition ein und hielt einen Zeigefinger an seine Lippen.

Pellam erzählte ihm davon, dass Sloan einen Teil des Geldes zurückhielt. Jetzt, nach seinem dritten oder vierten Cuba Libre war Stace ziemlich locker. »Er versucht, dich unter Druck zu setzen, was? Dieser Mann ist ein hundertprozentiges Arschloch.« Solch harte Worte hatte Pellam aus Stace' Mund noch nie zu hören bekommen.

»Aber du wirst wieder für ihn arbeiten.«

»Na, darauf kannst du Gift nehmen. Und du wirst in der Warteschlange gleich hinter mir stehen.«

»Könnte sein«, meinte Pellam.

Eine Frau tauchte in der Tür des Festsaals auf. Pellam erkannte sie als eine von Sloans Sekretärinnen, als sie heftig mit einem Blatt Papier in seine Richtung wedelte. Ob Sloan seine Meinung geändert hatte und, wenn auch widerwillig, den Rest des Geldes rausrückte? Nicht, dass es wirklich wichtig wäre. Fünfundzwanzigtausend Dollar waren bereits von Philip Lombros Anlagegesellschaft auf Pellams Konto bei einer Bank in Sherman Oaks überwiesen worden.

»Da ist ein Fax für dich, John. Es ist von Marty Weller aus Budapest.«

Und würde wahrscheinlich gleich weiterüberwiesen werden, zur Finanzierung von *Central Standard Time*.

Sie reichte ihm das Fax und wollte zu einer Gruppe von Schauspielern gehen, wurde aber von Stace Stacey aufgehalten, der ihre Hüfte umfasste und sich auf die Zehenspitzen reckte, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern. Sie kicherte.

Pellam las das Fax. Marty Weller brauchte eine ganze Seite für sein Produzentengeschwafel, um zu erklären, dass Tri-Star bei dem von Paramount abgelehnten Terroristendrehbuch zugegriffen habe, so dass Weller diesen Film und nicht *Central Standard Time* produzieren würde. Die Ungarn würden mit ihm zu Tri-Star wechseln. Sie hatten Weller gebeten, ihm schöne Grüße ausrichten zu lassen; sie hätten das Gefühl, ihn bereits zu kennen, und hätten ihm den Spitznamen »amerikanischer Autorenfilmregisseur« gegeben. Sie hofften, dass sie in Zukunft einmal alle zusammen an einem »klug geschriebenen *Film noir* arbeiten, der alle umhaut«.

Pellam legte das Blatt wieder zusammen, steckte es in seine Tasche, und schnappte sich das nächste Champagnerglas von einem Tablett. Mit geschlossenen Augen drückte er die kalte Sektkelch auf seine Stirn.

Einen Moment später stand Stace wieder neben ihm. Die Sekretärin war weitergezogen, doch der Ausdruck in seinen Augen sagte nicht,

dass er abgewiesen worden war. »Lass uns doch morgen früh zum Schießen gehen«, schlug er mit einem sympathischen Lächeln vor. »Was meinst du? Wir nehmen die Charter Arms und die Dan Wesson und schießen auf ein paar Dosen. Vielleicht gibt's hier sogar ein paar Klapperschlangen.«

Pellam öffnete den Mund, um Stace unter irgendeinem Vorwand abzuwimmeln, sagte dann aber: »Solange ich nicht allzu früh aufstehen muss, Stace.«

»O nein. Die Dreharbeiten sind beendet, und jetzt haben wir Urlaub.«

Das Basketballfeld an der Leonard Street in Maddox ist die meiste Zeit geschlossen. Es gehörte zu einem Schulgelände, doch aufgrund von Budgetkürzungen kann es sich das Bildungsministerium nicht mehr leisten, solche Plätze außerhalb der Schulzeit offen zu lassen, so dass das Tor um fünf Uhr nachmittags abgesperrt wird. Nicht, dass das irgendeine Rolle spielen würde: Die Jugendlichen von Maddox haben den Maschendrahtzaun aufgeschnitten, um sich jederzeit, wenn sie Lust haben, zu einem Spiel treffen zu können.

Der Platz ist asphaltiert, die ihn umgebenden Backsteinmauern sind mit Graffiti besprüht – mit Namen der Kinder und Banden und, wenn die Sprüher mehr Talent hatten, mit schicken, dreidimensionalen Buchstaben und Zeichnungen. Doch der Boden ist sauber wie schwarzer Marmor in einer Kirche. An Freiwurflinien macht niemand herum.

An diesem milden, feuchten Dezemberabend halten sich zwei Männer am Zaun auf. Die Öffnung wäre groß genug, um hindurchzuschlüpfen, säße nicht einer der beiden Männer im Rollstuhl. Es ist ein kleiner sportlicher Rollstuhl, aus bläulichem Metall und mit seitlich nach außen geneigten Rädern. Der Mann, der steht, blickt sich um und holt aus einer großen, zylinderförmigen Sporttasche einen Bolzenschneider aus gehärtetem Metall. Einen Griff stützt er auf der Hüf-

te ab, drückt mit beiden Händen gegen den anderen und durchtrennt zuerst die eine, dann die andere Seite einer Kette.

Sie betreten den Platz. Der Mann im Rollstuhl schiebt diesen mit seinen kräftigen, behaarten Armen rasch vorwärts.

»He, immer langsam mit einem alten Mann, ja?«, ruft Pellam.

Donnie Buffett braucht eine Weile, bis er sich ans Dribbeln gewöhnt hat, aber er hat seit Jahren in der Offensive gespielt und weiß, wie weit der Ball von seinem Körper entfernt sein muss, um ihn unter Kontrolle zu halten. Ein Problem allerdings hat er, weil er nur zwei Arme hat. Wenn er den Rollstuhl nur mit einem Arm anschiebt, dreht er sich im Kreis. Also legt er den Ball auf seinen Schoß und fährt Richtung Korb.

Pellam pfeift laut durch die Zähne und ruft »Schrittfehler«.

»Also, warum bist du wieder in der Stadt?«, fragt Buffett, nachdem er den Ball in den Korb versenkt hat. »Wegen diesem *Missouri River-Film*?«

»Nein. Der ist schon in der Nachbearbeitung. Kommt im Juli raus. Ich verklage den Regisseur auf mein Geld und darauf, dass ich im Abspann genannt werde.«

»Das ist Schikane.«

»Das gehört zum Geschäft. Nein, ich bin wieder hier, weil ich für ein anderes Drehbuch die Locations suche.«

»Wie wird er heißen?«

»*Central Standard Time*.«

»Hört sich langweilig an. Wer wird mitspielen? Du solltest Geena Davis nehmen. Die gefällt mir richtig gut. Oder Shelley Long. Hast du mal *Cheers* gesehen?«

»Es spielt noch niemand mit. Er wird noch nicht mal gedreht. Als ich hier war, habe ich ein paar Orte gesehen, die ziemlich gut passen würden, und die wollte ich mir zu dieser Jahreszeit noch mal anschauen. Zu dieser Jahreszeit spielt der Film nämlich. Im Winter.«

»Das ist ziemlich abgefahren. Zwei Filme in einem Jahr. Vielleicht wird Maddox das neue Hollywood.«

»Hollywood ist auch in einer Wüste entstanden«, sagt Pellam.

»Wie lange bleibst du hier?«

»Ein oder zwei Wochen. Dann fahre ich zu meiner Mutter aufs Land, oben im Staat New York, um Urlaub zu machen.«

Buffett landet einen Treffer nach dem anderen, was Pellam ziemlich frustrierend findet. Die ganze Saison über hat er die Spiele der Lakers verfolgt. Er versucht, zum Korb hinaufzuhechten und den Ball hineinzulegen, aber er kommt noch nicht mal in seine Nähe. Er ist ein furchtbar schlechter Spieler. Seine Nokona-Cowboystiefel sind auch nicht gerade eine Hilfe.

Buffett schnappt sich den Rebound von Pellam und landet den nächsten Treffer.

»Mist, jetzt reicht's«, schimpft Pellam. »Zeig mal einen Slamdunk.«

Nach einer halben Stunde machen sie eine Pause und trinken ein Bier.

Auf Pellams Nachfrage hin erzählt Buffett, dass er sich mit Nina nicht mehr trifft. Es sei vorbei. »Das war nur ein Ausrutscher. Ich wusste nie, woran ich bei ihr war. Sie hatte ihre Launen, als würde sie ein großes Geheimnis mit sich herumtragen.«

»Das habe ich auch gemerkt.« Pellam wischt mit dem Ärmel über seinen Mund und denkt, dass sie ganz schön verrückt sind, im Dezember Bier zu trinken.

Und Basketball zu spielen.

»Hab ich es dir eigentlich schon erzählt?«, fragt Buffett.

»Was?«

»Penny ist ausgezogen. Wir lassen uns scheiden.«

»Ihr lasst euch – was?«

»Scheiden.«

»Gott«, stöhnt Pellam.

»Na ja ...«

»Ich glaube, das ist furchtbar.«

Buffett blickt verlegen zur Seite und genehmigt sich einen großen Schluck Bier. »So was passiert.«

»Hat sie die Sache mit Nina erfahren?«

»Nein. Davon weiß sie nichts.«

Pellam schüttelt den Kopf und deutet auf Buffetts Beine, wendet sich aber wieder dem Sportplatz zu. »Nach all dem, und dann beschließt sie, dich zu verlassen?«

»Nein, Pellam, hm, *ich* beantrage die Scheidung. Es war meine Idee. Sie wird wieder zu ihren Eltern ziehen.«

»Oh.« Auch das, denkt Pellam, ist verrückt. Er blickt Buffett einen Moment an. »Nach all dem verlässt *du sie*?«

»Genau.«

»Warum?«

»Du warst doch bei uns zu Hause. Musst du da wirklich noch fragen?«

»Und du willst alleine leben? In dieser Zeit?«

Buffett zuckt mit den Schultern. »Ich denke, ja.«

Auch Pellam zuckt mit den Schultern – was heißen soll: na dann viel Spaß – und übt sich im Dribbeln. Der Ball hüpfte fort, Pellam springt vor ihn und fängt ihn. »Hast du Dr. Wendy in letzter Zeit mal gesehen?«, fragt er.

»Neulich.«

»So?«

»Nichts Neues. Immer noch die gleiche Prognose.«

»Willst du darüber reden?«

»Nein.«

Wieder legen sie eine Bierpause ein und reden über die Knicks und die Lakers. »Sie haben diese neuen Medikamente an mir ausprobiert«, wechselt Buffett das Thema. »Bei mir wirken sie nicht.«

»Wirst du Selbstmord begehen?«

»Ich glaube nicht. Eines Tages vielleicht.« Buffett klingt weder ernst noch witzig, als er das sagt.

»Mir ist gerade was eingefallen. Spielst du Poker?«

Buffett lacht über diese idiotische Frage. »Natürlich spiele ich Poker.«

»Und magst du Chili?«

»Nein. Ich hasse Chili.«

Wind kommt auf, und es wird zu kalt, um sitzen zu bleiben und Bier

zu trinken, so dass sie zurück zum Korb gehen und weiterspielen. Pelam macht sich an Buffett ran und schnappt ihm den Ball weg. Er dribbelt wie ein Weltmeister und setzt zu einem Drei-Punkte-Wurf an. Er weiß, dass der Ball nicht durch den Korb gehen wird, aber er landet auf dem Rand, prallt wild hin und her und fällt schließlich doch durch den rostigen Metallring in Buffetts wartende Hände.